

Alemannisches Jahrbuch 2011/2012

Alemannisches Jahrbuch 2011/2012

Jahrgang 59/60

Herausgegeben vom
Alemannischen Institut Freiburg e. V.



Mit freundlicher Unterstützung durch



**FÖRDERSTIFTUNG
ARCHÄOLOGIE
IN BADEN-WÜRTTEMBERG**



HUMANISMUS HEUTE
Stiftung des Landes Baden-Württemberg

Ursula Seitz-Gray, Frankfurt am Main

Sparkasse Freiburg- Nördlicher Breisgau

cum animo et spe



Gefördert vom Ministerium für Finanzen und Wirtschaft
Baden-Württemberg – Oberste Denkmalschutzbehörde

Wir danken den Rechteinhabern für die Erteilung der Abdruckgenehmigungen.

© Alemannisches Institut Freiburg i. Br. e. V. 2013

Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Alemannischen Instituts unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Redaktion und Gestaltung: Dr. R. Johanna Regnath

Satz und Bildredaktion: Elisabeth Haug M. A.

Titelbild: Rekonstruktion der Villa Urbana in Heitersheim, Foto: Dr. Gabriele Seitz

Druck und Gesamtherstellung: Moog Druck, Hüfingen

ISSN 0516–5644

Bezugsquelle:

Alemannisches Institut, Bertoldstr. 45, D–79098 Freiburg i. Br.

Tel: 0761/150675–70

Mail: info@alemannisches-institut.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort <i>Hans Ulrich Nuber</i>	7
Die gallische <i>villa</i> von Batilly-en-Gâtinais (Loiret) und die Frage nach dem Ursprung der großen <i>villae</i> „à pavillons multiples alignés“ <i>Stephan Fichtl</i>	9
Die Ausgrabungen in Habsheim und Rixheim Zum Stand der Forschung an Axialhofvillen (Typ Heitersheim) im Elsass <i>Muriel Roth-Zehner unter Mitwirkung von Axelle Murer</i>	27
Die Villa von Heitersheim – 20 Jahre Forschung <i>Gabriele Seitz</i>	63
Die Erweiterung der Getreidespeicherkapazitäten der Axialhofvilla Heitersheim in ihrer 4. Bauperiode – Binnenkolonisation oder Konzentrationsprozesse im ländlichen Raum im ausgehenden 2. Jahrhundert n. Chr.? Ein Modell zur Berechnung von Getreideanbauflächen anhand der Speicherkapazität römischer <i>horrea</i> <i>Lars Blöck</i>	81
<i>... das solicher großer hunger und not was in dem lande allenthalb, das die welt nach verzaget ist worden ...</i> Ergebnisse einer Datenbank zu Mangeljahren und Hungersnöten am Ober- und Hochrhein in vorindustrieller Zeit (1350–1850) <i>Horst Buszello</i>	113
„Das erhabene giebt der Seele die schöne Ruhe ...“ Johann Wolfgang Goethe im jurassischen Moutier (Herbst 1791) <i>Michael Bärmann</i>	147
Baukultur in den Schweizer Alpen – zwischen Tradition und Moderne <i>Benno Furrer</i>	165

„... einen Gehalt wie unser Freiburger Bild haben sie alle nicht ...“ Hans Adolf Bühlers „Prometheusfresko“ im Kollegengebäude I <i>Christina Soltani</i>	189
Sprachalltag in Nord-Baden-Württemberg – Tradition und Zukunft bei der Erforschung gesprochener Sprache <i>Rudolf Bühler</i>	209

Vorwort

Mit dem vorliegenden Doppelband 59/60, 2011/2012 des Alemannischen Jahrbuchs wurde wieder eine volle Dezimale erreicht. Sehr erfreulich ist, dass mit diesem Buch erneut ein Kompendium vorliegt, das die ganze Bandbreite der Forschungsinteressen des Instituts widerspiegelt. Ohne die finanzielle Hilfe großzügiger Sponsoren wäre die Ausstattung mit dem zahlreichen farbigen Bildmaterial nicht möglich gewesen. Allen Persönlichkeiten und Institutionen, die im Impressum aufgeführt sind, danken wir sehr für ihre wirkungsvolle Unterstützung. Besonders dankbar sei des Stuttgarter Journalisten Dieter Kapff gedacht, der ein Leben lang fundiert, publikumsnah und wirkungsvoll über die Archäologie im Lande – auch über Heitersheim – berichtet und der 2011 sein gesamtes Vermögen der Archäologiestiftung Baden-Württemberg vermacht hatte, aus dessen Erträgen wir jetzt erstmals Unterstützung erfahren durften.

Im Juli 2012 hatte das Alemannische Institut ein Kolloquium zu den „Römischen Villen vom Axialhofotyp“ veranstaltet, an dem Vertreter verschiedener europäischer Länder entlang der Rheinschiene zu Wort kamen, auf deren Territorien sich derartige archäologische Relikte gefunden haben. Ein Teil der Vorträge bildet in dem vorliegenden Band einen Schwerpunkt, wobei der Genese und Funktion dieser ländlichen Einzelsiedlungen besondere Aufmerksamkeit galt. Hatten sie bis vor kurzem noch als „typisch römisch“ gegolten, so setzt sich immer stärker die Erkenntnis durch, dass es sich dabei in Wirklichkeit um „gallorömische“ Anlagen handelt, deren Anfänge eindeutig im keltischen Erbe Westeuropas verwurzelt sind. Dies führt der erste Beitrag von *Stephan Fichtl* deutlich vor Augen, der in Batilly-en-Gâtinais (Loiret) einen der arttypischen und unverwechselbaren Grundrisse ergraben und chronologisch wie soziografisch in die späte Latènezeit eingeordnet hat. Zeitlich folgend, aber örtlich näher, liegen die beiden Villenplätze von Habsheim und Rixheim im Elsass (F), an denen *Muriel Roth-Zehner* geforscht hat und die sie hier in größerem Zusammenhang präsentiert. Die Ergebnisse von diesen beiden Plätzen zeigen trotz ihrer Übereinstimmungen auch jeweils individuelle Entwicklungen. Beide sind für uns von besonderer Bedeutung, liegen sie doch genau auf der anderen Rheinseite, dem bekannten Villenort Heitersheim gegenüber, und zwingen geradezu zu vergleichender Betrachtungsweise. Aus Heitersheim selbst berichtet *Gabriele Seitz* über ihre neuen Erkenntnisse zur Frühphase dieser Anlage, die chronologisch und strukturell interessante Ergänzungen zu den elsässischen Plätzen bieten. Auch hier zeigt sich, dass die „römische“ Komponente nur in der Entwicklung, d. h. der Einbringung und Übernahme von Bautechnik besteht. *Lars Blöck* behandelt in einem Exkurs seiner Dissertation, basierend auf der wechselnden Kapazität von Getreidespeichern der Heitersheimer Villa, die daraus zu berechnenden Flächen, die zum Anbau der Feldfrüchte notwendig waren, wobei er überzeugend auch auf mittelalterliche Quellen zurückgreift.

Die Getreideproduktion und ihre Bedeutung für die Bewohner an Ober- und Hochrhein leitet zu dem Thema von *Horst Buszello* über, der im Zusammenhang mit seinem Forschungsprojekt zur Ernährung eine Datenbank zu den Mangeljahren und Hungersnöten in vorindustrieller Zeit über einen Zeitraum von 500 Jahren (1350–1850) erstellt und ausgewertet hat. Der lange Beobachtungszeitraum und die durchgängigen Notierungen von Wetter, Erntequalität und Preisen so-

wie Epidemien bringen nicht nur zum Teil dramatische Einblicke in individuelle Schicksale, sondern erlauben sowohl die daraus resultierenden Langzeit-Phänomene zu erkennen als diese auch – zumindest beispielhaft – in frühere Zeiten zu übertragen. Dieser eindringliche Beitrag unterstreicht, in welchem Maß die gesamthafte Geschichte der „kleinen Leute“ eine Veränderung in der Blickrichtung bewirken und damit zur Rekonstruktion historischer Darstellungen beitragen kann, die über den Rahmen der dominierenden politischen Geschichte hinausreichen.

Die zwei folgenden Abhandlungen führen uns in die Schweiz, jedoch in ganz unterschiedliche Zusammenhänge. *Michael Bärmann* legt seinen Betrachtungen einen Brief Goethes aus dem Jahr 1779 von dessen zweiter Schweizerreise zugrunde. Der Inhalt dieses Briefes verdient nicht allein lokal bedingte Aufmerksamkeit, denn seine spätere „Verwertung“ gewährt interessante Einblicke in die praktische Arbeitsweise des deutschen Dichtersfürsten und beleuchtet auch seine persönliche Entwicklung in der Übergangsphase zwischen den literarischen Epochen des Sturm und Drang (ca. 1767–1785) und der darauf folgenden Klassik.

Benno Furrer schlägt mit seiner Darstellung zur Baukultur in den Schweizer Alpen einen detailreichen Bogen durch die Baugeschichte der ländlichen Alpenregionen vom Mittelalter bis in die Neuzeit. Geprägt war der traditionelle Hausbau jahrhundertlang von Nutzung, Ökonomie und sozialen Ansprüchen, wobei sich naturgegeben sogenannte Hauslandschaften herausbildeten. Heute haben sich diese ehemaligen landwirtschaftlichen Grundlagen vielerorts durch moderne Entwicklungen entscheidend, aber nicht immer zum Besten verändert: So schuf etwa der Alpen-Tourismus „Holiday-Resorts“, deren umstrittene architektonische Gestaltung nicht selten internationalen Architekten übertragen worden ist.

Im neu erbauten Kollegiengebäude I der Freiburger Universität war zwischen 1910 und 1912 das „Prometheusfresko“ von dem Maler Hans Adolf Bühler (1877–1951) geschaffen worden. Seit dem Augenblick seiner Enthüllung schwankt die Einschätzung des Kunstwerks aus ganz unterschiedlichen, inhaltlichen wie personellen Gründen zwischen begeisterter Anerkennung und tiefer Ablehnung. *Christina Soltani* untersucht als Teil ihrer Dissertation über Bühler die Entstehungsgeschichte des Monumentalbildes, von der Motivfindung über die nicht mehr dem damals üblichen Historismus verpflichtete, realistisch künstlerische Gestaltung und die Hintergründe der Symbolhaftigkeit der dargestellten Personen. Eine wesentliche Rolle zum Verständnis spielt dabei auch das geistig-soziale Umfeld des Künstlers.

Der Beitrag „Sprachalltag in Nord-Baden-Württemberg“ von *Rudolf Bühler* berichtet über ein an der Universität Tübingen laufendes gleichnamiges Projekt. Dieses schließt mit der Erhebung der heutigen Sprachvarietäten Nord-Baden-Württembergs die letzte Lücke in der Erforschung der Dialekte im süddeutschen Raum. Aufgegliedert in mehrere Teilprojekte werden die bisherigen Erkenntnisse und die Vorgehensweisen der Erhebungen ausführlich dargelegt. Die Ergebnisse zeigen, dass der Gebrauch des Dialektes aufgrund äußerer Umstände sehr stark variieren kann und sich verändert. Phonetik, Grammatik und Wortschatz des Dialekts bestimmen jedoch nach wie vor in vielen Bereichen des täglichen Lebens das Sprachverhalten der lokalen Nutzer.

Die Fertigstellung dieses Bandes oblag den Mitarbeiterinnen des Instituts, wofür Ihnen allen sehr gedankt sei. Frau Dr. R. Regnath besorgte die Redaktion, unterstützt von Frau Elisabeth Haug M. A., die zudem für das Lektorat verantwortlich zeichnet. Bei den Korrekturarbeiten und Recherchen halfen Diana Fischer, Katharina Ackenheil und Pia März.

Prof. Dr. Hans Ulrich Nuber
für Vorstand und Beirat

Die gallische *villa* von Batilly-en-Gâtinais (Loiret) und die Frage nach dem Ursprung der großen *villae* „à pavillons multiples alignés“¹

Stephan Fichtl

1 Die Wohnsitze der Aristokratie am Ende der Eisenzeit

Bevor man detaillierter über den aristokratischen Wohnsitz von Batilly-en-Gâtinais, „Les Pierrières“ spricht, sollte man auf die Definition von Wohnsitzen der gallischen Aristokratie eingehen. Herkömmlicherweise werden diese Anwesen als Landsitze der Oberschicht in der gallischen Gesellschaft bezeichnet, die Caesar im „Gallischen Krieg“ *equites* nannte.

Diese unterscheiden sich von der Mehrheit der ländlichen Wohnsitze aus der Eisenzeit – wir kennen heute mehrere Hundert – durch die reichhaltigen Befunde und die Größe der architektonischen Strukturen.² So wurden auf der Ausgrabung „La Croix du Buis“ in Arnac-la-Poste (Haute-Vienne)³ mehr als 800 Amphoren gefunden. Das Hauptgebäude war in mediterraner Technik gebaut, in Lehmfachwerk und mit ziegelgedecktem Dach. In Natteries bei Puy-Saint-Bonne, nicht weit von Cholet (Maine-et-Loire), oder in Grands Champs in Coulon (Deux-Sèvres)⁴ ist die Größe der Umfassungsgräben mit einer Breite von 7 und 8 m, bei einer Tiefe von mehr als 3 m, beachtlich. Erwähnenswert ist auch das Beispiel von Camp de Saint Symphorien in Paule (Côtes d’Armor).⁵ Der bescheidene Bauernhof aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. entwickelte sich zu einer regelrechten Festung im 3. Jahrhundert und zuletzt, zu Beginn des 1. Jahrhunderts v. Chr., zu einer befestigten Siedlung mit nahezu 30 ha Grundfläche (Abb. 1).

¹ Dieser Aufsatz gibt einen Vortrag wieder, der auf dem Kolloquium des Alemannischen Instituts „Römische Villen vom Axialhoftyp. Neue Entdeckungen und Erkenntnisse“ in Freiburg i. Br. am 13. Juli 2012 gehalten wurde.

² FRANÇOIS MALRAIN / VÉRONIQUE MATTERNE / PATRICE MÉNIEL, *Les paysans gaulois (III^e siècle–52 av. J.-C.)*, Paris 2002; YVES MENEZ, *Le Camp de Saint Symphorien à Paule (Côtes d’Armor) et les résidences de l’aristocratie du second âge du Fer en France septentrionale*. Thèse de doctorat, sous la direction d’O. Buchsenschutz, Université de Paris 1, Panthéon-Sorbonne, 2009; STEPHAN FICHTL, *À propos des résidences aristocratiques de la fin de l’âge du Fer: l’exemple de quelques sites du Loiret, Mélanges Olivier Buchsenschutz*, Bordeaux, im Druck; ANNE-MARIE ADAM / STEPHAN FICHTL, *L’aristocrate des villes et l’aristocrate des champs: où les élites celtiques habitaient-elles? Mélanges Xavier Lafon (Aix-en-Provence)*, im Druck.

³ PATRICK MAGUER, *Le site aristocratique des Natteries, Le Puy-Saint-Bonnet (Maine et Loire)*, in: *De pierre et de terre, Les Gaulois entre Loire et Dordogne*, Ausstellungskatalog, hg. von der Association des publications chauvinoises, Chauvigny 2007, S. 78–80.

⁴ Die Ausgrabung der „Grands Champs“ in Coulon ist 2011 von der INRAP unter der Leitung von Céline Pelletier durchgeführt worden.

⁵ YVES MENEZ / JEAN-CHARLES ARRAMOND, *L’habitat aristocratique fortifié de Paule (Côtes d’Armor)*, in: *Gallia* 54 (1997), S. 119–155; MENEZ, *Le Camp* (wie Anm. 2).

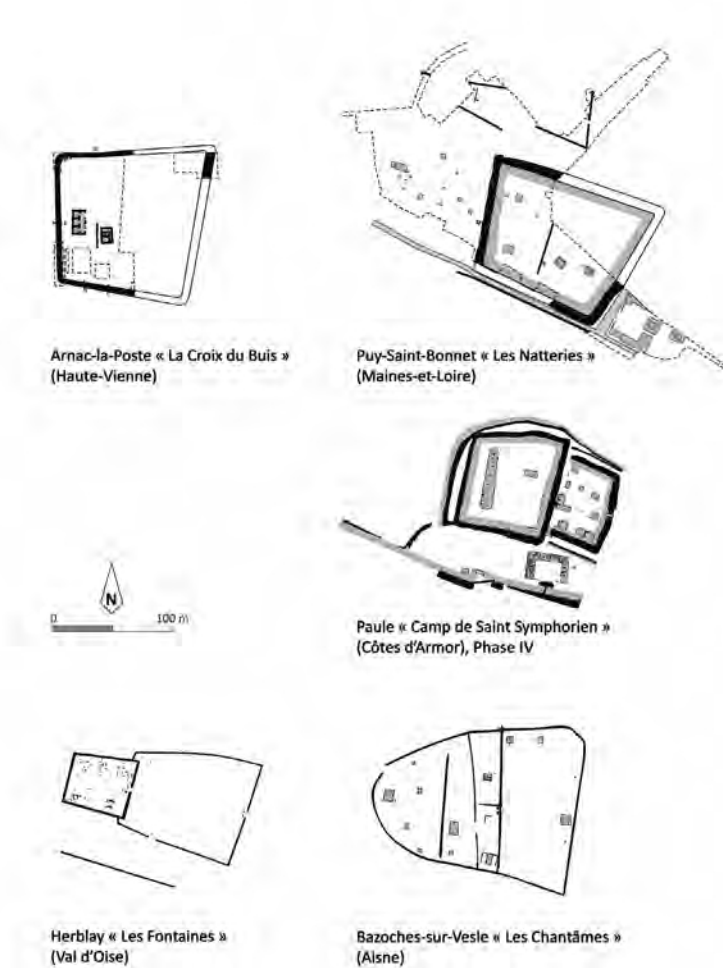


Abb. 1: Pläne der wichtigsten aristokratischen ländlichen Wohnsitze, die im Text erwähnt werden. Grafik: Stephan Fichtl.

Auch die interne Organisation dieser Plätze hat oft die Aufmerksamkeit der Archäologen auf sich gezogen. So hat François Malrain schon im Jahre 2002 in seiner Klassifizierung der ländlichen Gebäude auf „die sehr genaue Trennung des Raumes“ aufmerksam gemacht, „mit einem abgetrennten Wohnareal für die Aristokratie innerhalb eines größeren, mit Gebäuden für die Landwirtschaft bestimmten Areal.“⁶ Aus diesem Grund schlug er vor, von *pars urbana* und *pars rustica*, nach dem Vorbild der gallo-römischen *villae*, zu sprechen. Die repräsentativsten

⁶ MALRAIN / MATTERNE / MÉNIEL, Les paysans gaulois (wie Anm. 2), S. 141–144.

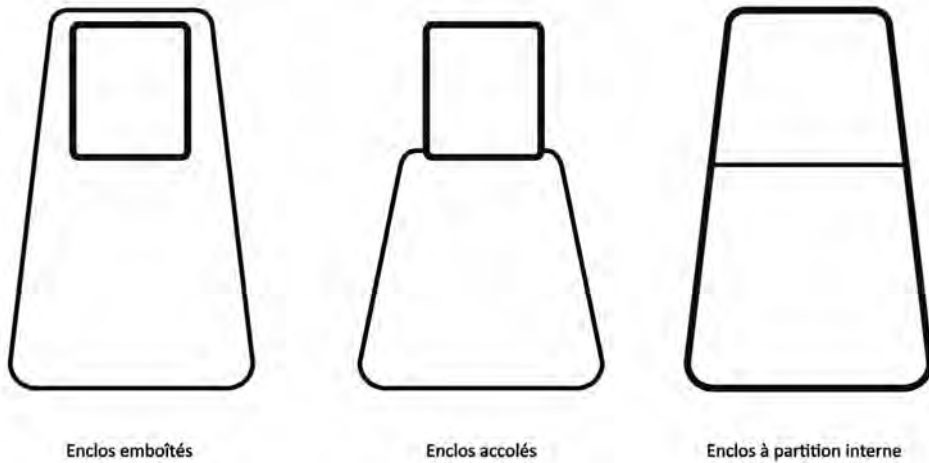


Abb. 2: Typologie der ländlichen Wohnsitze vom Typ „cours multiples“. Grafik: Stephan Fichtl.

Beispiele waren damals Herblay (Val d’Oise)⁷ und Bazoches-sur-Vesle (Aisne).⁸ Beide zeigten eine komplexe interne Organisation mit mehreren ineinander verschachtelten Arealen bzw. mit mehreren internen Abgrenzungen. Seitdem hat sich die Anzahl der Fundstellen deutlich vergrößert und man kann drei Organisationstypen unterscheiden: ineinander verschachtelte Areale, in Reihe angeordnete Areale und große, intern streng getrennte Areale (Abb. 2). Doch trotz ihrer durchdachten Organisation gehören diese Bauernhöfe nicht unbedingt an die Spitze der hierarchischen Ordnung. Im Département Loiret, insbesondere um Batilly, konzentriert sich eine gewisse Anzahl von Fundstellen wie Boynes, „La porte de Puisseaux“ vom Typus der in Reihe angeordneten Areale. In Puisseaux oder Boynes, „Les Champs Noirs“ und schließlich Attray⁹ finden wir den Typus der verschachtelten Areale wie in „Les Pierrières“, wenn auch bescheidener.¹⁰

2 Die *villa* von Batilly-en-Gâtinais

Die *villa* von Batilly-en-Gâtinais „Les Pierrières“ erstreckt sich über die Gemeinden von Batilly und Boynes im Département Loiret. In der Latènezeit liegt sie am Rande des Gebietes der Senonen, nicht weit von der Grenze der Carnuten. Dies zeigen die alten Diözese Grenzen und die

⁷ ALAIN VALAIS, La Ferme des Fontaines à Herblay (Val d’Oise), in: Les installations agricoles de l’âge du Fer en Île-de-France, actes du colloque de Paris, hg. von OLIVIER BUCHSENSCHUTZ und PATRICE MÉNIEL (Études d’Histoire et d’Archeologie, Bd. 4), Paris 1994, S. 113–123.

⁸ FRÉDÉRIC GRANSAR / CLAUDINE POMMEPUY, Bazoches-sur-Vesle „Les Chantâmes“ (Aisne). Présentation préliminaire de l’établissement rural aristocratique de La Tène D1, in: Revue archéologique de Picardie, Numéro spécial 22 (2005), S. 193–216.

⁹ DAVID LABARRE, Commune d’Attray (Loiret), „Le Cul d’Anon“. Site A19–D2–4, Rapport de fouille INRAP, Orléans, SRA Centre, 2007.

¹⁰ FICHTL, À propos (wie Anm. 2).

Existenz des Grenztoponyms „Ingrannes“ – abgeleitet von *equoranda* – 17 km Luftlinie südöstlich der *villa*. In diesem Teil der *civitas* der Senonen kennen wir kein nennenswertes Oppidum. Die zwei am nächsten liegenden befestigten Siedlungen sind Triguères, etwa 50 km südöstlich, und Orléans-*Cenabum*, etwa 40 km südwestlich. Die erstgenannte Stätte ist allerdings mit nur 9 ha von bescheidener Größe und dazu schlecht dokumentiert. Orléans dagegen gehört zu den wichtigen Oppida, liegt jedoch in der benachbarten *civitas* der Carnuten. In seinem „Gallischen Krieg“ erwähnt Caesar zwar die Existenz eines Oppidums *Vellaunodunum* in dieser Gegend, aber weder Château-Landon noch Montargis sind als mögliche Lokalisierung letztendlich zufriedenstellend.¹¹

Die *villa* von Batilly kann von der Mitte des 2. Jahrhunderts bis in die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr., d. h. von Anfang La Tène D1 bis La Tène D2a datiert werden. Diese Datierung erfolgte hauptsächlich durch die dort gefundene Keramik. Die Metallfunde jedoch scheinen eine etwas ältere Datierung anzudeuten. Die Fibeln sind hauptsächlich aus Eisen, darunter eine gewisse Anzahl von Exemplaren mit sechsschleifiger Spirale, die in den Übergang von La Tène C2 zu La Tène D1 oder in La Tène D1a datieren. Der nächstbest repräsentierte Typus sind Nauheimer Fibeln aus Eisen und Bronze (Grabungskampagne 2011).

Ebenso weisen hohl gearbeitete Bronzearmreife aus der Verfüllung der Gräben auf eine Datierung nach La Tène D1a hin. Nur eine Bronzefibel datiert nach La Tène D2. Die Amphoren sind alle vom Typ Dressel 1 mit der älteren kleinen Randlippe.

Forschungsgeschichte

Der aristokratische Wohnsitz „Les Pierrières“ in Batilly-en-Gâtinais wurde 2004 von Dominique Chesnoy durch Befliegung entdeckt (Abb. 3).

Die ersten Grabungen wurden durch die INRAP, dem Autobahnbau A19 vorgreifend, von Juli 2006 bis März 2007 unter der Leitung von Sophie Liégard durchgeführt. In den Jahren 2008, 2011 und 2012 fanden Plangrabungen im Rahmen von Lehrgrabungen der Universität Francois Rabelais/Tours statt. Diese werden zumindest bis in die Jahre 2013 und 2014 fortgeführt werden.¹²

Parallel dazu wurden von der Firma Terra Nova, der heutigen Géocarta, in den Jahren 2006, 2009, 2011 und 2012 geomagnetische Prospektionen durchgeführt. Deren Ergebnisse erlaubten einen Überblick über den um 20 ha großen Komplex und seine innere Anlage: Sichtbar wurden die Gräben, die Palisaden und sogar die Pfostengruben der Hauptgebäude (Abb. 4).

¹¹ STEPHAN FICHTL, *Les peuples gaulois*, Paris 2012, S. 206–220.

¹² SOPHIE LIÉGARD, Batilly-en-Gâtinais, „Les Pierrière“, in: *Revue Archéologique du Loiret* 30/31 (2005/2006), S. 98–99; DIES., *L’habitat aristocratique de Batilly-en-Gâtinais (Loiret)*, in: *Bulletin de l’AFEAF* 25 (2007), S. 51–52; DIES., *Les Pierrières à Batilly-en-Gâtinais (Loiret)*, in: *Archéopages* 19, Septembre 2007; DIES. / STEPHAN FICHTL, *Une proto-villa de la fin de l’époque gauloise*, in: *L’archéologue*, Nr. 102 (2009), S. 42–47; DERS., *Villa gauloise à Batilly-en-Gâtinais*, in: *L’archéologue*, Nr. 107 (2010), S. 58–59.



Abb. 3: Luftaufnahme der Fundstelle von Batilly. Foto: D. Chesnoy.

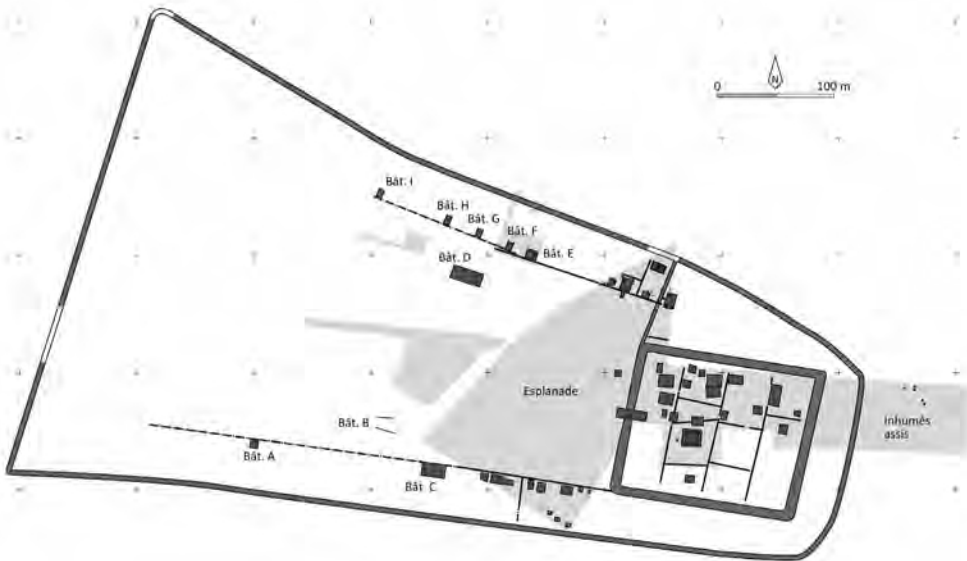


Abb. 4: Plan der gallischen *villa* von Batilly-en-Gâtinais, nach den Grabungsergebnissen und den geomagnetischen Prospektionen (Stand 2012). Grafik: Stephan Fichtl.

Die Strukturierung des Komplexes

Batilly umfasst eine äußere trapezförmige, ca. 20 ha große Einfriedung mit 680 m Seitenlänge und 175 m bzw. 400 m Breite. Am östlichen schmalen Ende befindet sich eine innere Einfriedung. Sie umfasst mit 144 m auf 116 m Seitenlänge ein Areal von etwa 1,7 ha.

Diese Strukturierung in zwei deutlich getrennte Areale erinnert an die Unterteilung der römischen *villae* in *pars urbana* und *pars rustica*. Wir werden also diese lateinischen Ausdrücke übernehmen und zeigen, dass sie im Fall von Batilly-en-Gâtinais völlig zutreffend angewendet werden können.

Die *pars urbana*

Die innere Einfriedung von 1,7 ha weist eine regelmäßige, durch parallel zueinander und zur Schmalseite der Einfriedung verlaufende Palisaden gebildete Binnenstruktur auf, welche die Fläche in vier Streifen mit einer Breite von 34 bis 40 m aufteilen. Diese wiederum werden durch quer dazu angelegte Palisaden in mehrere Höfe unterteilt. Die drei ersten Palisaden verlaufen genau parallel zueinander und zu den Schmalseiten, während die Quereinteilungen nicht genau rechtwinklig angelegt wurden.

Diese Palisaden sind in verschiedenen Techniken erstellt worden. Die parallel zueinander angelegten Hauptpalisaden bestehen aus einer Reihung von dicken tragenden Pfosten, die in einem Abstand von 1,6 m bis 2,0 m voneinander in großen rechteckigen Gruben aufgestellt wurden. Zwischen den Pfosten befanden sich Strohlehmwände, wie mehrere gebrannte Fragmente aus den Verfüllungen der Pfostengruben zeigen. Die Strohlehmwände waren farblich gefasst. Dabei wurde ein exotisches Pigment, „ägyptisches Blau“, verwendet. Bei anderen Palisaden stellte man zur Unterstützung der Strohlehmwände kleinere Pfosten in 0,70 m breite und 0,50 m tiefe Gräben. Die Durchgänge zwischen den Höfen sind oft weitläufig angelegt. Mindestens an zwei Stellen konnten Tortürme dokumentiert werden, die jeweils auf zwölf paarweise (2 x 6) in länglichen Gruben aufgestellten Pfosten gründeten (Abb. 5).

In diesem Areal der Fundstelle ist die Gebäudedichte ziemlich hoch, sie reicht von einfachen vierpfostigen Konstruktionen bis hin zu sehr komplexen Grundrissen. Dies wird sehr gut durch das im Jahre 2008 ausgegrabene Gebäude¹³ gezeigt (Abb. 6). Es weist zwei Bauphasen auf. Der erste Grundriss, mit einer Fläche von etwa 160 m², zeigt sieben Pfosten auf den Längsseiten und vier auf den Schmalseiten (16 x 10 m) ohne innere Stützpfeiler. Der quadratische Grundriss (ca. 10 x 10 m) der zweiten Bauphase besaß jeweils sechs Pfosten auf der östlichen und westlichen Seite und jeweils vier auf der nördlichen und südlichen Seite. Wie bei der Mehrheit der Gebäude des Komplexes beruht diese Konstruktion, trotz verschiedener Formen und Größen, auf einer regelmäßigen und sich wiederholenden modularen Bauweise.

Die zentrale Einfriedung wird von einem imposanten V-förmigen Spitzgraben eingefasst. Er ist 6 bis 7 m breit und 3,5 m tief (Abb. 7). Dazu muss man sich entlang der Innenseiten einen massiven Wall von 7 bis 8 m Breite vorstellen, da es in diesem Bereich keine Spuren von Bebauung gibt. Der Wall hatte schätzungsweise 3 m Höhe und wurde wahrscheinlich von einer

¹³ Das Gebäude wurde durch Angehörige der Universität Tours ergraben; SYLVIE BARRIER / LAËTITIA NOËL / ÉMILIE ROUX, *L'habitat rural aristocratique de Batilly-en-Gâtinais (Loiret): résultats de la campagne 2008*, in: *Bulletin de l'Association Française pour l'Étude du Fer*, Nr. 27 (2009), S. 5–8.



Abb. 5: Ansicht der inneren Palisaden und der Pfostenlöcher des Vorhofs. Foto: A. Fourvel.

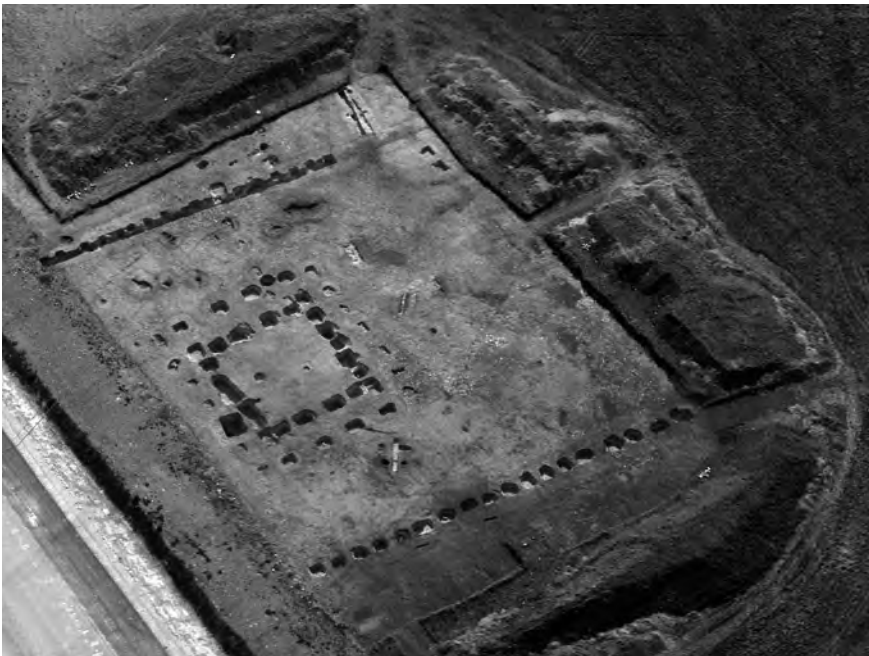


Abb. 6: Luftbild des zentralen Gebäudes, Grabung 2008. Foto: D. Chesnoy.



Abb. 7: Ansicht des Hauptgrabens. Foto: S. Liégard.

Palisade gekrönt. Wir können in Batilly gleiche Größenordnungen wie in Natteries und in Coulon feststellen.

Der Hauptzugang ist eindrucksvoll entsprechend der Dimensionen des Grabens angelegt. Mehrere Bauphasen konnten erkannt werden. Zwei Reihen von jeweils fünf Pfosten stützten beidseitig den Wall gegenüber dem Durchlass ab. Dieser wird von einem imposanten Torturm auf zwölf tragenden Pfosten überwölbt.

In einer späteren Phase wurde diese Anlage durch einen zusätzlichen, vor dem Graben liegenden Torturm erweitert. Dieser komplexe Bau gleicht mehr dem Tor einer Festung als dem Zugang zu einem Bauernhof, welcher meistens nur aus zwei dicken Pfosten bestand. Die gesamte Anlage ist sehr gut vergleichbar mit dem aristokratischen Wohnsitz von „Les Gains“ in Saint-Georges-lès-Baillargeaux bei Poitiers (Vienne),¹⁴ dessen Umfassungsgraben mit 4,5 m Breite und 2,5 m Tiefe kaum weniger tief und breit ist als bei den oben erwähnten Beispielen.

¹⁴ Die Ausgrabung von „Les Gains“ in Saint-Georges-lès-Baillargeaux (Vienne) wurde durch die INRAP im Jahre 2010 unter der Leitung von Patrick Maguer durchgeführt (<http://www.inrap.fr/archeologie-preventive/Actualites/Actualites-des-decouvertes/Archives/2011/p-12786-Une-ferme-fortifiee-gauloise-en-Poitou-Charentes.htm>).

Die *pars rustica*

Die innere Umfriedung, in der äußeren ca. 20 ha großen gelegen, ist ebenfalls von einem V-förmigen Spitzgraben umgeben. Dieser ist auf seiner östlichen Seite maximal 2,6 m breit bei einer Tiefe von 1,7 m. Der nördliche Teil ist mit einer Breite von 2,2 m bis 2,4 m im Bereich des Eingangs und bei einer Tiefe von 1,2 bis 1,5 m kaum bescheidener. Der Innenbereich der *pars rustica* ist in vier Areale unterteilt. Der zentralen Einfriedung ist eine weitläufige unbebaute Fläche vorgelagert. Diese wird beidseitig von einer Reihe von Gebäuden umgrenzt, welche entlang einer Palisade aufgereiht sind (Abb. 8). Ein großer Teil dieser Freifläche direkt vor der zentralen Einfriedung (*pars urbana*) wurde untersucht. Es konnte nur ein kleiner vierpostiger Bau dokumentiert werden. Die geomagnetischen Prospektionen scheinen das Fehlen von baulichen Strukturen zu bestätigen, mit Ausnahme eines großen Gebäudes, das im nördlichen Teil der Freifläche liegt (Abb. 9). Dieses im Jahre 2012 ausgegrabene große Gebäude misst 13 x 25 m und besitzt somit eine Grundfläche von mehr als 300 m². Zwei kaum ausgebaute Herdstellen konnten anhand mehrerer Fragmente von verziegeltem Ofenlehm nachgewiesen werden. Die Funktion dieses Gebäudes ist noch unklar. Es kann eventuell in Beziehung zu einem Bauwerk ähnlichen Grundrisses und ähnlicher Maße gebracht werden, das im Süden der Freifläche liegt, auch wenn letzteres im Zusammenhang mit der Gebäudereihe entlang der südlichen Palisade steht. Wenn man davon ausgeht, dass diese Freifläche sich bis zum westlichen Graben erstreckt, hätte sie eine Größenordnung von ca. 10 ha.



Abb. 8: Luftbild des nördlichen Teils der *pars rustica*. Foto: L. de Cargouët, INRAP.



Abb. 9: Luftbild des großen Gebäudes im Nordteil des Vorhofs, Grabung 2012. Foto: D. Chesnoy.

Diese freie Fläche wird im Norden und im Süden durch zwei parallel zu den äußeren Gräben verlaufende Palisaden eingegrenzt. Sie bilden zwei 40 m breite Streifen zum äußeren Graben hin. Unmittelbar entlang dieser Palisaden wurde eine Reihe von Gebäuden errichtet: neun wurden entlang der nördlichen Palisade entdeckt. Davon wurden bis heute sechs dokumentiert. Entlang der südlichen Palisade sind zehn Gebäude bekannt, von denen acht erforscht sind. Die großzügigen flächigen Ausgrabungen haben rechtwinklig angelegte Palisaden ans Tageslicht gebracht, welche die beiden Flächen zwischen den äußeren Gräben und den Palisaden in mehrere Höfe verschiedener Größe unterteilen. Man findet hier also eine ähnliche Unterteilung wie innerhalb der zentralen Einfriedung, nämlich in der Hauptachse eine Kombination aus extrem symmetrischer und eher asymmetrischer Unterteilung in den übrigen.

Fassbare handwerkliche Aktivitäten auf dem Fundplatz und ihre räumliche Aufteilung

Das Fundmaterial des Platzes wirkt eher bescheiden und stammt größtenteils aus der Verfüllung der Gräben. Das Ausmaß des Umzäunungssystems aus Wall und Graben erlaubt nicht, das Fundmaterial aus den Gräben einzelnen Gebäuden zuzuweisen, wie es sonst üblicherweise bei



Abb. 10: Das Vorratsgebäude UA 38 im Nordteil der *pars rustica*. Foto: S. Liégard.

bescheideneren Plätzen möglich ist.¹⁵ Trotz dieser Schwierigkeit kann man erste Überlegungen anstellen. Der zentrale Bereich ist eindeutig am aufwändigsten gebaut, wie die flächendeckenden Farbspuren an den Gebäudewänden und den lehmverputzten Palisaden nahelegen. Man kann mühelos erkennen, dass es sich hier um den vornehmeren Teil bzw. den Wohnbereich des Platzes handelt und er verdient aus diesem Grund die Bezeichnung *pars urbana*.

Dagegen weisen die Freifläche und die zwei sie einrahmenden Streifen Spuren von handwerklichen Aktivitäten auf. So konnte ein Grubenhaus dokumentiert werden, d. h. eine Struktur, die im Allgemeinen mit einer Werkstatt in Verbindung gebracht wird. Das Fundmaterial ermöglicht es nicht, die Art des Handwerks zu bestimmen. Im nördlichen Bereich des Platzes wiederum fanden sich in Form von abgesägten Hirschgeweihen Hinweise zur Bearbeitung von Knochen; außerdem auf die Verarbeitung von Kupferlegierungen. Ungefähr zehn Gusstiegel sowie geschnittene Blechreste und Gussabfälle von Buntmetalllegierungen belegen dies. Ebenfalls lasen Schlackenreste und Stücke kleiner Metallbarren den Betrieb einer Gusswerkstatt vermuten.

Was die landwirtschaftliche Funktion des Platzes betrifft, ist das Fehlen bzw. die geringe Anzahl von Speichergebäuden auffällig. Denkbar jedoch ist eine Lagerung in größeren Gebäuden, z. B. im Gebäude UA 38, im nördlichen Teil der Freifläche, das im Zuge der INRAP-Grabung dokumentiert wurde. Die Vielzahl von inneren Pfosten lassen dort einen abgehobenen Boden vermuten (Abb. 10).

¹⁵ FICHTL, À propos (wie Anm. 2).

Die „sitzenden“ Bestattungen

Im östlichen Teil des Platzes, ca. 40 m östlich der Einfriedung 1, wurden auf einem begrenzten Areal die Reste von fünf sitzenden Bestattungen gefunden. Die Individuen waren alle auf dem linken Bein kniend, ohne Beigaben, beigesezt worden. Trotz des Fehlens von Beigaben belegen jedoch die C-14-Datierungen, dass sie zeitgleich mit der Nutzung des Platzes sind. Vergleichbare Bestattungen kennt man aus Acy-Romance,¹⁶ Avenches, Genf und unlängst aus dem Heiligtum in Saint-Just-en-Chaussée (Oise).¹⁷ Wir haben es hier nicht mit klassischen Bestattungen zu tun. Wahrscheinlich sind sie im Zusammenhang mit einem komplexeren Ritual, das für uns noch nicht greifbar ist, zu betrachten.

3 Vergleich mit römischen *villae*

Wir haben mehrfach auf die Vergleichbarkeit mit den römischen *villae* hingewiesen, die seit einem Beitrag von Alain Ferdière über die *villae* „à pavillons multiples alignés“,¹⁸ im deutschen Sprachraum als „Römische Villen vom Axialhoftyp“ bezeichnet werden. In dieser Zusammenfassung werden wir versuchen, die Unterschiede und die Parallelen zwischen den gallischen und den römischen Plätzen, die meistens mehr als ein Jahrhundert trennt, darzustellen. Dieser Beitrag ergänzt meinen ersten, im Jahr 2009 erschienenen Artikel, in dem ich bereits vorschlug, in der *villa* von Batilly-en-Gâtinais ein Modell für diese Art von *villae* zu sehen.¹⁹

Bei der Betrachtung der Verteilungskarte römischer *villae* stellt man bald fest, dass sie typisch für den nördlichen Teil Galliens und den äußersten westlichen Teil Germaniens sind, also jene Regionen, die dem keltischen Gallien bzw. dem Belgien Caesars entsprechen. Genau hier findet man die meisten gallischen Gutshöfe mit mehreren Höfen,²⁰ von denen eine gewisse Anzahl als Landsitze der gallischen Aristokratie betrachtet werden können. Unbekannt dagegen ist dieser Typus in der *Gallia Narbonnensis* und in Aquitanien. Es wurden lediglich zwei Beispiele von Alain Ferdière genannt: die *villae* von Montmaurin und Chiragan. Im römischen Germanien ist dieser Typus ebenfalls unbekannt. Es gibt aktuell eine Überlagerung der Kartierung der *villae* und der oben genannten gallischen Landsitze (Abb. 11).

Bei der Betrachtung des Gesamtplanes von Batilly fällt die Ähnlichkeit mit dem der *villae* auf: auf der einen Seite ein Wohnareal mit einer großen vorgelagerten Freifläche, auch als

¹⁶ BERNARD LAMBOT / PATRICE MÉNIEL, Le centre communautaire et culturel du village gaulois d'Acy-Romance dans son contexte régional, in: Rites et espaces en pays celte et méditerranéen: étude comparée à partir du sanctuaire d'Acy-Romance (Ardenne, France), hg. von STÉPHANE VERGER (Collection de l'École française de Rome, Bd. 276), Rom 2000, S. 7–139.

¹⁷ <http://www.inrap.fr/archeologie-preventive/Sites-archeologiques/p-9557-Plainval-Le-sanctuaire-gaulois-et-gallo-romain-de-Saint-Just-en-Chaussee.htm>.

¹⁸ ALAIN FERDIÈRE / CRISTINA GANDINI / PIERRE NOUVEL / JEAN-LUC COLLART, Les grandes *villae* „à pavillons multiples alignés“ dans les provinces des Gaules et des Germanies: répartition, origine et fonctions, in: Revue Archéologique de l'Est, 59 (2010), S. 357–446.

¹⁹ STEPHAN FICHTL, La villa gallo-romaine, un modèle gaulois? Réflexions sur un plan canonique, in: ARTEFACT. Festschrift für Sabine Rieckhoff zum 65. Geburtstag, hg. von SUSANNE GRUNWALD u. a. (Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie, Bd. 172), Bonn, 2009, S. 439–448.

²⁰ Eine erste Kartierung wurde von Alexandra Cony im Rahmen ihrer Master 2-Arbeit „Les habitats ruraux à cours multiples au second Âge du Fer en Gaule: inventaire, typologie, cartographie, fonctions“ an der Universität Tours durchgeführt, abgelegt im Juni 2011.

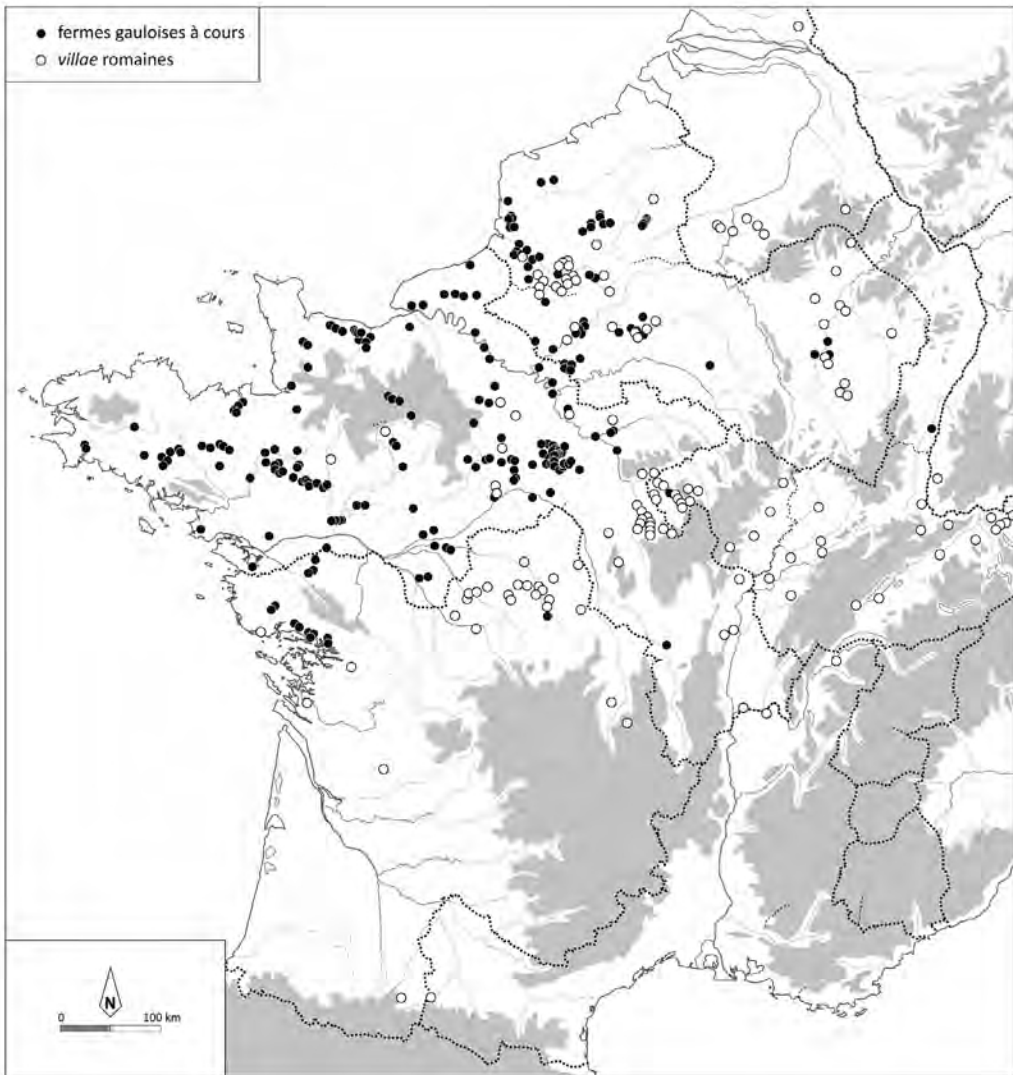


Abb. 11: Verbreitungskarte der Villen vom Typ „à pavillons multiples alignés“ nach ALAIN FERDIÈRE u. a., Les grandes *villae* (wie Anm. 18) sowie der gallischen Gehöfte „à cours multiples“ nach ALEXANDRA CONY, Les habitats ruraux (wie Anm. 20).

landwirtschaftliches Areal bezeichnet, welche beidseitig von einer Reihe von Gebäuden begrenzt wird. Zur Zeit ist Batilly der einzige frühgeschichtliche Platz, der eine so deutliche Ähnlichkeit mit den römischen *villae* aufweist. Jedoch findet man auch auf anderen Plätzen das eine oder andere Element dieses Typus wieder, d. h. ein größeres Gebäude, das fast theatralisch in der Flucht der Mittelachse des Eingangsbereichs liegt, wie in „La Corbinière“, in Beaucouzé

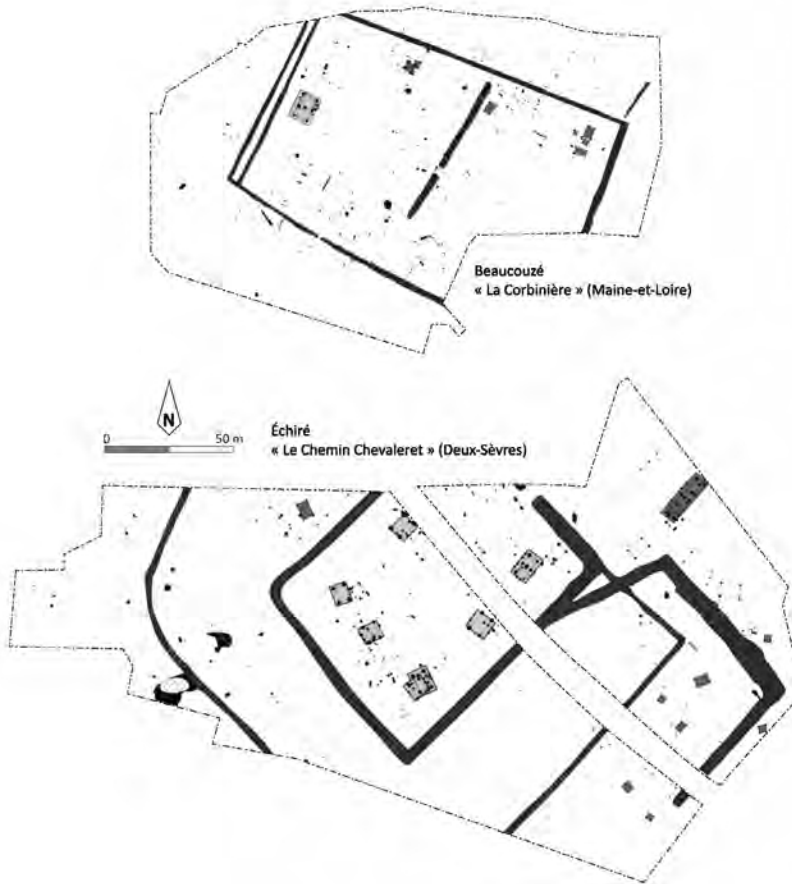


Abb. 12: Grundpläne der gallischen Landsiedlungen von „Chemin Chevaleret“ in Échiré (Deux-Sèvres) und von „La Corbinière“ in Beaucouzé (Maine-et-Loire). Grafik: Stephan Fichtl.

(Maine-et-Loire).²¹ Auch wenn der Gesamtplan nicht mit dem von Batilly übereinstimmt, sind in dieser Anlage die Gebäude so platziert, dass eine freie Fläche entsteht, vergleichbar mit einem Hof. In „Au Chemin Chevaleret“ in Echiré (Deux-Sèvres) weist das zentrale Areal eine systematischere Anlage auf. Die Gebäude sind entlang der Seiten des Areals angelegt und bilden so auch hier eine große Freifläche (Abb. 12).

Bei manchen Gebäuden in Batilly fällt die Ähnlichkeit ihrer Grundrisse auf, besonders die der großen Gebäude mit vier tragenden Pfosten und zurückgesetzter Wand, von denen drei Beispiele im nördlichen Teil ausgegraben worden sind. Vier weitere solcher Gebäude sind durch geomagnetische Prospektion belegt. Ein weiteres Detail muss noch erwähnt werden, nämlich

²¹ PATRICK MAGUER / DOROTHÉE LUSSON / MURIEL TROUBADY, Fermes, hameaux et résidences aristocratiques entre Loire et Dordogne, in: Les gaulois entre Loire et Dordogne, actes de colloque du XXXI^e colloque de l'AFEAF, 17–20 mai 2007, hg. von ISABELLE BERTRAND u. a., Chauvigny 2009, S. 423–459.

Die gallische *villa* von Batilly-en-Gâtinais (Loiret)

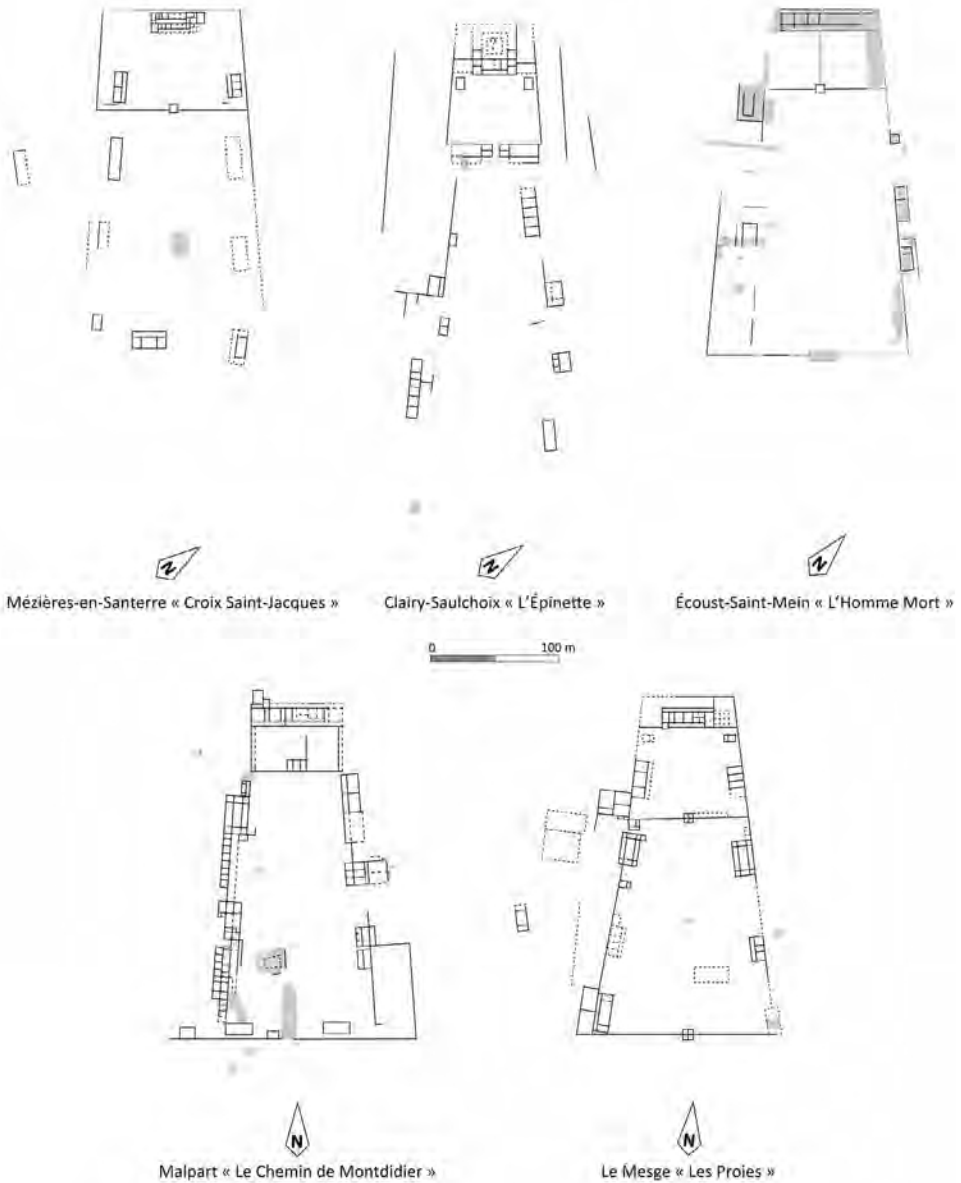


Abb. 13: Grundpläne der trapezoiden *villae* der Picardie nach ALAIN FERDIÈRE u. a., *Les grandes villae* (wie Anm. 18).

der Torturm, der, wie in vielen *villae* in der Picardie, den Durchgang zwischen beiden Arealen des Platzes ermöglicht. Die besten Beispiele sind Lamotte Warfusée „Les Terres Noires“ (Somme), Estres-sur- Noyes „Le Bois des Célestins“ (Somme), Cappy „Sole de Mézières“ (Somme), Le Mesge „Les Proies“ (Somme), Écoust-Saint-Mein „L'Homme Mort“ (Pas-de-

Calais) und Borg (Sarre). Deren Architektur lässt an den von Columella erwähnten Beobachtungsposten über einem Tor denken (I, 6).²²

Die trapezoide Form des äußeren Areals von Batilly hat auch Ähnlichkeit mit verschiedenen *villae* aus der Picardie, die durch die Luftbilder von R. Agache (Abb. 13) bekannt sind: Écoust-Saint-Mein „L’Homme Mort“ (Pas-de-Calais), Malpart „Le chemin de Montdidier“ (Somme), Le Mesge „Les Proies“ (Somme), Clairy-Saulchoix „L’Épinette“ (Somme) und Mézières en Santerre „Croix Saint-Jacques“ (Somme).

Man muss jedoch zwei wesentliche Unterschiede zwischen Batilly und einer unter römischem Einfluss angelegten *villa* feststellen: Der Plan der *pars urbana* einer klassischen *villa* hat nichts mit der Organisation von Batilly zu tun. Zum einen besaß die römische *villa* oft ein einziges, sich zur Freifläche mit landwirtschaftlicher Funktion hin öffnendes Bauwerk. Die Öffnung entstand mittels eines von zwei Pavillons flankierten Portikus. Manchmal aber war der Grundriss komplexer und die Architektur entwickelte sich zu mit Portiken gesäumten Innenhöfen. Auch wenn die *pars urbana* in jedem Fall architektonisch – durch eine Mauer oder einen Wall mit Graben – abgegrenzt war, findet man zur römischen Zeit nie eine innere Unterteilung in mehrere Höfe wie in Batilly. Zum anderen waren die Baumaterialien und Bautechniken, wie sie bei den römischen *villae* in Gallien zu finden sind, d. h. Steinbauweise, Ziegeldach sowie der Wohnkomfort mit Badetrakt, Mosaiken, Wandmalereien und Marmorverkleidungen, erst mit den Römern aus dem Mittelmehrgebiet übernommen worden.

Die Frage der Chronologie bleibt jedoch problematisch. Die römischen Villen vom Axialhofotyp entwickeln sich vor allem in der ersten Hälfte bzw. im letzten Drittel des 1. Jahrhunderts n. Chr., das heißt mehr als hundert Jahre nach der Auffassung von Batilly-en-Gâtinais. Es gilt also die verbindenden Glieder zwischen den beiden Typen von Plätzen zu suchen. Ein möglicher Anhaltspunkt ist wahrscheinlich der Landsitz von Verneuil-en-Halatte (Oise), der bereits im letzten Viertel des 1. Jahrhunderts v. Chr. einen für eine *villa* typischen Grundriss aufweist und der sich in der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. zu einer richtigen römischen *villa* entwickelt. Im Gegensatz zu Batilly hat der Hof in Verneuil in seiner ersten Phase ein axiales Gebäude, das bereits das Hauptgebäude einer römischen *pars urbana* erahnen lässt.

²² ROGER AGACHE, La Somme pré-romaine et Romaine: d’après les prospections aériennes à basse altitude (Mémoire de la Société des Antiquaires de Picardie, Bd. 24), Amiens 1978.

Résumé en Français

Les résidences aristocratiques gauloises de la fin de l'âge du Fer sont traditionnellement identifiées comme les habitats ruraux de la classe supérieure de la société gauloise, appelée *equites* par César dans *la Guerre des Gaules*. Ils se différencient de la plupart des sites ruraux de l'âge du Fer, dont on dénombre plusieurs centaines actuellement, par la richesse du mobilier qui y a été retrouvé et par les dimensions des structures. Mais l'organisation interne du site a aussi souvent attiré l'attention des chercheurs. Dans sa classification des établissements ruraux, François Malrain a dès 2002 insisté sur la division très nette de l'espace de ce type d'habitat. Il avait alors déjà proposé de parler de *pars urbana* et de *pars rustica*, à l'image des *villae* gallo-romaines. Les meilleurs exemples, à l'époque, étaient Herblay (Val d'Oise) et Bazoches-sur-Vesle (Aisne).

La *villa* de Batilly-en-Gâtinais, „les Pierrières“, est située en marge du territoire des Sénons, non loin de la frontière avec les Carnutes. Sa datation peut être comprise dans une fourchette d'un petit siècle environ, entre le milieu du II^e siècle et le milieu du I^{er} siècle av. J.-C., soit du début de La Tène D1 à La Tène D2a.

Elle a été révélée en 2004 par les photographies aériennes de Dominique Chesnoy. Les premières fouilles ont été entreprises par l'Inrap, dans le cadre de travaux préalables à la construction de l'autoroute A19, de juillet 2006 à mars 2007, sous la direction de Sophie Liégard. Le site est, depuis, le chantier école de l'université François Rabelais de Tours. Grâce aux prospections géomagnétiques de l'entreprise Géocarta, nous avons maintenant une idée complète du plan de l'établissement.

Batilly se compose de deux enclos imbriqués l'un dans l'autre. Un premier enclos extérieur, de forme trapézoïdale, mesure 680 m de long pour une largeur allant de 175 m à près de 400 m, soit une surface enclose qui avoisine les 20 ha. À l'extrémité orientale de cet enclos, sur le petit côté, se trouve un enclos interne de 144 m x 116 m, soit d'une superficie de près de 1,7 ha.

L'enclos intérieur, ou central, se caractérise par un découpage régulier de sa partie interne en trois bandes parallèles de 34 à 40 m de large, elles-mêmes subdivisées en plusieurs cours par des palissades perpendiculaires. Ces dernières étaient édifiées en torchis et peintes, avec notamment un pigment exotique, le bleu d'Égypte. Dans cette partie du site, on note une assez grande densité de bâtiments, allant de la simple construction sur quatre poteaux à des plans extrêmement complexes. L'enclos est délimité par un imposant fossé en „V“, de 6 à 7 m de large pour 3,50 m de profondeur, auquel il faut ajouter un talus massif de même ampleur. L'entrée principale est, elle aussi, à la hauteur des dimensions du fossé. Elle est plus proche des architectures connues pour les portes des sites fortifiés, que des aménagements d'entrée de fermes.

L'enclos extérieur d'une superficie de 20 ha est délimité, lui aussi, par un fossé en „V“, qui possède une largeur maximale de 2,60 m pour une profondeur de 1,70 m. Au centre se trouve une vaste esplanade non construite, de 10 ha environ, mais bordée de part et d'autre par des séries de bâtiments alignés sur une palissade. Les constructions se regroupent ainsi, au nord et au sud, sur une bande de 40 m.

La partie centrale est clairement la zone la mieux construite avec une présence systématique de peinture sur les parois des bâtiments et des palissades en torchis. On peut, sans peine, considérer que nous sommes en présence de la partie noble du site et donc d'une zone avant tout résidentielle, la *pars urbana*. Les activités économiques se retrouvent sur les deux côtés de l'esplanade. On y a découvert des traces d'activités artisanales, de travail du bronze, du fer,

mais aussi de travail de matières dures animales, utilisées pour la tableterie, comme le suggèrent des restes de bois de cerf sciés. En ce qui concerne la fonction agricole du site, il faut noter l'absence ou, du moins, l'indigence du nombre de greniers.

La résidence aristocratique de Batilly peut être comparée avec les *villae* d'époque romaine à pavillons multiples alignés. La carte de répartition des *villae* romaines et des fermes gauloises à cours multiples, comme Batilly, montre qu'elles couvrent globalement les mêmes régions : la Gaule Celtique et Belgique de César. Si on regarde l'organisation générale de Batilly, on est frappé par la similitude avec les plans de ces *villae* : un secteur résidentiel sur un des côtés, précédé d'une vaste esplanade, appelée aussi cour agricole, bordée de part et d'autre par un alignement de bâtiments. Les termes de *pars urbana* et *pars rustica* semblent ici parfaitement adaptés. Il faut noter cependant une différence majeure, liée à l'influence romaine : La *pars urbana* de la villa classique est constituée d'un seul bâtiment, ouvert sur l'esplanade, à l'inverse du site gaulois dans lequel on observe avant tout un découpage interne en plusieurs cours.

Die Ausgrabungen in Habsheim und Rixheim

Zum Stand der Forschung an Axialhofvillen (Typ Heitersheim) im Elsass

Muriel Roth-Zehner unter Mitwirkung von Axelle Murer

Die beiden *villae* von Habsheim-Landsererweg und Rixheim-ZAC Le Petit Prince (Gewerbegebiet) wurden in jüngerer Zeit ausgegraben. Bis heute sind sie die einzigen bekannten Axialhofvillen im Elsass.

Die Gemeinden Habsheim und Rixheim liegen am Ostrand des Sundgaus auf der Schotterebene der Ill, an der Grenze zweier sehr unterschiedlicher Landschaftsräume: im Westen die lössbedeckten Ausläufer des östlichen Unteren Sundgaus und im Osten die Rote Hardt mit Kiesböden. Die Hügel des unteren Sundgaus dienten wahrscheinlich zur Gewinnung von Kalkstein (oligozäne Molasse) unterschiedlicher und oft mittelmäßiger Qualität, der als Baumaterial und Werkstein Verwendung fand. Auch Gipsvorkommen wurden ausgebeutet und zum Bau verwendet. Die zwei *villae* liegen auf Kolluvien aus Seitentälern. Die hellbraunen verlehnten Schichten sind oft sehr ausgedehnt und erschweren somit die Interpretation der Bodenspuren.

Die beiden *villae* wurden am Verlauf der römischen Straßenverbindung von *Argentorate* (Straßburg) nach *Augusta Raurica* (Augst) errichtet (Abb. 1). Unweit der 160 m westlich dieser Hauptstraße liegenden *villa* von Habsheim kreuzen Nebenstraßen (Verbindung Eschentzwiller-Ottmarsheim und evtl. auch Habsheim-Kembs) die römische Hauptstraße. Der Fundplatz von Rixheim zeigt ein ähnliches Bild: Die *villa* liegt ebenfalls am Kreuzungspunkt zweier antiker Straßen, nämlich der Hauptstraße von Augst nach Straßburg und einer Abzweigung in östlicher Richtung, die zur *pars rustica* führte. Hier bleibt allerdings eine Unsicherheit: der Platz der *pars urbana* in diesem System und die Möglichkeit eines durch die Umfassung oder entlang der *pars urbana* führenden Weges.

Die *pars rustica* in Habsheim und Rixheim

Zuerst stellen wir die jeweilige *pars rustica* der beiden *villae* vor, die von der Zeitenwende bis zum Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. datieren. Die *pars urbana* von Rixheim konnte nicht beobachtet werden, während die von Habsheim nur in kleinen Teilen bekannt ist.

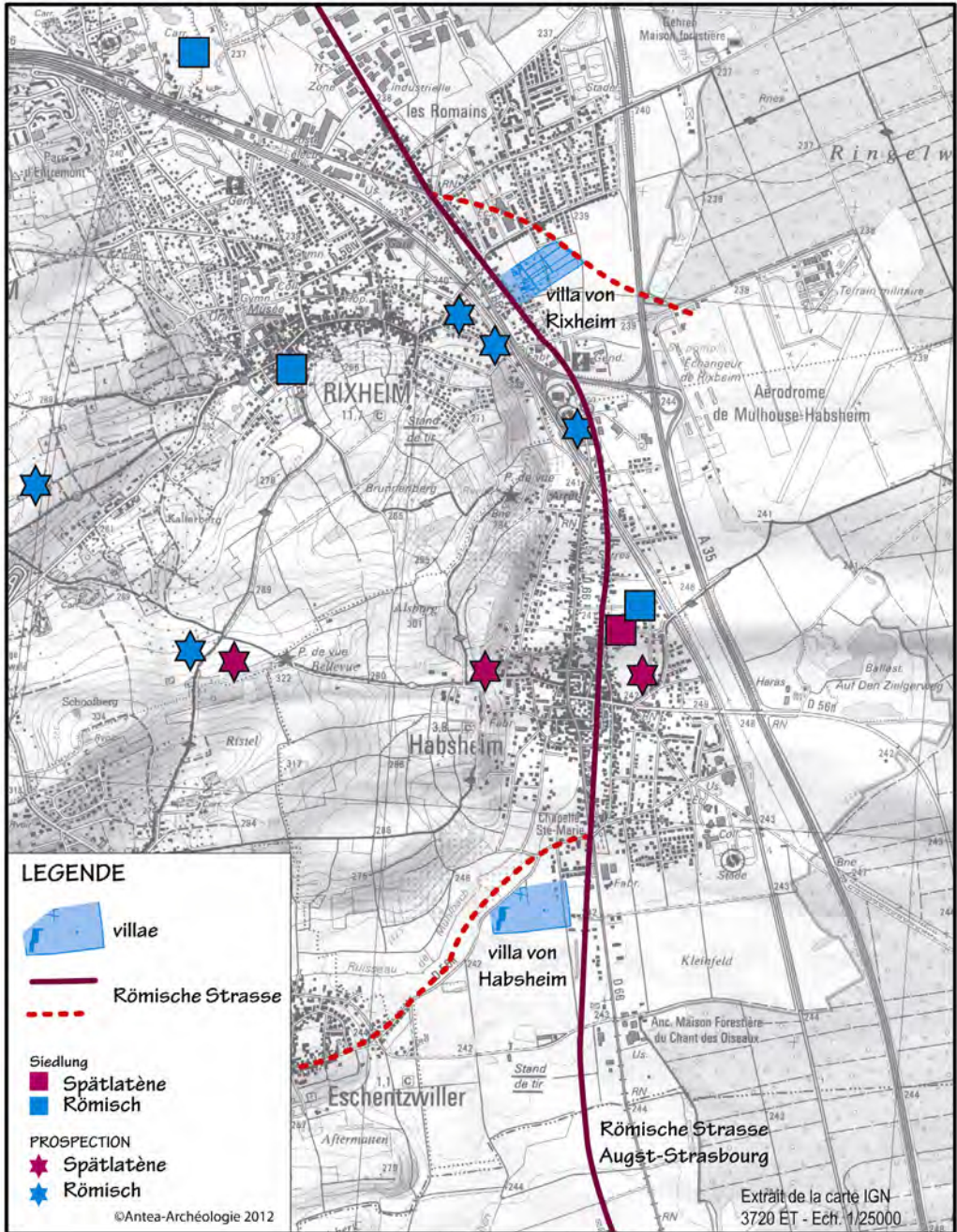


Abb. 1: Fundstellenkarte mit den zwei villae von Habsheim und Rixheim sowie ihres Umfeldes zur Spätlatènezeit und in der römischen Epoche. Auszug aus der IGN-Karte (ANTEA-Aechéologie).

Die *villa* von Habsheim

Der Fundplatz von Habsheim-*Landsererweg* wurde 1966 von Jean-Jacques Wolf entdeckt. In den Jahren 1967 bis 1977 folgten Plangrabungen und Luftbildkampagnen.¹ Auf diese Weise konnten eine viereckige Einfriedung mit einer Fläche von 7,8 ha und verschiedene Bodeneintiefungen kartographiert werden. Die Grabungen, die hauptsächlich im westlichen Viertel der Einfriedung stattfanden, zeigen eine römische *villa*, die weitgehend aus der Frühen Kaiserzeit datiert.² In den Jahren 1999 und 2000 führte die Planung eines Wohngebietes im Osten zu Präventivgrabungen. Die Grabungsflächen lagen im Zugangsbereich der grabenumwehrten Einfriedung (Abb. 2).

Der von Jean-Jacques Wolf durch Luftbilder entdeckte Einfriedungsgraben ist etwa Ost/West orientiert. Die südliche Längsseite misst 387 m, die östliche Seite 210 m und die nördliche Seite 223 m. Im Nordwesten des Komplexes zeigen die Luftbilder und die geophysikalischen Prospektionen³ einen rechteckigen Versatz. Von dort verläuft in westlicher Richtung, auf 19 m Länge dokumentiert, parallel zur östlichen Hälfte der nördlichen Einfriedung, eine Erweiterung derselben. Die Südwestecke der Einfriedung wurde ebenfalls lokalisiert. Der westliche Teil des Komplexes verschwindet nach einer Länge von 18,60 m. Wahrscheinlich ist dieser Bereich von Überschwemmungssedimenten des *Muhlbach* überdeckt.

Die Einfriedung ist etwa rechteckig. Der östliche Teil, der 1999 und 2000 teilweise ausgegraben wurde, ist nicht ganz geradlinig, ebenso wie der südliche Teil. Nach 240 m Verlauf in Richtung Westen, ungefähr gegenüber dem nördlichen Versatz, knickt die Einfriedung ab. So könnte sie ein erstes Quadrat in der östlichen Hälfte der Fläche markieren. Die Grundfläche dieses Teils erreicht etwa 4,6 ha. Der zweite Teil, ab dem Knick, könnte dann als Annex interpretiert werden. Die Gesamtfläche der Einfriedung würde somit 7,8 ha erreichen (Abb. 3). Die von Jean-Jacques Wolf durchgeführten Begehungen geben ein genaues Bild von der Verteilung der römischen Funde auf dem Fundplatz. Erwähnenswert ist die starke Konzentration entlang der Seiten der Einfriedung. Der Eingang auf der östlichen Seite befindet sich leicht dezentriert in der südlichen Hälfte. Die Breite des Umfassungsgrabens erscheint in seinem gesamten Verlauf gleichmäßig.

Der umfassende Spitzgraben (Abb. 4) ist in den anstehenden Kies eingetieft. Unter dem Pflughorizont ist er 2,60 m breit und 1,30 m tief. Im gesamten Verlauf gleicht sich die Stratigrafie der Grabenverfüllung. Die Verfüllung ist vermutlich langsam vonstatten gegangen. Darin eingeschlossen ist sehr wenig und meist schlecht erhaltenes Fundmaterial. Entlang der östlichen Grabenwand ist eine eingeflossene Schicht von Schotter und Kieselsteinen zu beobachten. Diese im gesamten Verlauf beobachtete Schichtung legt die Existenz eines Walles oder einer Anschüttung aus diesem Material nahe, welche an der Innenseite des Grabens, d. h. auf der zu schützenden

¹ MURIEL ZEHNER, *Le Haut-Rhin* (Carte Archéologique de la Gaule, Bd. 68), hg. von der Fondation Maison des Sciences de l'Homme, Paris 1998; MURIEL ROTH-ZEHNER / BERTRAND BAKAJ, Habsheim – Lotissement Lobelia II, lieu-dit Landsererweg, in: *Bulletin Scientifique Régional* 2001 (SRA Alsace, DRAC, Strasbourg 2006), S. 65–69; MURIEL ROTH-ZEHNER / BERTRAND BAKAJ, Habsheim – Landsererweg: un temple au centre de la pars rustica de la villa, in: *10.000 ans d'Histoire! Dix ans de fouilles en Alsace*, Ausstellungskatalog des Archäologischen Museums Straßburg (Fouilles récentes, Bd. 7), Strasbourg 2009, S. 99–101.

² MURIEL ROTH-ZEHNER / BERTRAND BAKAJ, L'établissement gallo-romain de Habsheim „Landsererweg“ (Haut-Rhin), in: *Journée Archéologique régionale 2002: Haguenau* (Bas-Rhin), 24 novembre 2002, S. 13–15; MURIEL ROTH-ZEHNER / BERTRAND BAKAJ, Habsheim – Landsererweg 2003. Fouille du fanum, in: *Journée Archéologique Régionale 2003: Colmar-Mittelwihr* (Haut-Rhin), 23. novembre 2003, S. 13.

³ Die geophysikalischen Untersuchungen wurden von der Firma Terra Nova durchgeführt.



Abb. 2: Habsheim – Landsererweg, Fundareale. Nach JEAN-JACQUES WOLF / BÉNÉDICTE VIROULET, Le peuplement rural gallo-romain en Haute-Alsace: l'exemple de la villa de Habsheim, in: Cahiers Alsaciens d'Archéologie d'Art et d'Histoire (C.A.A.A.H.) 36 (1993), S. 97–111.



Abb. 3: Habsheim – Landsererweg (ANTEA-Archéologie).

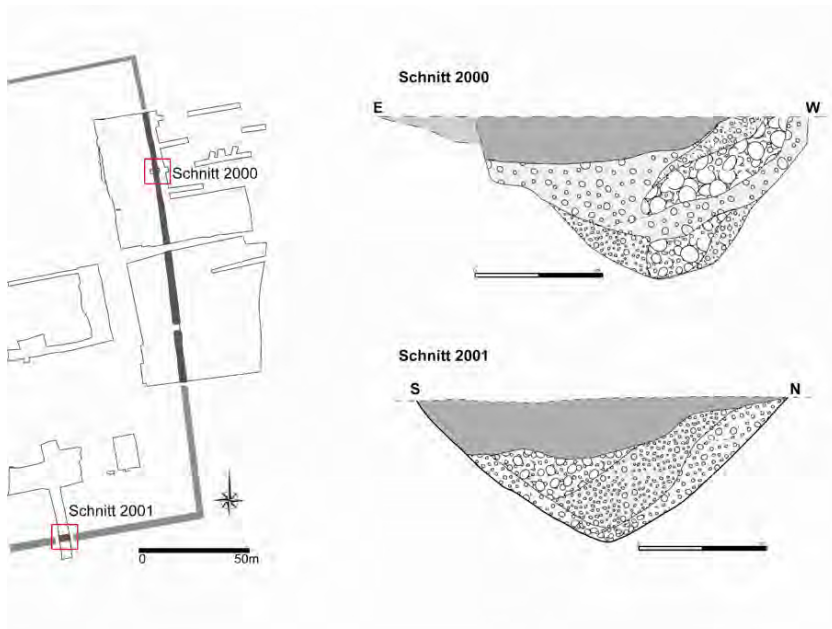


Abb. 4: Habsheim – Landsererweg. Stratigrafische Schichtenfolgen des Umfassungsgrabens (ANTEA-Archéologie).

Seite verliefen. Das fast identische Aussehen dieser Zuschüttungen läßt vermuten, dass die Auffüllung absichtlich erfolgte. Die Rückstände der Zerstörungsschicht erscheinen ebenfalls sehr gleichartig, folglich bedeuten auch sie eine bewußte und endgültige Verfüllung dieses Grabens. Diese erfolgte wohl nach der Zerstörung der nahegelegenen Gebäude durch Feuer (Abb. 4).



Abb.5: Habsheim – Landsererweg. Ansicht der Villen-Front (ANTEA-Archéologie).

Die Unterbrechung auf der östlichen Seite des Umfassungsgrabens (Abb. 2; 5) wurde 1999 ausgegraben. Sie ist 2,80 m breit und liegt leicht dezentral Richtung Süden, 85 m entfernt von der Südostecke. Der Zentralbereich der Anlage konnte nicht beobachtet werden, da er durch den heutigen Straßenverlauf überdeckt ist. Die Unterbrechung des Grabens ist nicht zeitgleich mit der beobachteten Bebauung hinter der Einfriedung und scheint mit diesem strukturell nichts zu tun zu haben. Die Unterbrechung befindet sich dagegen genau gegenüber dem quadratischen Gebäude inmitten eines ausgedehnten Areals, das heute als Tempel gedeutet wird (Abb. 2).

Der Zeitpunkt der Errichtung des Grabens ist schwer zu fassen, da auf dessen Sohle keine Funde gemacht werden konnten. Andererseits können wir seine endgültige Verfüllung datieren,

nämlich nach einer Feuersbrunst aus der Zeit des Kaisers Claudius. Also deutet alles auf eine Verfüllung in der Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. hin, zumindest was die bis dato ausgegrabenen Bereiche anbelangt.

Zwei quadratische Gebäude (Abb. 5), errichtet auf Fundamentrollierungen aus Wacken (0,1 bis 0,25 m Durchmesser) wurden westlich des Ostgrabens entdeckt. Sie liegen parallel zur Einfriedung, 10,80 m entfernt von der Innenseite des Grabens. Die Fundamente sind bis zu einer Tiefe von etwa 0,90 m erhalten. Die Wacken sind eng und ohne Bindemittel gepackt. Die Außenmaße des im Jahre 2000 ausgegrabenen Gebäudes betragen 8 x 8 m, die Innenmaße 4,60 (Ost/West) x 4,80 m (Nord/Süd).⁴ Im Inneren des Gebäudes konnten keine Strukturen festgestellt werden.

Zwei Pfosten, die zu einer Palisade gehörten, standen an der nordwestlichen und der südöstlichen Ecke dieses Gebäudes (Turm 2000). Wie die Pfosten der Palisade (auf die wir später eingehen) wurden auch sie durch Feuer zerstört und waren möglicherweise gleichzeitig mit dem Gebäude errichtet worden. Das Fehlen von Mörtel und Bruchsteinen in den Fundamenten deutet auf eine Holz-Lehm-Konstruktion des Gebäudes (Abb. 6).

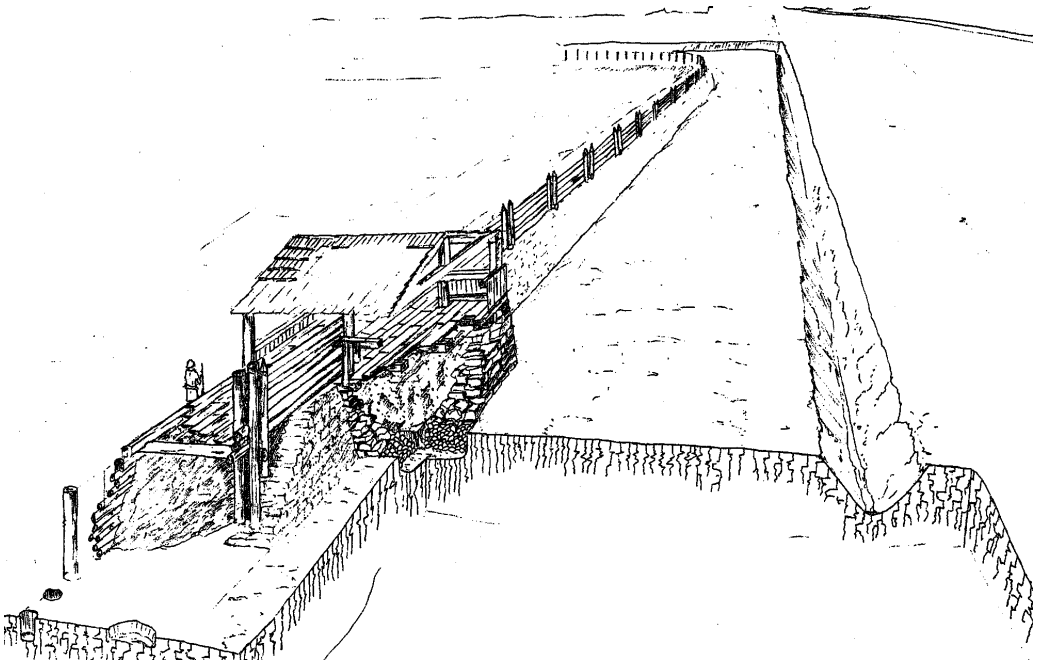


Abb. 6: Habsheim – Landsererweg. Rekonstruktion der Fassade. Zeichnung: Bertrand Bakaj (ANTEA-Archéologie).

2001 wurde der erste Vierpfostenbau ausgegraben (Abb. 7). Dessen Struktur war schon im Luftbild erkennbar. Das Gebäude steht parallel zum Begrenzungsgaben. Es liegt, wie die anderen vier über vier Pfosten errichteten Gebäuden im Abstand von 23 m zum Süd-Graben. Die drei Bauten, die 2003 entlang des Nordgrabens entdeckt wurden, liegen 26 m von diesem entfernt.

⁴ Das Gebäude auf Kiesbettung, 1999 ergraben, konnte nicht in Gänze beobachtet werden.

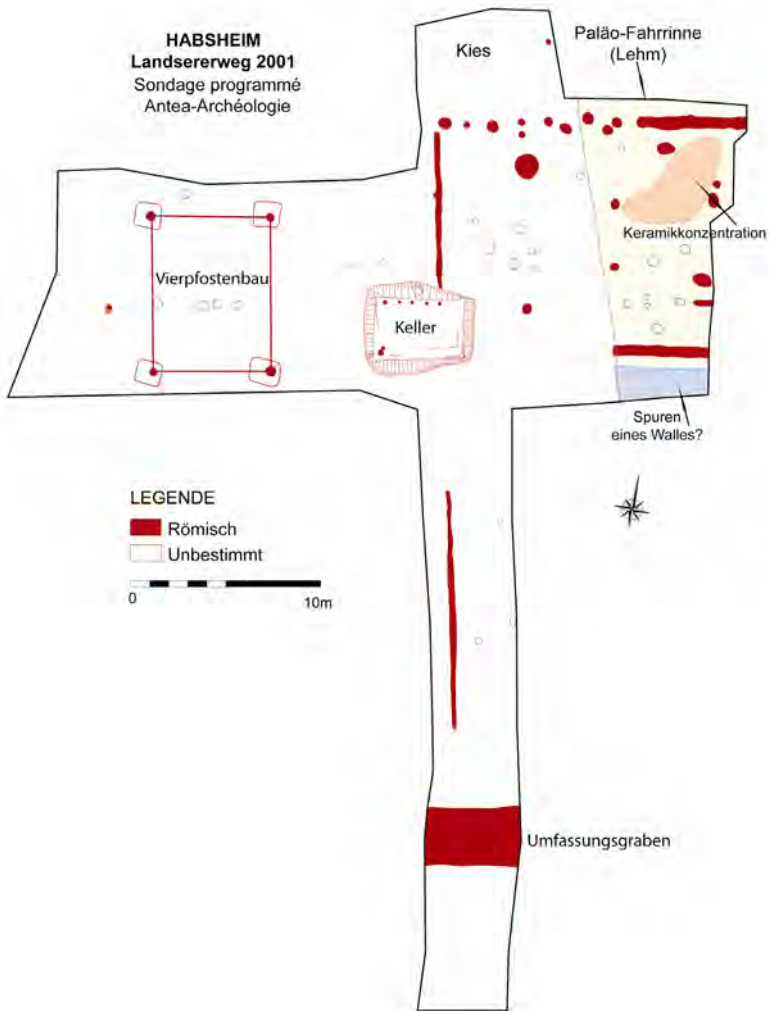


Abb. 7: Habsheim – Landsererweg. Plan der Grabungen 2001 (ANTEA-Archéologie).

Die Maße dieser Konstruktionen erscheinen standardisiert (ca. 8 x 6 m). Die Grundflächen liegen zwischen 47 und 67 qm. Alle Pfostengruben zeigen die gleichen Merkmale: Sie sind quadratisch, mit einer Seitenlänge von 1,50 m und einer Tiefe, die zwischen 0,60 m und 1,10 m variiert (diese Unterschiede hängen offensichtlich mit der Erosion des Geländes zusammen). Die Pfostenstandspuren, die Anzeichen von Zerstörung durch Feuer zeigen (Holzkohle und verziegelter Hüttenlehm), ergaben Pfosten mit einem Durchmesser von 0,30 bis 0,40 m (Abb. 8). Was die deutlich sichtbaren Pfostenstandspuren betrifft, so kann man eine Neigung der Pfosten in Richtung Gebäudemitte feststellen (pyramidenartig). Bemerkenswert ist auch die gleiche

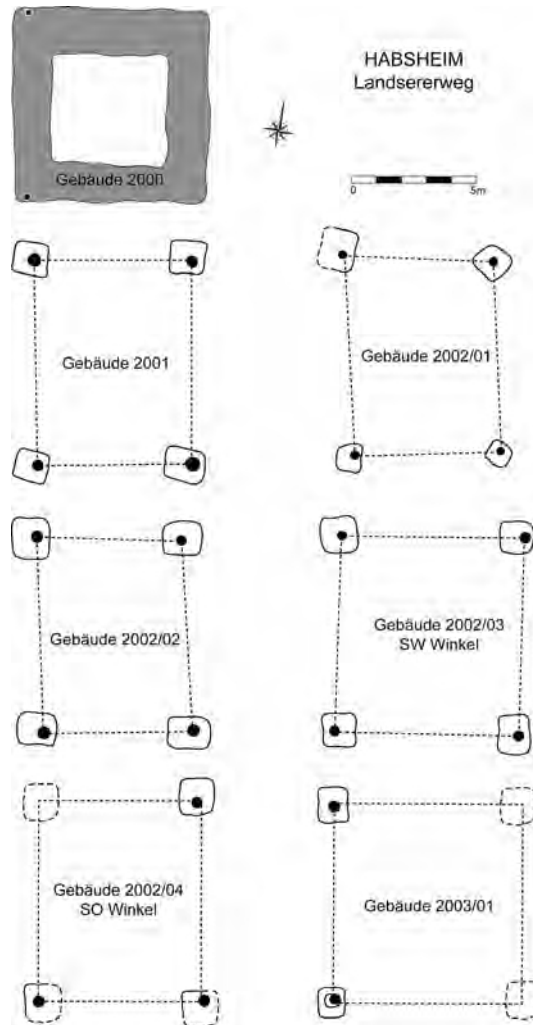


Abb. 8: Habsheim – Landsererweg. Plan der verschiedenen Rechteckbauten (ANTEA-Archéologie).

Entfernung der Gebäude zueinander (ungefähr 38 m, entspricht 13 römischen Fuß) und die perfekte Aneinanderreihung der fünf südlichen Gebäude auf 184,50 m (entspricht einem römischen Stadion)⁵ sowie der drei nördlichen Gebäude (Abb. 9), was den Eindruck einer einheitlichen Planung vermittelt.

Im Vergleich zu dem quadratischen Gebäude mit einem plattformartigen Fundament, das im Jahre 2000 ausgegraben wurde, zeigen die Gebäude in Pfostenbauweise zwar eine ähnliche Ausrichtung, aber kleinere Maße. Die gleiche Orientierung der quadratischen Gebäude und ihre

⁵ Die Maße entstammen der Publikation von GÉRARD CHOUQUER / FRANÇOIS FAVORY, *L'Arpentage romain*, Paris 2001, S. 72–73.

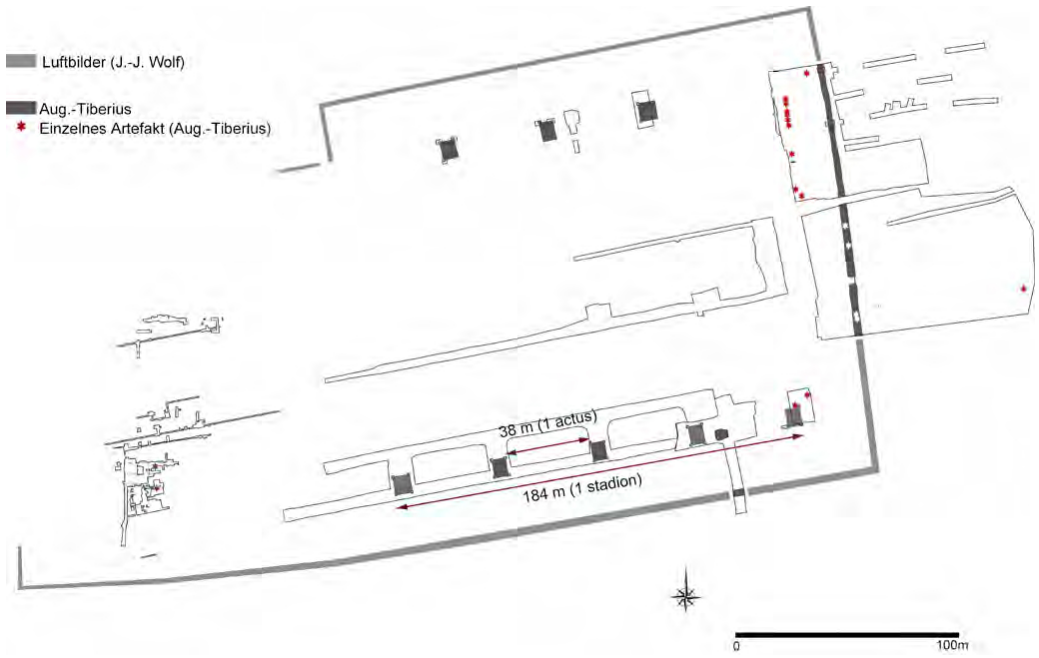


Abb. 9: Habsheim – Landsererweg. Die augustisch-tiberische Periode (ANTEA-Archéologie).

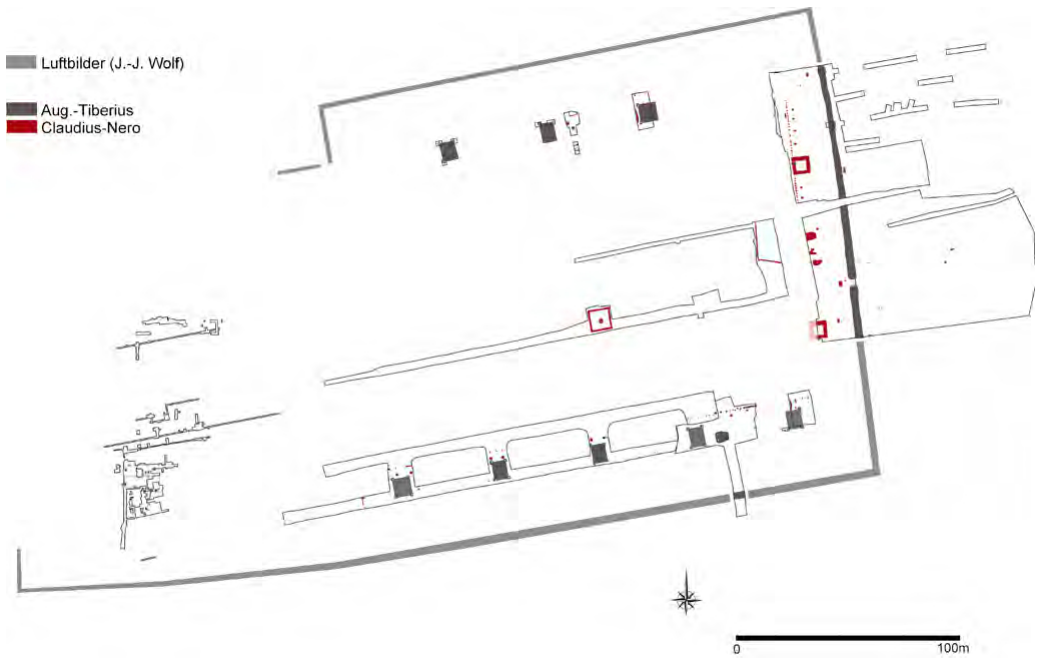


Abb. 10: Habsheim – Landsererweg. Die claudisch-neronische Periode (ANTEA-Archéologie).

parallele Anordnung zum Einfriedungsgraben beweisen ihre Zeitgleichheit, zumindest aber haben sie eine gewisse Zeit nebeneinander Bestand gehabt.

Es steht fest, dass entlang des südlichen Grabens kein sechstes Gebäude entdeckt worden ist. Man kann also mit gutem Gewissen vermuten, dass die Planung für diesen Komplex an dieser Stelle endete. Die Existenz des Gebäudes 2002/3, die am nördlichen Graben gegenüber der Erweiterung beobachtet wurde, ist wahrscheinlich auch kein Zufall. Eine quadratische Gesamtstruktur im Osten, vielleicht sogar mit einer späteren Erweiterung des Areals durch einen Graben in der westlichen Hälfte, scheint sich zu bestätigen.

Die gesamten Strukturen dieses ersten Komplexes haben nur sehr wenige Funde erbracht. Doch auch wenn eine endgültige Datierung des Baubeginns der Anlage nur schwer zu bestimmen ist, kann man dagegen den Zeitpunkt der Zerstörungsphase (Abbau der Pfosten und Verfüllung mit Brandschutt, verziegeltem Hüttenlehm, Tierknochen, Keramik) leichter festlegen. Ebenso wie der Begrenzungsgraben verschwinden diese Strukturen in claudischer Zeit.

Eine zweite, lineare Bebauung findet sich hinter den Pfostenbauten. Dabei handelt es sich um eine Palisade aus zwei Reihen von Pfosten, genau parallel zur Ausrichtung der Viereckbauten und des Grabens. An der Ostflanke ist letzterer von der Palisade zwischen 15/19 m (hintere Reihe) bzw. 15/17 m (vordere Reihe) entfernt; und an der Südseite 33 m (vordere Reihe) bzw. 37 m (hintere Reihe) (Abb. 10).

Hinter der Palisade an der östlichen Seite findet sich auf einem Streifen Fundmaterial (Keramik, Knochenreste, Baumaterial). Hingegen wurde kein einziges Fundstück zwischen der Palisade und den davor stehenden Pfosten angetroffen. Die Fundobjekte erscheinen entlang der Innenseite der Palisade wie gefangen. Man darf daher an dieser Stelle ein Hindernis (Holz-Erde-Mauer?) vermuten.

Die Pfosten der Palisade fielen alle einem Feuer zum Opfer. Das entdeckte Fundmaterial entstammt einer darüberliegenden Schicht, welche die Strukturen abschließt und somit den Zeitpunkt der Zerstörung, jedoch nicht den Baubeginn der Anlage festschreibt. Das aus Keramikfragmenten, Baumaterialien und Schlacken bestehende Fundmaterial datiert in die tiberisch-claudische Zeit.

Eine zweite Linie, die aus runden Pfosten mit einem Durchmesser von 0,80 bis 1,10 m besteht, verläuft im Abstand von 1,80/2,10 m parallel zur oben genannten Palisade. Der Abstand der Pfosten zueinander beträgt 4,00 m bis 4,30 m. Zu beiden Seiten der quadratischen Gebäude erscheinen die ersten Pfostengruben 5,55 m vom Fundament entfernt. Die Sohlen sind flach und die Wandungen gerade oder leicht konisch zulaufend. Die erhaltene Tiefe beträgt lediglich 0,10 m. Im Gegensatz zur oben genannten Palisade gibt es keine Brandspuren. Die Verfüllung der Pfostenlöcher besteht aus hellbraunem Lehm, einem auf dem Platz sonst nicht vorkommenden Material. Die Palisade wurde auf eine Länge von 191 m erfasst.

Zwei wichtige Strukturen wurden innerhalb der Einfriedung ergraben: ein Keller (Befund 205), in der Nähe des vierpfostigen Gebäudes 2001 sowie ein Tempel ohne Umgang im Zentrum der Einfriedung.

Der Keller 205 liegt parallel zum Abgrenzungsgraben und zu dem quadratischen Gebäude. Wie das Gebäude ist er 23 m von der Einfriedung entfernt (Abb. 7). Die Kellergrube ist viereckig, leicht trapezoid. Sie hat eine Länge von 5,80 m (Ost/West-Ausrichtung), eine maximale Breite von 4,80 m auf der westlichen sowie eine minimale Breite von 3,30 m auf der östlichen Seite. Die Spuren von fünf Pfosten, die 0,70 bis 0,75 m voneinander entfernt standen, wurden entlang der Nordseite auf der Sohle der Grube beobachtet. Die Grube war verschalt, wie im Planum auf der Sohle und im Profil beobachtet werden konnte (Abb. 11). Die ältesten

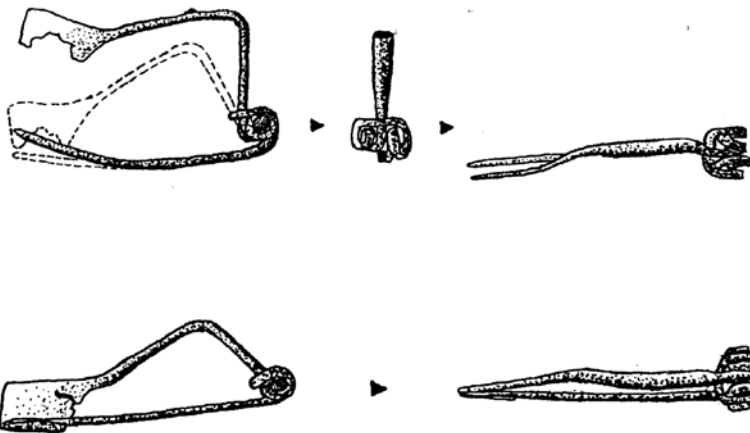
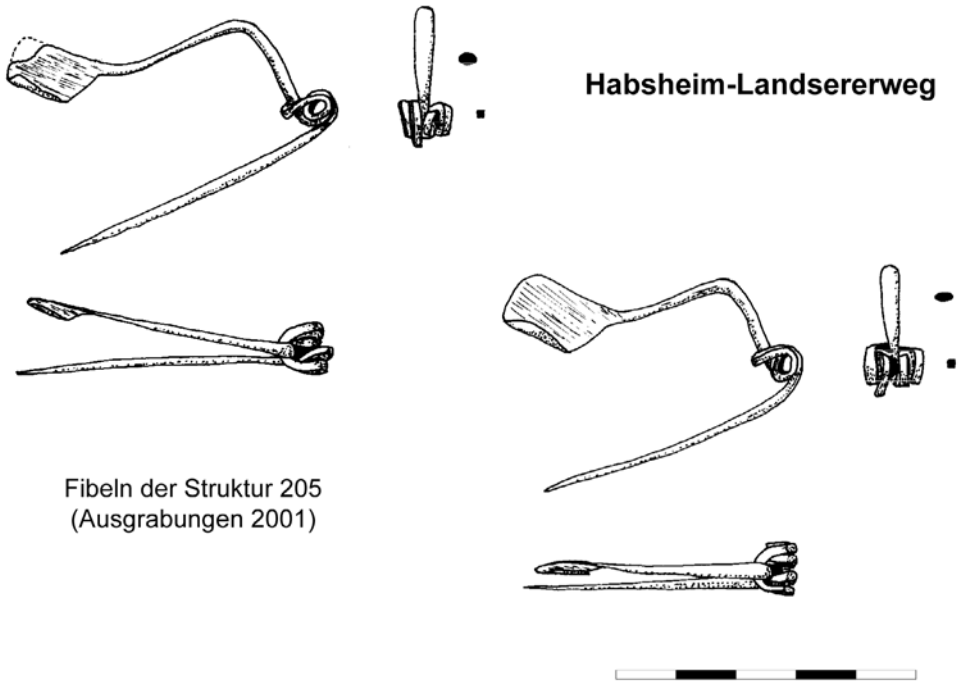


Abb. 11: Habsheim – Landsererweg. Ansicht des Befundes 205 (ANTEA-Archéologie).

(Ende der augustischen Ära bis in tiberische Zeit), welche die Datierung des Baubeginns des Befundes 205 festlegen, stammen aus den Kiesverfüllungen zwischen Verschalung und Grubenwand. Nach dem Einsturz der Wände versiegelten zwei markante, fast sterile Lehmsbänder die älteren Schichten. Sie enthielten u. a. zwei sogenannte Kniefibeln aus claudischer Zeit (Abb. 12). Die obersten Schichten aus der Grubenverfüllung datieren in die zweite Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr.

Über die Funktion der Grube wissen wir nicht viel. Es könnte sich um einen Keller, möglicherweise aber auch um eine Vorratsgrube oder ein Wasserbecken handeln. Dieser Befund passt in seiner Ausrichtung perfekt zu der gesamten Anlage, sei es dem Graben oder dem vierpfostigen Gebäude. Aus diesem Grund ist die Grube zweifellos mit diesen zeitgleich.

Das quadratische Gebäude inmitten des Hofes wurde 2003 ausgegraben. Jean-Jacques Wolf hatte dort 1992 schon eine Reihe von Sondagen durchgeführt. Es handelt sich um ein Gebäude, das auf einer Grundlage aus Kalkbruchsteinen errichtet wurde (Abb. 13). Es misst 9,80 auf 9,80 m. Das Fundament wurde bis zu einer Tiefe von 0,40 m beobachtet. Ein Umgang wurde nicht erfasst. Im Zentrum des Gebäudes befand sich eine kreisförmige Grube (Abb. 14). Sie reichte bis 1,20 m in die Tiefe und hatte einen Durchmesser von 1,80 m. Ein viereckiger Pfosten (0,35 x 0,45 m) stand in der westlichen Hälfte der Grube auf deren Sohle. Dieser war entfernt und das Loch mit Bauschutt verfüllt (Bruchsteine, Kies und bemalter Putz) worden, welcher wahrscheinlich von dem zerstörten Gebäude stammt. Das Gebäude kann mit den Tempeln ohne Um-



Fibeln der Pars Urbana
(Ausgrabungen J.-J. Wolf)

Abb. 12: Habsheim – Landsererweg. Fibeln aus dem Befund 205 und den Füllschichten der *pars urbana*. Zeichnungen: Joël Dotzler (Befund 205, ANTEA-Archéologie und J.-J. Wolf, *pars urbana*, Service Départemental de l'Archéologie du Haut-Rhin).

gang aus Dietikon⁶ oder auch aus Hofstetten in Verbindung gebracht werden. Die nächste „Grube mit Pfosten“ fand sich in dem 2006 ausgegrabenen Heiligtum von Sierentz.⁷



Abb. 13: Habsheim – Landsererweg. Ansicht des Rechteckbaus im Zentrum der *pars rustica* (Tempel?) und seines Pfostengrabens (ANTEA-Archéologie).

⁶ CHRISTA EBNÖTHER, Der römische Gutshof in Dietikon (Monographien der Kantonsarchäologie Zürich, Bd. 25), Zürich/Egg 1995.

⁷ MURIEL ROTH-ZEHNER u. a., Sanctuaires et pratiques funéraires au sud de Mulhouse du Néolithique au Moyen-Age. Présentation des découvertes de Mulhouse-Rocade Ouest (Néolithique récent et la Tène ancienne), Sierentz ZAC Hoell (Néolithique moyen, Bronze final et gallo-romain), Habsheim-Landsererweg (gallo-romain) et Illfurth-Buergelen (Haut Moyen Age), dans la Société d’Histoire d’Eschentzwiller et Zimmersheim, tiré-à-part, 66 S.

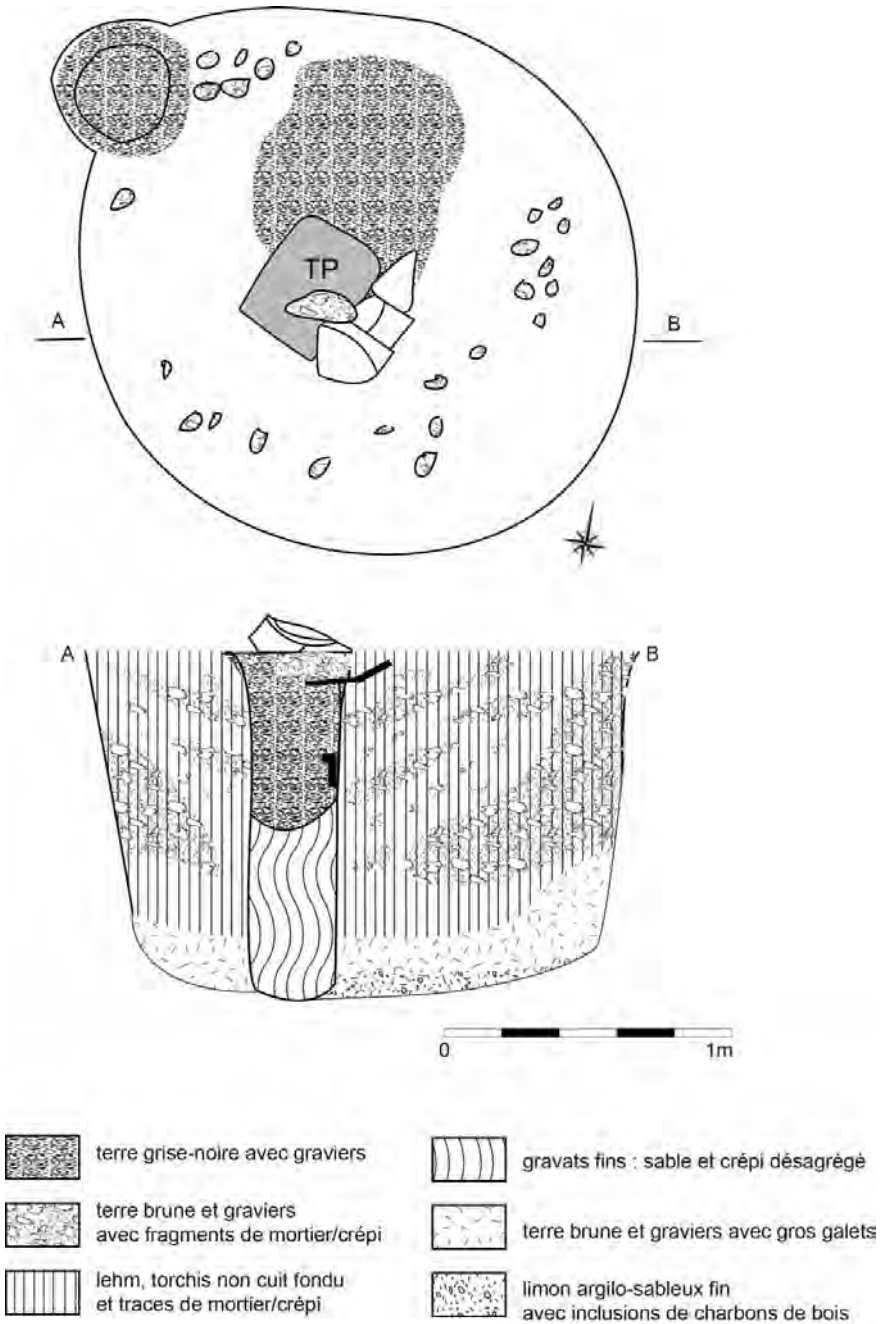


Abb. 14: Habsheim – Landserweg. Schnitt durch die Postengrube im Zentrum des Rechteckgebäudes (Tempel?) (ANTEA-Archéologie).

Die *villa* von Rixheim

Der Fundplatz von Rixheim wurde 2006 von Antea-Archéologie⁸ entdeckt und ausgegraben. Nur ein Teil der *pars rustica* konnte untersucht werden, während die *pars urbana* noch ihrer Entdeckung harret.

Die Siedlungsspuren aus augustisch-tiberischer Zeit konzentrieren sich im westlichen Teil des ausgegrabenen Areals (Abb. 15). Es handelt sich einerseits um Grabenstrukturen, die die Form einer Einfriedung haben und andererseits um ein Speichergebäude augustischer Tradition vom Typ Rödgen. Letzteres wird von einer großen Einfriedung mit mehreren Eingängen umgrenzt. Der Haupteingang liegt auf der Ostseite. Das Fundmaterial aus den straßenbegleitenden Gräben zeigt, dass die Straße zu dieser Zeit schon existierte.

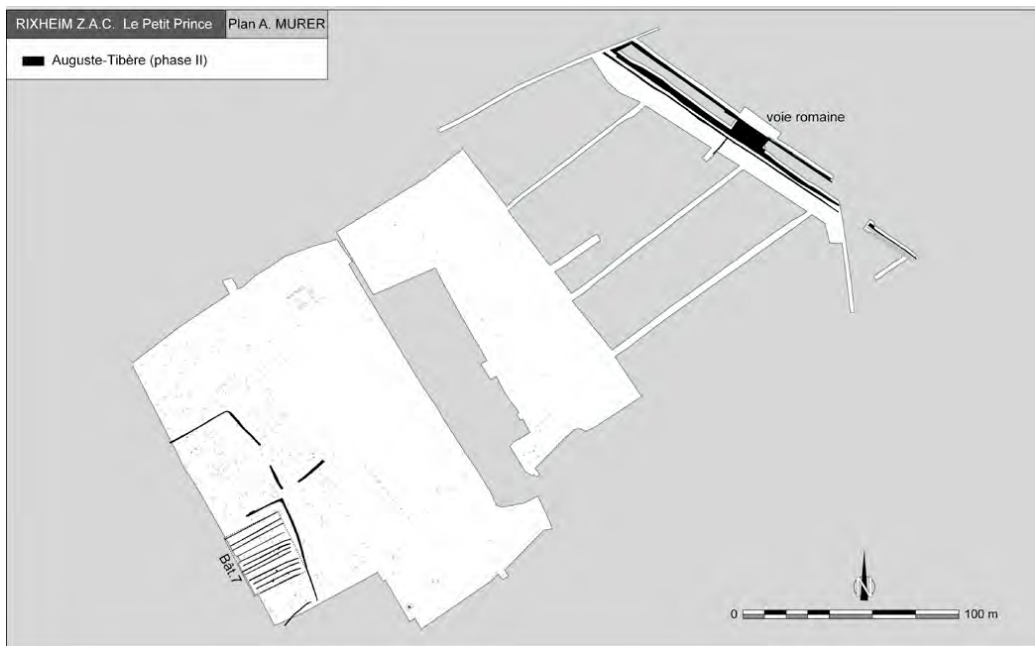


Abb. 15: Rixheim – ZAC, Le Petit Prince. Die augustisch-tiberische Periode (ANTEA-Archéologie).

Erst in tiberisch-claudischer Zeit beginnt sich die *villa* langsam in östlicher Richtung zu entwickeln. Der Ausbau konzentriert sich auf zwei Zentralpunkte: einerseits den Anschluss der *villa* durch einen Grabenabzweiger an die antike Straße und andererseits die Ausdehnung des alten Siedlungsareals aus augustisch-tiberischer Zeit durch die Anlage einer großen Einfriedung (Einfriedung 1). Die Anlage der Gräben zeigt deutlich eine Ausrichtung des Platzes bezogen auf eine zentrale Achse (Abb. 16).

Zu dieser Zeit ist die Anlage über zwei Eingänge zugänglich; ihre Achse liegt zwischen dem großen Nordost- und dem großen Südwestgraben. Der erste Eingang müsste sich in der Mitte bei

⁸ AXELLE MURER unter Mitarbeit von VIRGINE ROUGIER, Rixheim – ZAC, Le Petit Prince, Rapport d'Archéologie Préventive, ANTEA-Archéologie, Service régional de l'Archéologie, Strasbourg 2007, texte: 176 p., Annexes et Planches (unveröffentlicht) 2007.

dem kleinen Quergraben neben den Gräben 14A und 83 befinden (Befund 441). Den Durchgang zwischen den zwei großen Gräben konnte man so mit einem Steg über den Graben 441 erreichen. Die große Einfriedung 1 besaß in der Mitte eine Unterbrechung, genau in der Flucht des kleinen Grabens 441, der den Hauptzugang so andeutet, dass auf diese Weise ein zweiter Zugang gebildet wurde. Wahrscheinlich gab es einen weiteren Zugang ins Innere der Einfriedung auf der Nordseite.

Das Innere der Einfriedung zeigt hauptsächlich Gräbchenstrukturen, an manchen Stellen vermutlich auch Wohnbebauung aus vergänglichem Material. Es scheint drei Zonen mit Wohnbebauung aus leichten Materialien innerhalb der Einfriedung gegeben zu haben: die zwei ersten erschließen sich zum einen durch Siedlungsfunde in den Fundamenten der Gebäude 1A und 6A, und zum anderen durch die Stratigraphie und die Deutung des Aufbaus der Anlage. Die dritte dieser Zonen wird gekennzeichnet durch eine Reihe von zehn Pfosten, deren Abstand unterein-

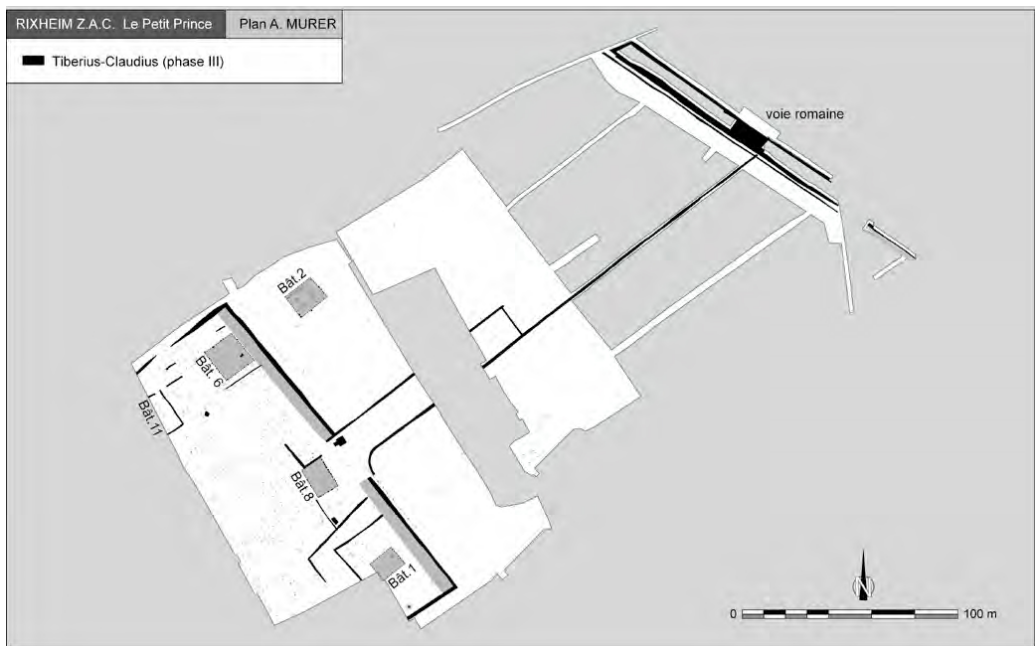


Abb. 16: Rixheim – ZAC, Le Petit Prince. Die tiberisch-claudische Periode (ANTEA-Archéologie).

ander jeweils einen Meter beträgt. Diese Pfostenreihe, deren Pfosten alle verkeilt waren, verläuft auf halber Höhe einer kleinen Erhebung innerhalb der Einfriedung 1, auf der das Gebäude 8 steht. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass an dieser Stelle ein Holzgebäude stand (8A), das ein Vorgänger des großen Steingebäudes 8 war.

Im Verlauf der claudischen Epoche bis zu den Flaviern wird zum ersten Mal ein Gebäude auf Steinfundamenten errichtet, das Gebäude 8B. In dieser Zeit scheint sich die Besiedlung im Inneren der ersten Einfriedung 1 zu konzentrieren. Diese erfährt in dieser Zeit einen Umbau. Der ältere Graben wird nämlich durch einen Spitzgraben ersetzt (Abb. 17).

Die Veränderungen im Inneren der großen rechteckigen Einfriedung sind zu dieser Zeit nicht von großer Bedeutung. Das Gebäude 8A wird aufgegeben und durch das leicht nach Nordwesten versetzte Steingebäude 8B ersetzt (Abb. 18; 19). Das geschieht offenbar nicht zufällig,

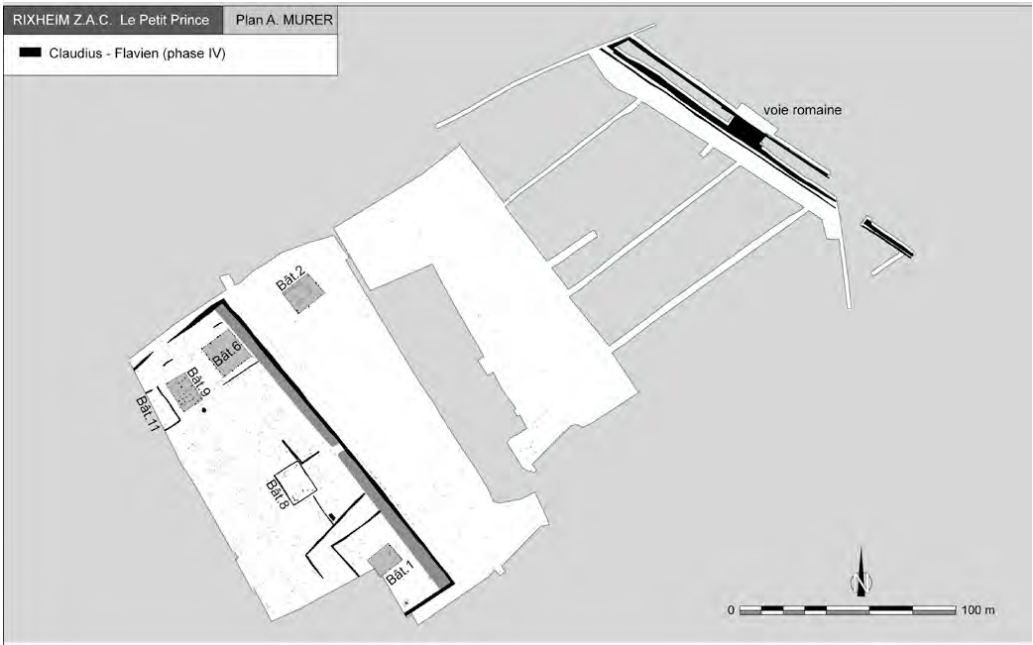


Abb. 17: Rixheim – ZAC, Le Petit Prince. Die claudisch-flavische Periode (ANTEA-Archéologie).



Abb. 18: Rixheim – ZAC, Le Petit Prince. Ansicht von Gebäude 8 B (ANTEA-Archéologie).

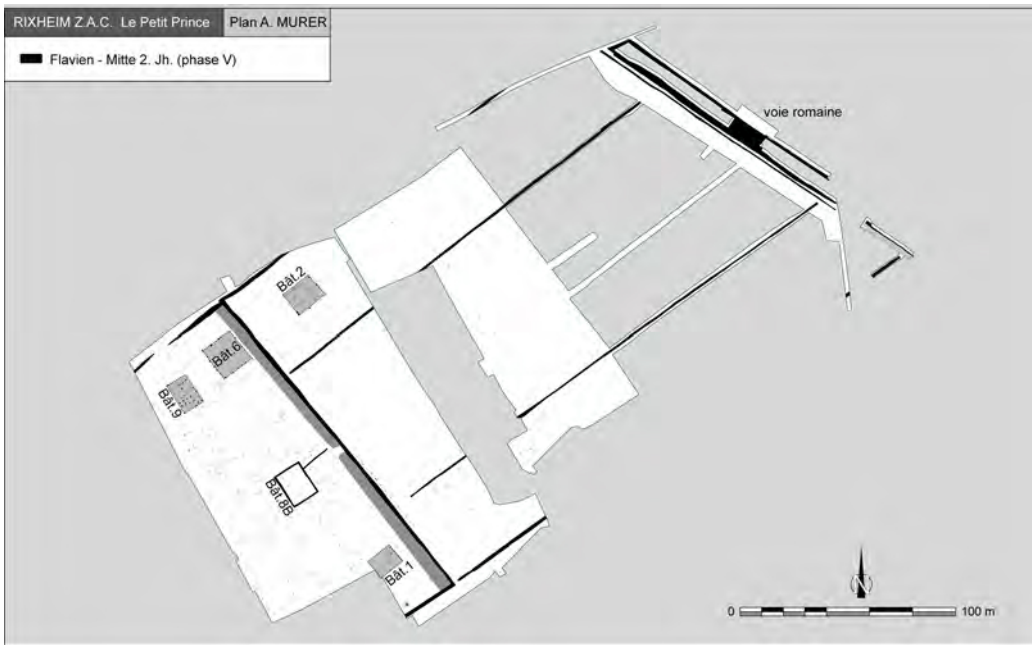


Abb. 19: Rixheim – ZAC, Le Petit Prince. Die flavische Periode bis zur Mitte des. 2. Jahrhunderts (ANTEA-Archéologie).

sondern entspricht der Absicht der Bewohner, das Gebäude in ein symmetrisches Schema zu integrieren: Das Gebäude 8 wurde nämlich auf der Anhöhe aus Kies in der Achse zum Eingang errichtet. Es kann als Speicherbau interpretiert werden.

Von den Flaviern bis in die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. dehnt sich der Platz über die Grenzen der Einfriedung 1 in Richtung der Straße aus. Das zeigen vier große externe Nordost/Südwest orientierte Gräben, deren Ausrichtung sich an der ursprünglichen Achse orientiert und als Anschluss zur römischen Straße gilt (Abb. 19). Die ältesten Funde aus der Verfüllung dieser Gräben datieren aus flavischer Zeit. Ein Dupondius geprägt zwischen 81 und 96 n. Chr. wurde im Graben 2 entdeckt. Diese langen Grabenstrukturen sollten wahrscheinlich die Flächen unterteilen sowie im Norden und im Süden begrenzen. Der nördliche Graben schließt die Fläche im Westen ab, indem er sich an die Einfriedung 1 anlehnt. Dagegen besitzt der südliche Graben kurz vor der Einfriedung eine Unterbrechung, um einen Zugang zu einer Darre zu gewährleisten (Abb. 20). Keramikfunde in der Verfüllung der Einfriedung 1 und deren Beziehung zu den oben beschriebenen Gräben zeigen, dass diese weiterhin genutzt wird. Die letzte Besiedlungsphase des Platzes, zumindest der *pars rustica*, datiert in das Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. Viele Elemente, die zu den zwei älteren Phasen gehört haben, verschwinden in dieser Zeit zu Gunsten zweier Hauptelemente: den sechs Steingebäuden und einer großen Palisade, die im Osten den Platz sperrt. Die Wiederverwendung von Baumaterial in den Gebäudefundamenten zeigt deutlich, dass diese zur letzten Ausbauphase der *pars rustica* gehören.

Die Ausrichtung dieser gleich dimensionierten Gebäude (10 x 12 m) spiegelt erneut die Absicht wider, sich nach der ursprünglichen Nordost-Südwest-Achse zu orientieren. Die Eingänge liegen symmetrisch zueinander, alle in Richtung Hofinneres orientiert. Sie lagen aber nicht in der Mitte der Geländestreifen, sondern leicht nach Osten versetzt.



Abb. 20: Rixheim – ZAC, Le Petit Prince. Die *pars rustica* in der Zeit von 130 bis 170 n. Chr. (ANTEA-Archéologie).

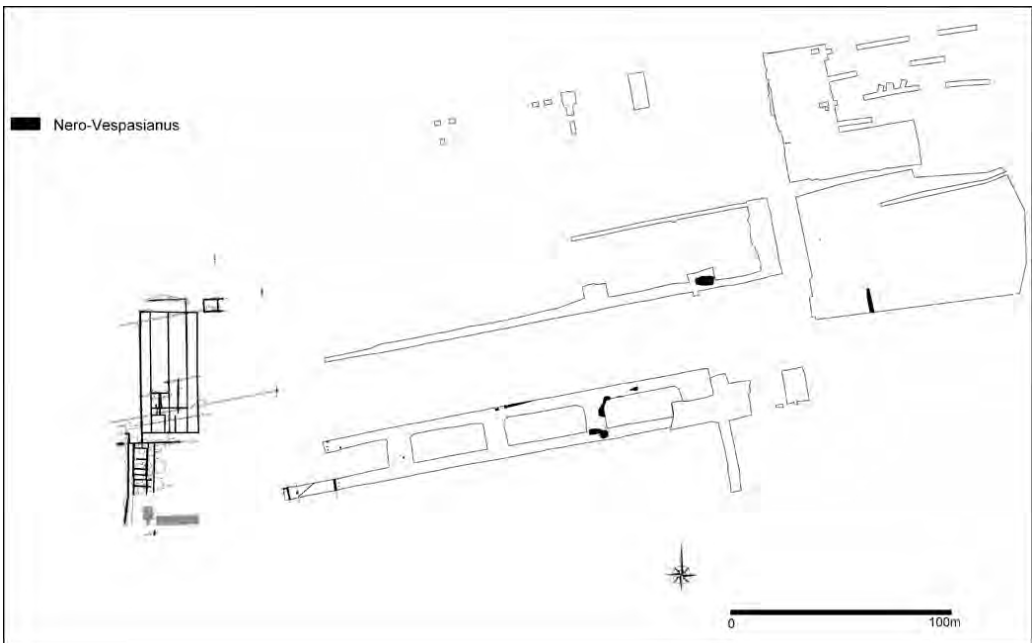


Abb. 21: Habsheim – Landsererweg. Der Plan der *villa* zwischen 70/90 und 160 n. Chr. (ANTEA-Archéologie).

Die große quadratische Einfriedung, die seit tiberischer Zeit existierte, wird endgültig aufgegeben und planiert. Es gibt in der Tat keine Befunde, die jünger als 130 bis 170 n. Chr. datieren. Der Graben wurde dementsprechend absichtlich verfüllt und nicht offen liegen gelassen. Entlang der Innenseite des Grabens 3 wurde eine Palisade errichtet. Der Graben 3 liegt im nördlichen Teil der zu dieser Zeit schon verfüllten großen Einfriedung. Münzen in der Zerstörungsschicht von Gebäude 8 zeigen, dass dieses nach dem Jahre 170 n. Chr. nicht mehr in Benutzung war. Die vier externen Gräben der früheren Phase sind noch in Gebrauch oder zumindest noch offen, wie eine Fibel aus der zweiten Hälfte des 2./Anfang des 3. Jahrhunderts sowie zwei Münzen vom Ende des 4. Jahrhunderts zeigen.

Die *pars urbana* von Habsheim

Die zur *pars urbana* gehörenden Gebäude (Abb. 21; 22) erstrecken sich auf mehr als 3,5 ha, mit einer Konzentration auf 1,5 ha. Das Wohngebäude (Abb. 22) hat einen viereckigen Grundriss, eine Portikusfassade und einen Vorhof (nach Poinsignon 1987). Es besteht aus einem Hauptteil (D) von 25 x 56 m Grundfläche und einer Halle, die im Westen und im Osten jeweils eine Portikusfassade besitzt. Die Fundamente sind aus Kalkbruchsteinen. Im westlichen Bereich konnten die Ausgräber Reste eines Mosaikbodens beobachten. Im Saal D (Abb. 22) wurden polychrom bemalte Putzreste gefunden. Es wurden auch Säulenbasen und Marmorzierelemente angetroffen, die nach E. Rollin (2003) aus Italien (Carrara) und Griechenland (Thessalien, Skyros, Settebasi, Skyros Semesanto) stammen. Es wurden keine Hypokaustanlagen in situ angetroffen, jedoch Fragmente von Hypokaustpfeilern aus dem Zerstörungshorizont. Der nördliche Teil konnte nicht dokumentiert werden, da er bereits durch den Bau einer Straße zerstört worden war (CD 56).

Die ersten Bauten (Abb. 23) stammen vom Anfang des 2. Jahrhunderts n. Chr. Die *villa* erlebte ihre Blütezeit im 2. Jahrhundert (Abb. 24), bevor sie in der Mitte des 2. Jahrhunderts zerstört wird. Danach scheint eine Wende eingetreten zu sein, die eine bedeutende Reduktion der Bebauung mit sich brachte (Abb. 25). Ein Teil des Wohngebäudes wird aufgegeben (Saal B und C1). Die neu errichteten Gebäude sind bescheidener. Man kehrte womöglich wieder zur Holzarchitektur zurück, vielleicht wurden sie in Fachwerkbauweise auf Schwellbalken errichtet. Eine zweite Zerstörung in der Mitte des 3. Jahrhunderts führt zu einer weiteren Reduzierung der Anlage. Die Mehrheit der Annexe scheint ab dieser Zeit aufgelassen worden zu sein.

Die 2002 im Südostteil des Hauptgebäudes durchgeführten Ausgrabungen betrafen z. T. Elemente, die zur *pars urbana* gehören. Neben mehreren geradlinigen Nord/Süd-orientierten Strukturen, die vermutlich die *pars urbana* abgrenzen, wurden mehrere Bauelemente dokumentiert: eine Wasserleitung, ein Pfostenfundament und zwei Mauern mit Resten von Türschwellen. Hierzu gibt es nur wenige und fragmentiert erhaltene Funde. Eine genaue Datierung dieser Infrastrukturen ist deshalb nicht möglich: sie gehören etwa in das 2./3. Jahrhundert n. Chr.

Im gesamten östlichen Teil der *villa* wurden nur wenige Einrichtungen aus der Zeit gefunden. Es handelt sich um eine Darre, Fundstreuungen und verfüllte Vertiefungen. Insgesamt zeigen diese Befunde nicht das Bild einer strukturierten Bebauung sondern deuten eher auf eine geringere Nutzungsdichte dieses Areals der *villa*. Es zeigt sich kein Wille mehr, das gesamte Areal der in der Frühen Kaiserzeit gebauten *villa* weiter zu nutzen. Die *pars rustica* wurde im Laufe des letzten Drittels des ersten Jahrhunderts aufgegeben und das Areal nicht wirklich weiter genutzt, als die *pars urbana* angelegt wurde. Die dokumentierten Strukturen können deswegen

nur als zugehörig zum Arbeitsareal aus der Bauphase der *villa* interpretiert werden. Jedoch ist auf den Keller 753 hinzuweisen, der aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. datiert, und eventuell einzeln stehend oder als Teil eines Wohnhauses zu deuten ist.

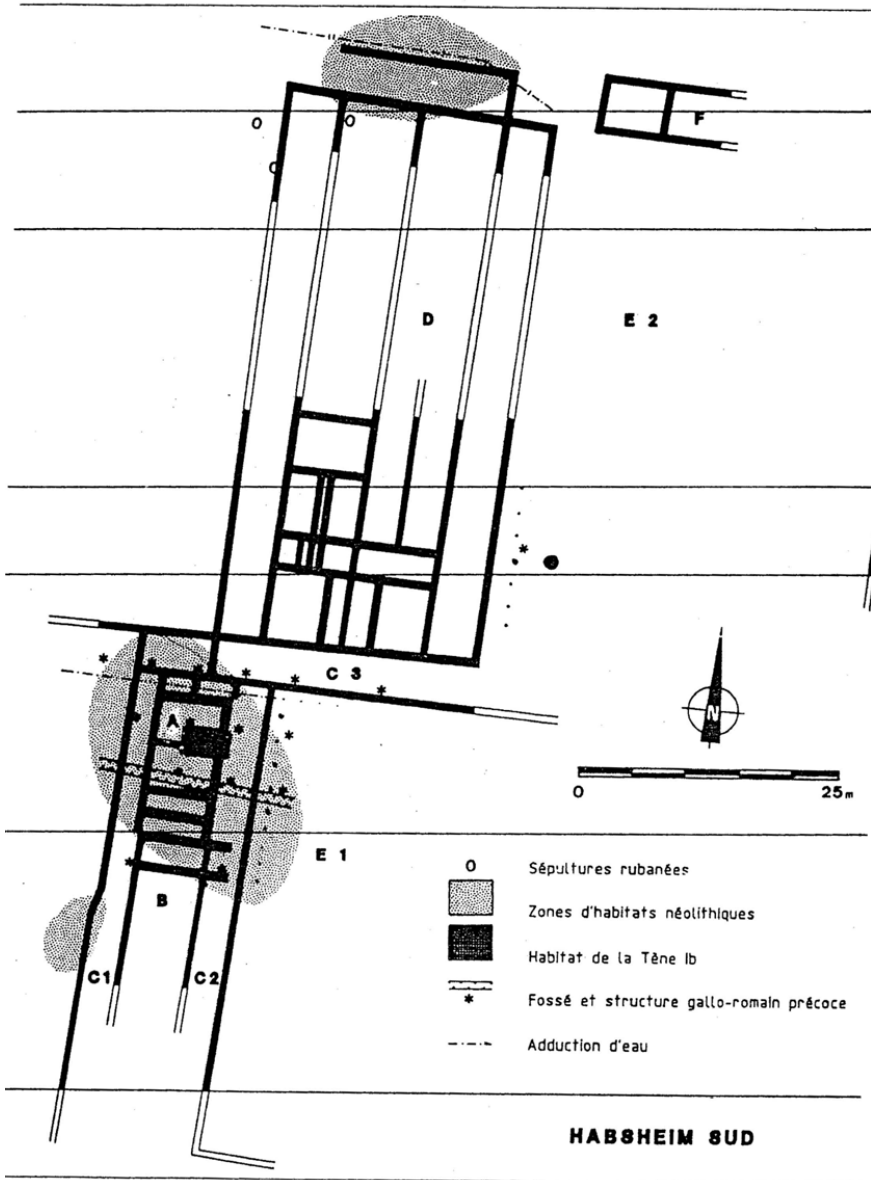
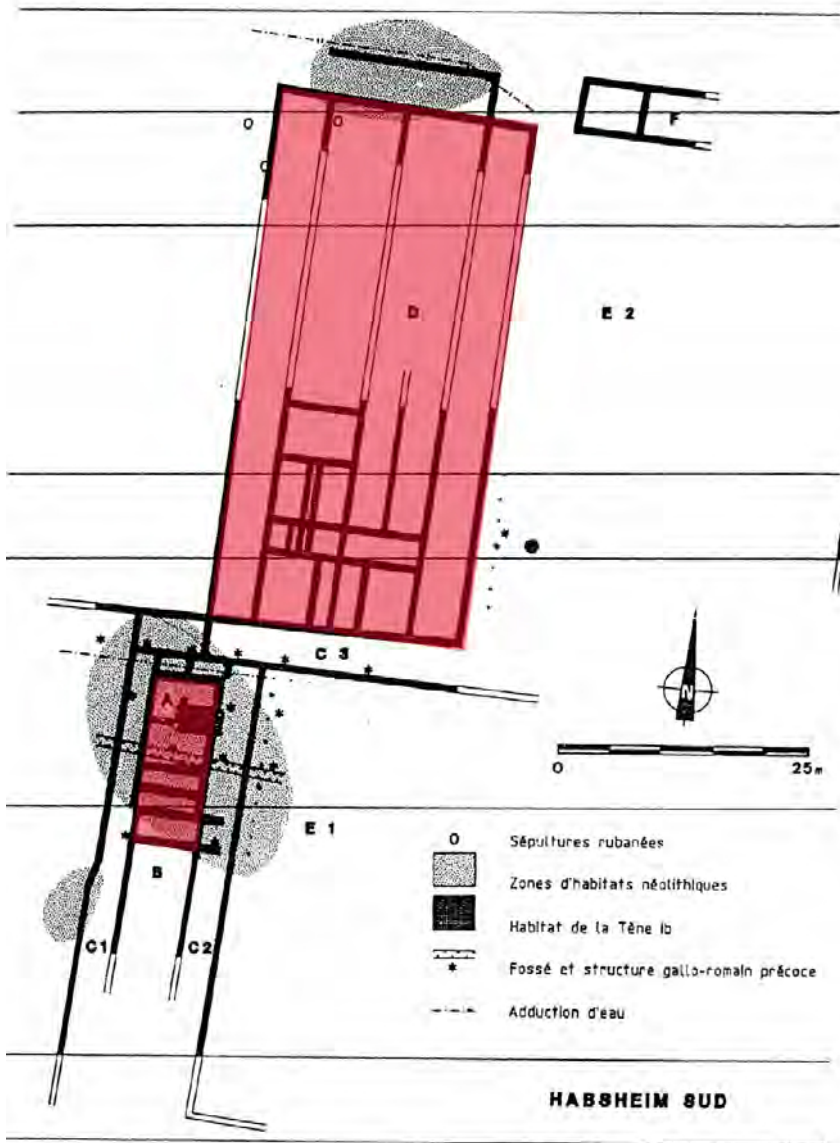
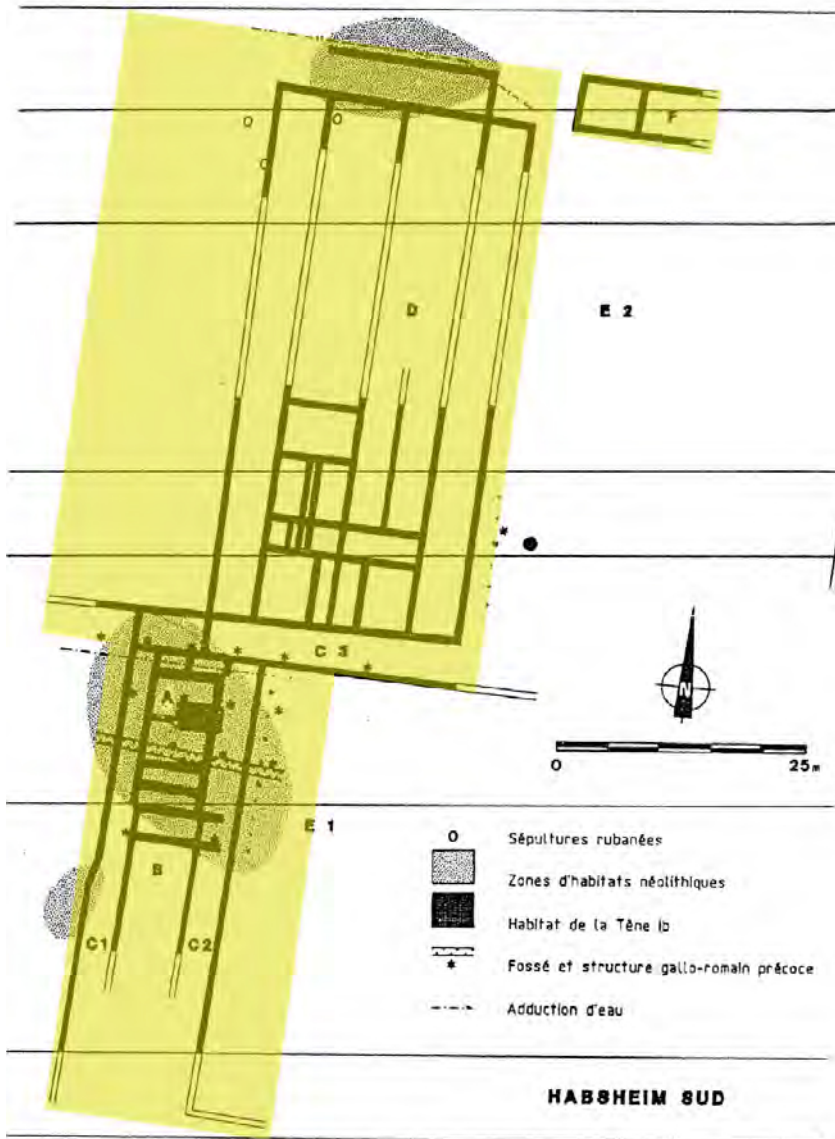


Abb. 22: Habsheim – Landsererweg. Grundriss der *pars urbana* zwischen 70/90 und 260 n. Chr. Nach WOLF / VIROULET, Le peuplement rural gallo-romain (wie Abb. 2).



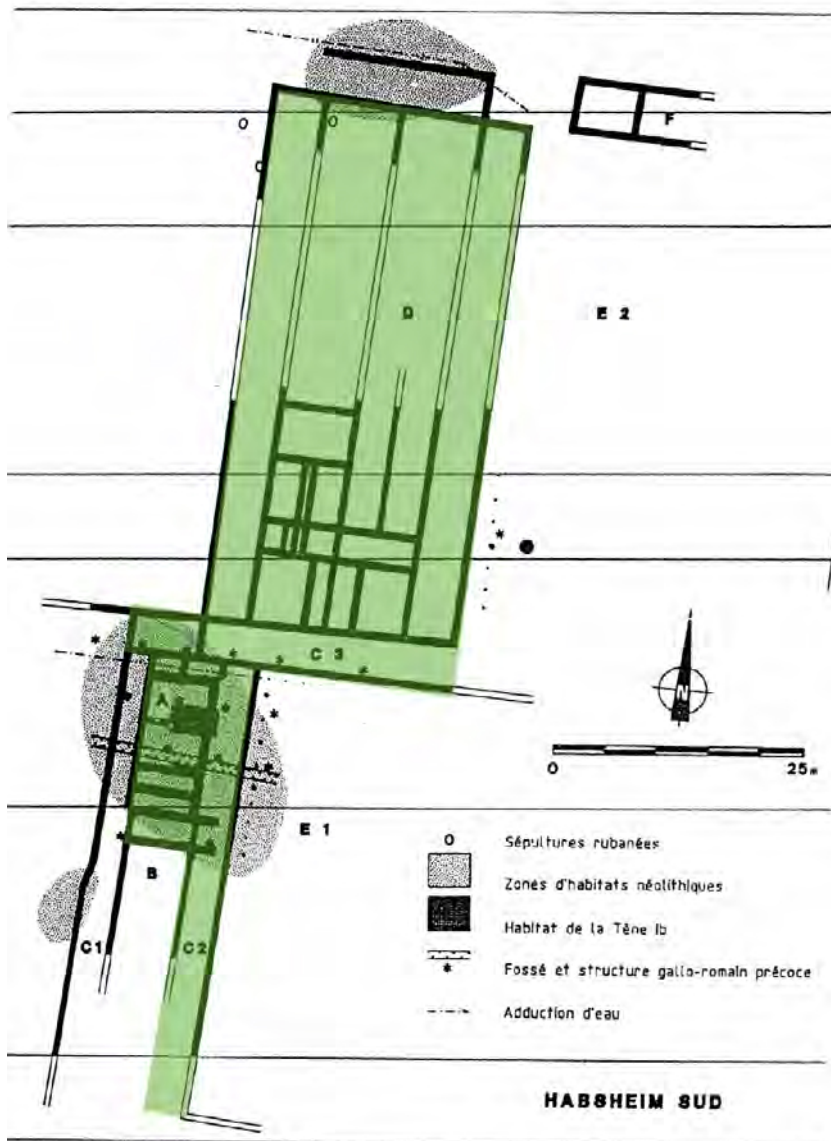
occupation de la pars urbana en 70-90 apr. J.-C.

Abb. 23: Habsheim – Landsererweg. Nutzungsplan der *pars urbana* von 70 bis 90 n. Chr. Nach WOLF / VIROULET, Le peuplement rural gallo-romain (wie Abb. 2).



occupation de la pars urbana de 90 à 160 apr. J.-C.

Abb. 24: Habsheim – Landsererweg. Nutzungsplan der *pars urbana* von 90 bis 160 n. Chr. Nach WOLF / VIROULET, Le peuplement rural gallo-romain (wie Abb. 2).



occupation de la pars urbana de 160 à 260 apr. J.-C.

Abb. 25: Habsheim – Landsererweg. Nutzungsplan der *pars urbana* von 160 bis 260 n. Chr. Nach WOLF / VIROULET, Le peuplement rural gallo-romain (wie Abb. 2).

Ältere Strukturen unter der *pars urbana*?

Während der Grabungskampagnen 1967–1977 wurden eine gewisse Anzahl römischer Strukturen dokumentiert, die älter sind als die frühesten Anlagen der *villa* (Ende 1. Jahrhundert): Es handelt sich um Gruben, einen Graben und eine Reihung viereckiger Pfosten (Abb. 26). Das Fundmaterial ist spärlich, ermöglicht aber trotzdem eine Datierung in den Anfang des 1. Jahrhunderts n. Chr..

Der Graben ist als Spitzgraben angelegt. Fundmaterial gab es nur im oberen Verfüllungshorizont: Tegulafragmente, Tierknochen und eine Spätlatène-Fibel (Typ Nauheim). Auf der Sohle des Grabens wurden Spuren von Pfostenstellungen entdeckt. Der Graben war daher wahrscheinlich mit einer Palisade versehen. Er wird an mehreren Stellen durch eine Reihe von quadratischen Pfostengruben (Seitenlänge 0,90 m) überlagert, die mit gelbem Löss verfüllt und nach einem rechtwinkligen Grundriss angeordnet sind. Die Pfosten waren 5 m voneinander entfernt. Dieser regelmäßige Grundriss lässt einen hallenartigen Bau vermuten. Es wurden 15 solcher Pfostengruben dokumentiert. Die längste Seite (Ost/West) wurde auf einer Länge von 26,50 m untersucht (5 oder 7[?] Pfosten in einer Reihe). Quadratische Pfostengruben sind typisch für die Spätlatènezeit und den Beginn der römischen Ära in unserer Gegend.

Spätantike Strukturen

Die letzte Phase der *villa* in Habsheim datiert in das 4. Jahrhundert n. Chr.: Das Wohnareal wird wieder genutzt, aber es handelt sich nicht um eine letzte Ausbauphase des Gebäudes, sondern eher um eine Wiedernutzung der Ruinen. Im südöstlichen Teil des Hauptgebäudes wurden zwei Grubenhäuser und Pfostenbauten ausgegraben, die Münzen aus dem 4. Jahrhundert geliefert haben. Die Bodenprospektionen von Jean-Jacques Wolf zeigen eine auf die *pars urbana* konzentrierte Nutzung.

Bruch und Kontinuität

Wie in Habsheim finden wir in Rixheim frühe Strukturen aus der Spätlatènezeit. Es handelt sich um Gruben, Gräbchen oder Grubenhäuser (Abb. 27). Dennoch ist keine direkte Beziehung zwischen diesen Strukturen und der *villa* zu erkennen, entweder weil es zwischen der gallischen und der römischen Phase einen Hiatus gibt oder weil die entdeckten Strukturen nur kurzzeitig existiert haben oder unstrukturiert erscheinen, und sich sehr von denen unterscheiden, die man für gewöhnlich als Bauernhof oder *villa* anspricht.

Es sind jedoch öfters latènezeitliche Befunde unter den ältesten römischen Gebäuden zu finden, wie in Sierentz⁹ und Diedenheim.¹⁰ Die aktuellen großflächigen Ausgrabungen ermöglichen es, dieses im Norden von Gallien gut dokumentierte Phänomen zu fassen. Im Elsass zeigt einzig der Bauernhof von Diedenheim eine direkte Verbindung zwischen Spätlatène und der römischen Zeit (Abb. 28). Auch in Sierentz entwickelt sich beidseitig einer Achse (der späteren

⁹ ROTH-ZEHNER u. a., Sanctuaires (wie Anm. 7).

¹⁰ A. MAMIE / AMANDINE MAUDUIT unter Mitarbeit von A. DENAIRE, C. GLARDON, S. GOEPFERT, A. LE MARTRET, A. MURER, X PERRIN und M. ROTH-ZEHNER, Diedenheim – 2^{ème} ZAC des Collines (Bas-Rhin, Alsace), Rapport d'Archéologie Préventive, Antea-Archéologie, Service régional de l'Archéologie, Strasbourg, 2009, texte et annexes: 486 S.; planches: 166 pl. (unveröffentlicht) 2010.

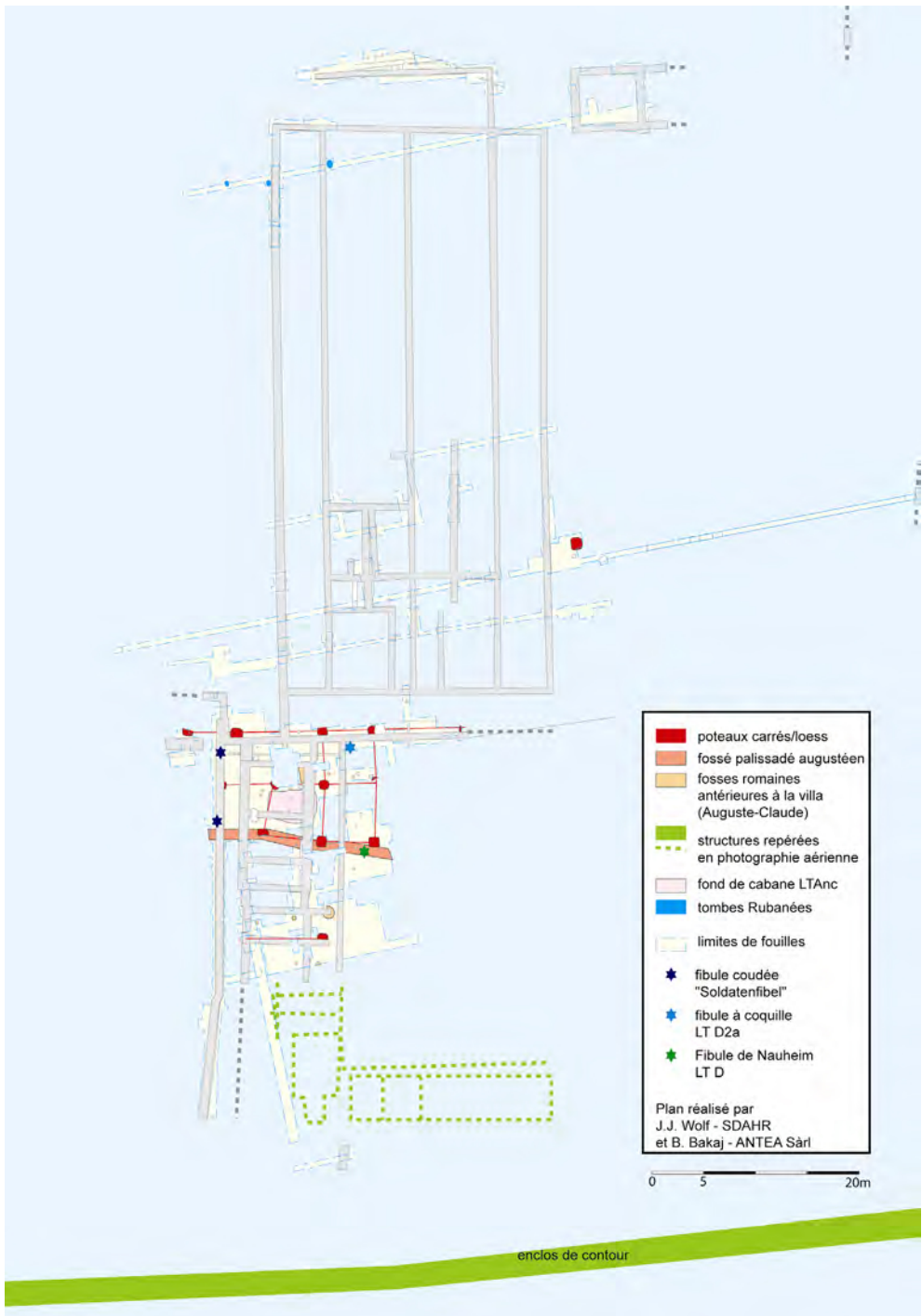


Abb. 26: Habsheim – Landsererweg. Ältere Strukturen unter der *pars urbana* (ANTEA-Archéologie).



Abb. 27: Rixheim – ZAC (Gewerbegebiet), Le Petit Prince. Ältere Strukturen unter der *pars rustica* (ANTEA-Archéologie).

römischen Straße zwischen Mandeuere und Kembs) ein gallischer Bauernhof (von LT D1b bis in augustisch-tiberische Zeit) zu einer römischen Siedlung ab dem Ende der tiberischen Zeit.

Während der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. wurde im südlichen Elsass ein Bruch bzw. ein starker Rückgang in der Besiedlung festgestellt. Diedenheim und Rixheim scheinen aufgegeben worden zu sein und in Habsheim wurde die *pars rustica* verlassen. Die Siedlung von Sierentz und die *pars urbana* von Habsheim verkleinern sich und überdauern bis zum Beginn des 3. Jahrhunderts. Auch in Kembs/*Cambes* und in *Largitzen/Larga* werden die Siedlungen ab 160 n. Chr. verlassen. Nur das Heiligtum von Sierentz scheint weiter und durchgehend zu bestehen (Abb. 29).

Ein Forschungsprogramm zum ländlichen gallo-römischen Leben im Elsass¹¹ befasst sich heute genauer mit diesem Phänomen, das zwar nicht alle bekannten Siedlungen betrifft, sondern ganz oder teilweise nur die in den letzten Jahren ausgegrabenen *villae* oder Siedlungen.

Schließlich werden einige der Siedlungen im 4. Jahrhundert n. Chr. wieder bewohnt: Es gibt einige Münzen aus Rixheim, „dorfartige“ Siedlungen entstehen und/oder Ruinen werden, wie in Habsheim, wieder genutzt. Siedlungen aus dieser Zeit sind in der Region noch eher selten und erst einige wenige Gräberfelder sind bekanntgeworden.

¹¹ Gemeinsames Forschungsprogramm: Programme Collectif de Recherche (PCR) sur le Monde Rural Gallo-romain en Alsace. Projektleitung: Pascal Flotté (PAIR), Frédéric Latron (INRAP) und Muriel Roth-Zehner (Antea-Archéologie).

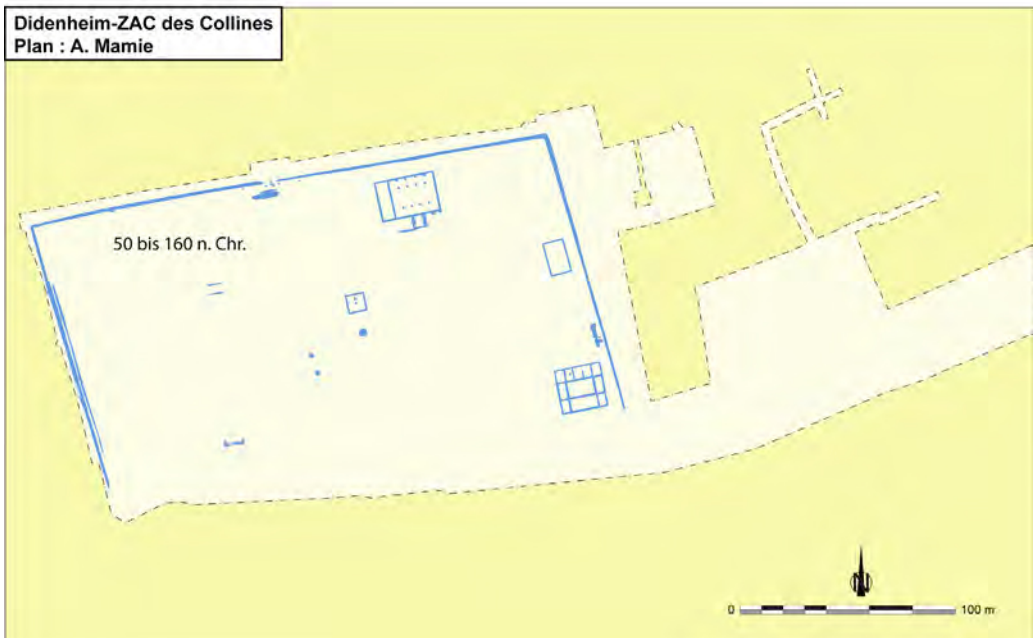
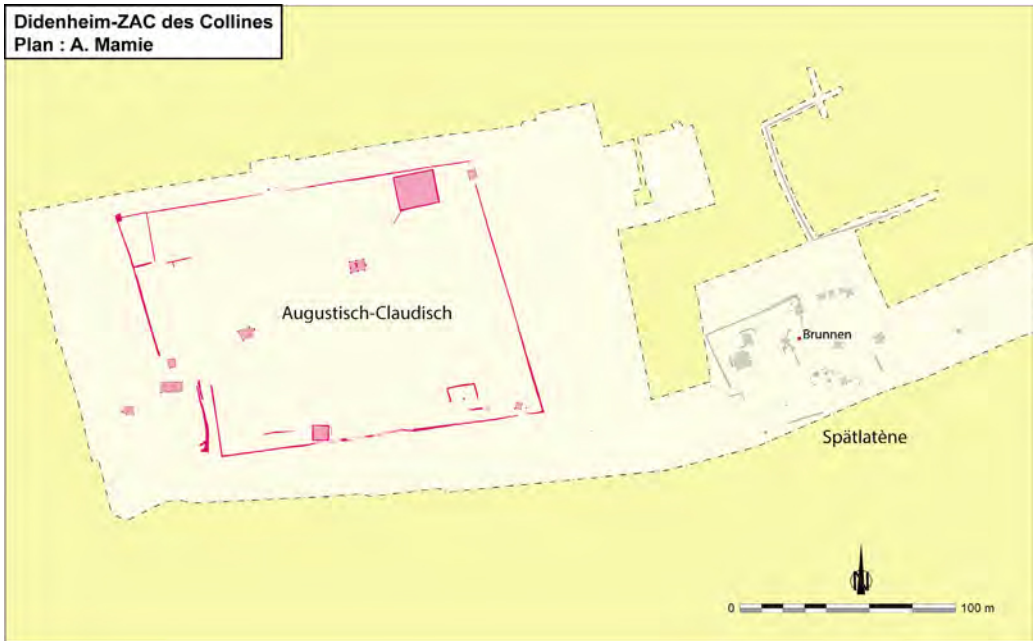


Abb. 28: Didenheim – ZAC des Collines (Gewerbegebiet). Entwicklung des Gutshofes von der Spätlatène bis 160 n. Chr. (ANTEA-Archéologie).

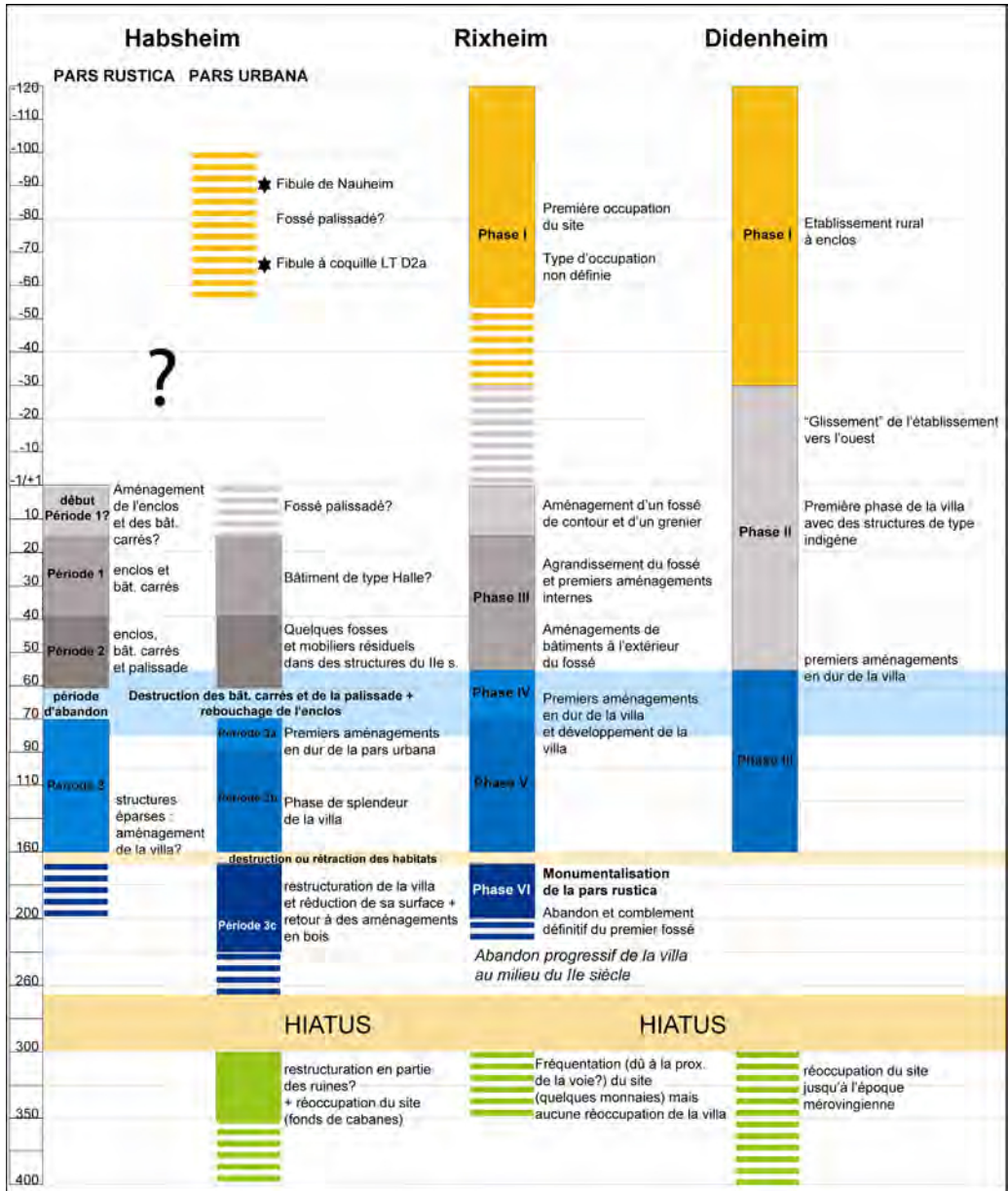


Abb. 29 a–b: Bruch und Kontinuität der *villae* von Didenheim, Rixheim und Habsheim und der Siedlungen Sierentz und Kembs (ANTEA-Archéologie).

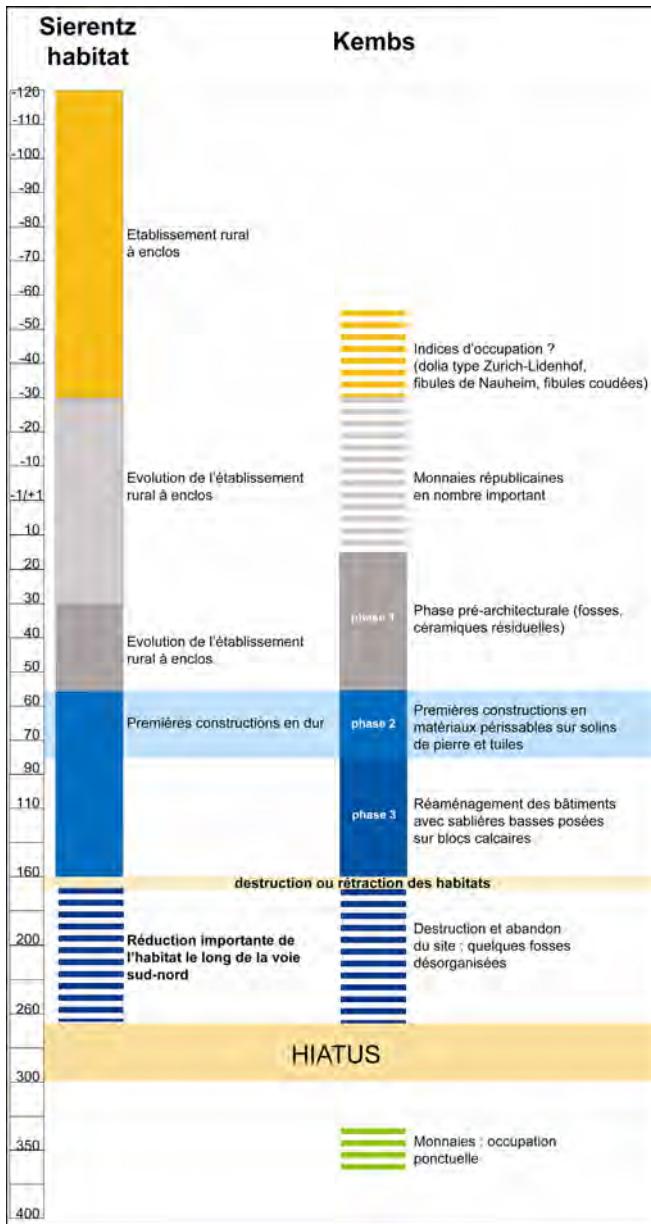


Abb. 29 b

Zusammenfassung

In Frankreich wurde vor kurzem eine Typologie der Axialhofvillen publiziert.¹² Heute zählen wir in Nordgallien mehr als 130 *villae* dieses Typus. Die *villae* von Habsheim und Rixheim gehören danach zum Typ 2: landwirtschaftlicher Hof mit regelhaftem Grundriss.

Im Südosten Galliens, besonders im Gebiet der Sequaner und der Helvetier, konzentrieren sich die großflächigeren Siedlungen. Wie bei den beiden elsässischen *villae* besitzen die dortigen *villae* zwei Hofflächen, eine als Residenz und eine für den landwirtschaftlichen Betrieb, den zwei Gebäudereihen begrenzen. Die Begrenzungen der *villae* werden dort hauptsächlich als Mauer ausgeführt, im Gegensatz zum Elsass, wo Grabensysteme Vorzug fanden. In Habsheim wurden die Eingänge von einem Torturm überragt, aber es finden sich auch Gräben mit Brücke, wie es in Rixheim wahrscheinlich der Fall war.

Alle *villae* dieses Typus folgen einem eindeutigen Plan. Die Pavillons sind Ausdruck eines durchdachten Architektenentwurfs und zeigen einen Bau aus einem Guss: mit eindeutiger Trennung von Residenz- und Wirtschaftsareal, in dem die Lage der Wirtschaftsgebäude zueinander einem Spiel von Symmetrie und Perspektiven folgt, das die Organisation bestimmt. Zugrunde liegen die mehr oder weniger regelmäßige Reihung von Pavillons mit sich wiederholenden Grundrissen, die monumentale Toranlage und/oder das große Gebäude an der Schmalseite des Wohnareals.

Diese großen *villae* sind generell in aufsedimentierten Ebenen angesiedelt und profitieren von den verschiedenen Böden und deren unterschiedlichen Eigenschaften. So ist es auch in Habsheim und Rixheim der Fall: Sie liegen in der Ebene der Ill, unweit von Flussläufen, am Rand fruchtbarer Lössrücken. Die feuchteren Zonen der Ebene, in denen sich die Mehrheit der römischen Fundstellen der Gegend finden, wurden wahrscheinlich als Viehweiden genutzt. Diese Verteilung der Fundstellen und die durchdachte Nutzung des Biotops sind nicht neu, man findet diese Aufteilung schon zu Beginn der Spätlatène.¹³ Die ländlichen gallischen Anlagen waren über die gesamte alluviale Ebene verstreut und jede nutzbare Fläche wurde bewirtschaftet. Diese Verteilung der Besiedlung erlaubte wohl auch, wie nachfolgend in der römischen Zeit, eine Berücksichtigung ökologischer Gegebenheiten und jener Aktivitäten, die dort vollzogen werden konnten: die Tierzucht auf kiesigem Terrain, das der Weidewirtschaft vorbehalten war, Gebiete die ebenfalls die Anlage von Bauernhöfen zuließen sowie die bebauten Felder auf fruchtbaren Böden wie den Lössflächen.

In den Publikationen werden 64 römische *villae* im Elsass verzeichnet. Es handelt sich mehrheitlich um ältere Fundstellen, deren Dokumentation keine verlässliche und verwertbare Interpretation zulässt. Lediglich fünf dieser *villae* wurden ausgegraben und ausgewertet. Weil solche großen Anlagen wie Habsheim und Rixheim häufig nicht in Steinbauweise ausgeführt waren, sind sie schwer zu entdecken. Die Luftbildarchäologie stößt im Elsass wegen ungeeigneter Böden oft an ihre Grenzen, und die sich manchmal schwach abzeichnenden Strukturen sind schwer zu deuten, wenn nicht die Anlage in ihrer Gesamtheit erfasst worden ist.

¹² ALAIN FERDIERE u. a., Les grandes villae „à pavillons multiples alignés“ dans les provinces des Gaules et des Germanies: répartition, origine et fonctions, in: Revue archéologique de l'Est 59 (2010), S. 357–446.

¹³ MURIEL ROTH-ZEHNER, Les établissements ruraux de La Tène finale dans la plaine d'Alsace. État de la question, in C.A.A.A.H. 53 (2010), S. 31–62.

Résumé en Français

Les deux villae de Habsheim-*Landsererweg* et Rixheim-ZAC *Le Petit Prince* sont les deux seules villae à plan axial connues dans la région Alsace. Elles sont établies le long de la voie romaine allant d'*Argentorate* (Strasbourg) à *Augusta Raurica* (Augst), aux croisements de routes romaines secondaires.

La *pars rustica* de Habsheim-*Landsererweg* est composée d'un enclos rectangulaire d'une superficie de 7,8 ha, repéré lors de prospections aériennes. Le fossé, de section triangulaire, est aménagé dans le gravier. L'interruption, côté Est, a été fouillée en 1999. Large de 2,80 m, elle est légèrement excentrée vers le Sud, à 85 m de l'angle Sud-Est. La date d'aménagement du fossé est difficile à déterminer, aucun mobilier n'ayant été découvert au fond du dispositif. Par contre, il nous est possible de dater son comblement définitif, sous le règne de l'Empereur Claude. Deux bâtiments carrés (8 x 8 m) sur radiers de galets ont été découverts à l'Ouest du fossé Est. Parallèles à l'enclos, ils sont aménagés à 10,80 m du fossé, côté interne. Les deux longs côtés du fossé sont flanqués de bâtiments carrés sur quatre poteaux, qui complètent ce dispositif. Un second aménagement linéaire se situe à l'arrière des bâtiments sur poteaux: il s'agit d'une palissade composée de deux rangées de trous de poteau, strictement parallèles à la ligne formée par les installations quadrangulaires et au fossé. Tout comme le fossé, ces installations ont été détruites par un incendie et remblayées sous le règne de l'Empereur Claude. Deux principales structures ont été mises au jour dans l'enclos: une cave (st. 205) et un temple sans galerie, localisé au centre de la cour et également détruit au milieu du I^{er} siècle apr. J.-C.

La *pars rustica* de Rixheim a été découverte suite à un diagnostic et fouillé en 2006. La *pars urbana* n'a pas été observée. L'occupation du site, datée de l'époque d'Auguste et de Tibère, reste concentrée sur le secteur ouest de la zone fouillée. Les premiers vestiges datés de cette époque sont composés d'un fossé revêtant la forme d'un enclos rectangulaire et d'un grenier sur sablière de tradition augustéenne, aménagé à l'ouest de la *pars rustica*. La voie romaine, qui borde le site à l'est, a probablement été construite au même moment. La villa se développe vers l'est sous les règnes de Tibère et de Claude; des traces de bâtiments sur poteaux ont été observées le long des fossés sans que nous puissions proposer de plans. C'est au cours de la phase allant de l'époque claudienne aux Flaviens qu'apparaît, pour la première fois, des bâtiments sur radiers de galets. Le premier grenier est également réaménagé. De l'époque flavienne au milieu du II^e siècle apr. J.-C., le site s'étend en direction de la voie. Cette extension se matérialise sous la forme de quatre grands fossés externes, orientés nord-est/sud-ouest, et dont l'axe directeur est basé sur l'axe originel, assimilé à un accès allant de la voie au domaine. Enfin, un séchoir/fumoir est installé au sud de l'enclos. La dernière phase d'occupation du site, ou du moins de la *pars rustica*, date de la fin du II^e siècle apr. J.-C. Le grand enclos quadrangulaire qui perdurait depuis l'époque tibérienne est abandonné et comblé.

Les bâtiments appartenant à la *pars urbana* de Habsheim couvrent plus de 3,5 ha dont 1,5 ha densément. Le bâtiment résidentiel présente une construction à plan rectangulaire avec galerie en façade et cour antérieure. Il est constitué d'une bâtisse principale, composée d'une halle rectangulaire, elle-même encadrée du côté Est et Ouest par deux galeries en façade. La fondation était composée de moellons calcaires. Les fouilleurs ont noté la présence de tesselles et de nombreux fragments de marbre. Les premières constructions datent du début du II^e siècle apr. J.-C., ce qui correspond à la période de splendeur de la villa, avant une première destruction au milieu du II^e siècle. Cet événement semble avoir provoqué une crise sérieuse qui a conduit à un repli im-

portant de l'habitat. Enfin, une seconde destruction au milieu du III^e siècle entraîne une seconde période de rétraction. La plus grande partie des annexes semble délaissée. Dans l'ancienne *pars rustica* de la villa, de rares installations des II^e et III^e siècles apr. J.-C. ont été observées (séchoir/fumoir, épandages de mobiliers). De manière générale, il est impossible de percevoir un semblant d'organisation de ces vestiges, dont la nature et l'éparpillement révèlent une faible densité d'occupation des terrains appartenants à la cour. Il n'y a donc aucune volonté de réinvestir cette partie du site comme à l'époque de la construction de la villa du Haut-Empire. La *pars rustica* est abandonnée pendant le dernier tiers du I^{er} siècle apr. J.-C. et cet espace n'a pas été réinvesti lors de l'aménagement de la *pars urbana*.

Un certain nombre de structures romaines, antérieures aux premiers aménagements appartenants à la villa (fin du I^{er} siècle) avaient été repérées lors des campagnes de fouilles de 1967–1977: il s'agit de fosses, d'un fossé et d'une série de poteaux carrés. Les mobiliers découverts ne sont pas nombreux, mais permettent néanmoins de proposer une datation au début de notre ère. Une série de poteaux quadrangulaires remplis de loess jaune se répartissent selon un plan orthogonal. Ils sont distants de 5 m chacun. Ce maillage régulier suppose la construction d'un bâtiment de type „halle“, peut-être le premier bâtiment de la *pars urbana* et le seul contemporain de la *pars rustica* présentée ci-dessus.

La dernière phase de la villa de Habsheim date du IV^e siècle apr. J.-C.: la partie résidentielle semble „réoccupée“ (il ne s'agit pas a priori d'une ultime phase de réaménagement du bâtiment, mais plutôt d'une réoccupation des ruines). Au sud-est du bâtiment principal, deux fonds de cabanes et des bâtiments sur poteaux ont été mis au jour. Les prospections au sol menées par Jean-Jacques Wolf montrent une occupation centrée sur la *pars urbana*.

Les sites de Habsheim et de Rixheim présentent des éléments précoces datés de La Tène finale. Pourtant une relation directe entre ces éléments et la villa n'est pas possible. On constate également une rupture ou une forte diminution de l'occupation de ces deux installations rurales pendant la seconde moitié du II^e siècle apr. J.-C., tout comme les sites voisins de Didenheim (Gehöft), Sierentz (agglomération), Largitzen (villa) ou encore Kembs (vicus). Un programme de recherche sur le monde rural gallo-romain en Alsace s'intéresse aujourd'hui de près à ce phénomène qui, sans toucher l'ensemble des sites connus à ce jour, semblent tout de même affecter tout ou partie des agglomérations ou villae fouillées dernièrement.

Weitere Literatur zum Thema:

- Abel, L. / Gitta, Cl. / Jeunesse, Christian / Renard, C. / Voegtlin, Monique / Voegtlin, Christian: Le secteur de Bruebach, Zimmersheim, Eschentzwiller, Habsheim, étude d'une micro-région, in: Cahiers de l'Association pour la Promotion de la Recherche archéologique en Alsace (C.A.P.R.A.A.) 1 (1985), S. 91–113.
- Bakaj, Bertrand / Roth-Zehner, Muriel: Habsheim – Landsererweg: site augustéen et militaire? (Haut-Rhin), in: Journée Archéologique Régionale (2001), S. 17–18.
- Cantrelle, Sylvie: Habsheim (Haut-Rhin, 68). Lotissement Le Lobélia, D.F.S., fouilles de sauvetage urgent, AFAN, Service régional de l'archéologie, Alsace, 1999, 74 S. (inédit).
- Lefranc, Philippe / Bakaj, Bertrand: Habsheim „Lotissement Lobelia II“ (Haut-Rhin), rapport de fouille d'évaluation archéologique, Antea Sàrl, S.R.A., Strasbourg 2000, 17 S.

- Murer, Axelle / Rougier, Virgine: Le site de la Zac „Le Petit Prince“: évolution au cours du temps d'un établissement gallo-romain de type villa, in: Bulletin de la Société d'Histoire 24 (2008), S. 2–18.
- Poinsignon, Véronique: Implantation et esquisse d'une typologie des villa gallo-romaines en Alsace et en Lorraine, in: C.A.A.A.H. 30 (1987), S. 107–130.
- Roth-Zehner, Muriel / Bakaj, Bertrand: Habsheim – Lotissement Lobelia II, lieu-dit Landsererweg, in: Bulletin Scientifique Régional 2000, SRA Alsace, DRAC, Strasbourg (2005), S. 54–57.
- Roth-Zehner, Muriel / Bakaj, Bertrand: Habsheim – Lotissement Lobelia II, lieu-dit Landsererweg, in: Bulletin Scientifique Régional 2002, SRA Alsace, DRAC, Strasbourg (2007), S. 44–47.
- Roth-Zehner, Muriel / Bakaj, Bertrand: Habsheim – Lotissement Lobelia II, lieu-dit Landsererweg, in: Bulletin Scientifique Régional 2003, SRA Alsace, DRAC, Strasbourg (2008), S. 54–57.
- Voegtlin, Christian: Le secteur de Bruebach – Zimmersheim – Eschentzwiller – Habsheim. Etude d'une micro-région. Etude des lieux-dits du ban de Zimmersheim, in: C.A.P.R.A.A. 2 (1986), S. 130–144.
- Wolf, Jean-Jacques: Découvertes archéologiques récentes au sud de Habsheim, in: Bulletin du musée historique de Mulhouse (B.M.H.M.) 76 (1968), S. 5–23.
- Wolf, Jean-Jacques: Découverte récente d'une sépulture à inhumation de La Tène Ia – transition La Tène Ib à Habsheim-Est, in: B.M.H.M. 77 (1969), S. 23–30.
- Wolf, Jean-Jacques: L'établissement gallo-romain de Habsheim-Sud, in: B.M.H.M. 81 (1973), S. 65–80.
- Wolf, Jean-Jacques: Nouveaux éléments du Néolithique rubané danubien à Habsheim-Sud, in: B.M.H.M. 86 (1973), S. 7–28.
- Wolf, Jean-Jacques: Le secteur de Bruebach, Zimmersheim, Eschentzwiller, Habsheim, étude d'une micro-région, remarques générales et compléments à la carte archéologique, in: C.A.P.R.A.A. 2 (1986), S. 116–129.
- Zehner, Muriel / Bakaj, Bertrand: Habsheim – Lot. Lobelia II, D.F.S. de sauvetage urgent, Antea Sàrl, S.R.A. Alsace, Strasbourg, juillet 2001, 115 S., ill. (inédit).
- Zehner, Muriel / Bakaj, Bertrand unter Mitarbeit von Jean-Jacques Wolf: Habsheim – Landserer Weg (Haut-Rhin), Document Final de Synthèse de sondage programmé, Antea Sàrl, Service Régional de l'Archéologie, Strasbourg, janvier 2002, 103 S., ill. (inédit).
- Zehner, Muriel: Habsheim (Haut-Rhin) – Le site gallo-romain, in: Journée Archéologique Régionale (2000), S. 11–12.

Die Villa von Heitersheim – 20 Jahre Forschung*

Gabriele Seitz

Einleitung

Die Villa¹ von Heitersheim folgt einer axialen Ausrichtung, der eine charakterisierende Grundstruktur innewohnt (Abb. 1). Die Herkunft dieses unverwechselbaren Anlagentyps suchte man lange in Italien; mittlerweile ist es aber unverkennbar, dass er auf einheimische, d. h. keltische Wurzeln zurückgeht.² Dies ist von besonderer Bedeutung, denn die Teilung in eine *pars urbana* und eine *pars rustica*, die literarisch vor allem aus Italien überliefert wird,³ ist in den keltischen Vorbildern ebenfalls deutlich erkennbar. Konkrete Architekturelemente wie charakteristische Raumanordnungen und deren verschiedenartige Funktionsbereiche, Bäder oder Zierwasserbecken können ihre mediterrane Herkunft nicht verleugnen, ganz abgesehen von der technischen Ausführung ihrer Bauweise oder gar die künstlerische Gestaltung und hochwertige Ausstattung speziell der mehrgeschossigen Villenhauptgebäude.

Begriffserläuterung Axialhofvilla

Neben dem in den nordwesteuropäischen Provinzen sehr verbreiteten Besiedlungstypus der *villa rustica* mit ihrer charakteristischen Streubauanlage⁴ prägte in stärker romanisierten Gebieten

* Das zweite Villenkolloquium in Freiburg 2012 bot Gelegenheit vor internationalen Fachleuten Rückschau und Ausblick auf die Erforschung der römischen Villa von Heitersheim zu halten, weshalb an dieser Stelle allen sehr herzlich gedankt sei, die in einer Zeitspanne von mehr als 20 Jahren mit ihrer wie immer gearteten Mitwirkung dieses universitäre Forschungsprojekt ermöglicht bzw. unterstützt haben.

¹ Mit dem Wort *villa* bezeichneten die Römer eine Gebäudegruppe, die – auf dem Land, d. h. außerhalb der Stadt gelegen – ein landwirtschaftliches Anwesen darstellte. Der Begriff war allgemein gebräuchlich, aber so unscharf, dass bereits zeitgenössische Schriftsteller ihn zu Wortspielen verwendeten.

² STEPHAN FICHTL, La villa gallo-romaine, un modèle gaulois? Réflexions sur un plan canonique, in: *ArteFact: Festschrift für Sabine Rieckhoff zum 65. Geburtstag* (Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie, Bd. 172/2), Bonn 2009, S. 439–448 und vgl. den aktuellen Beitrag von Stephan Fichtl in diesem Band.

³ REINHARD FÖRTSCH, Archäologischer Kommentar zu den Villenbriefen des Jüngeren Plinius (Beiträge zur Erschließung hellenistischer und kaiserzeitlicher Skulptur und Architektur, Bd. 13), Mainz 1993; ROBERT J. BUCK, *Agriculture and Agricultural Practice in Roman Law* (Historia Einzelschriften, Heft 45), Wiesbaden 1983, S. 13 f.

⁴ CHRISTOPH HÖCKER, Villa, in: *Der Neue Pauly*, Bd. 12/2, Stuttgart/Weimar 2003, Sp. 210–221; HANS ULRICH NUBER, Gradmesser römischer Zivilisation: Die ländlichen Einzelsiedlungen (*villae*) in Baden-Württemberg, in: *Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg* 45 (2002), S. 26–39; FRIDOLIN REUTTI, Villa, in: *Reallexikon der germanischen Altertumskunde*, Bd. 32, Berlin/New York 2006, S. 375–387, bes. S. 380; DERS., *Römische Villen in Deutschland* (Univ. Diss.), Marburg 1975, s. v. Kapitel: Villengrößen und Gehöftformen, S. 26–36, bes. 2.) der „Streubauhof“, S. 29 f.

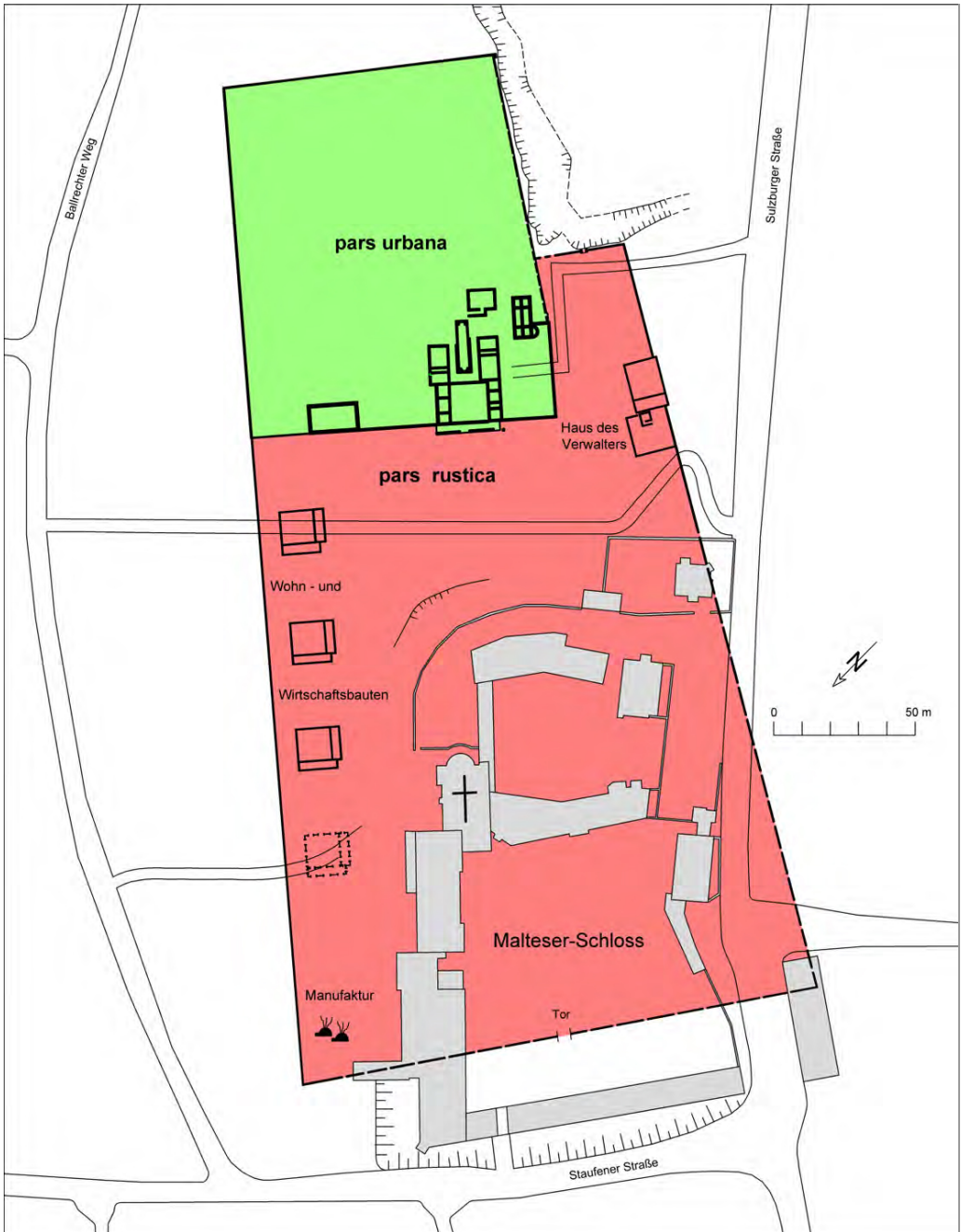


Abb. 1: Gesamtplan der Villa von Heitersheim – zu Zeiten der „Älteren Steinbauperiode“ – bezogen auf die heutige Bebauung. Die unterschiedlichen Villenareale sind farblich unterschieden; grün = *pars urbana*, rot = *pars rustica*. Plan: Provinzialrömische Archäologie, Universität Freiburg.

eine weitere Form von Landsitzen⁵ das Bild in den fruchtbaren Gegenden: der Achsenhof bzw. Axialhof, oft auch als *villa urbana* bezeichnet. Ihre Gebäudeanordnung weist ein axiales Grundprinzip auf, d. h. in strenger Symmetrie reihten sich entlang der Hauptzufahrt die Unterkünfte des Verwalters, der Landarbeiterfamilien, landwirtschaftliche Nutzbauten und technische Einrichtungen. Zu diesem fast kanonischen Gestaltungsprinzip gehört die Position des repräsentativen, schlossartigen Villenhauptgebäudes am Ende der darauf zuführenden Zugangsstraße.

Der Bautyp des „Axialhofs“ (Abb. 1) besitzt zudem weitere, charakteristische Merkmale: Eine Umfassungsmauer mit verschließbaren Tor(en) umgibt das gesamte Anwesen, das eine Trennmauer optisch und funktional in zwei eigenständige und voneinander unabhängige Areale gliedert: die *pars rustica*, den eigentlichen Wirtschaftsbetrieb, den ein Verwalter (*vilicus*) ganzjährig leitete und deutlich davon abgesetzt die *pars urbana*. Diese wurde von den Eigentümern oft nur einige Wochen des Jahres als Domizil genutzt, ansonsten ganzjährig von örtlichem Personal in Betrieb gehalten. Als Mittelpunkt inmitten einer kunstvoll gestalteten Gartenarchitektur dominierte der meist sehr kostspielig ausgestattete, palastartige Wohnkomplex, ferner weitere angegliederte oder freistehende Gebäude wie ein oder mehrere Vorratsspeicher oder Kellerbauten, ein Bad mit Sportplatz; Sanktuarien und Statuengruppen konnten noch hinzukommen.

Standortkriterien der Villa Heitersheim

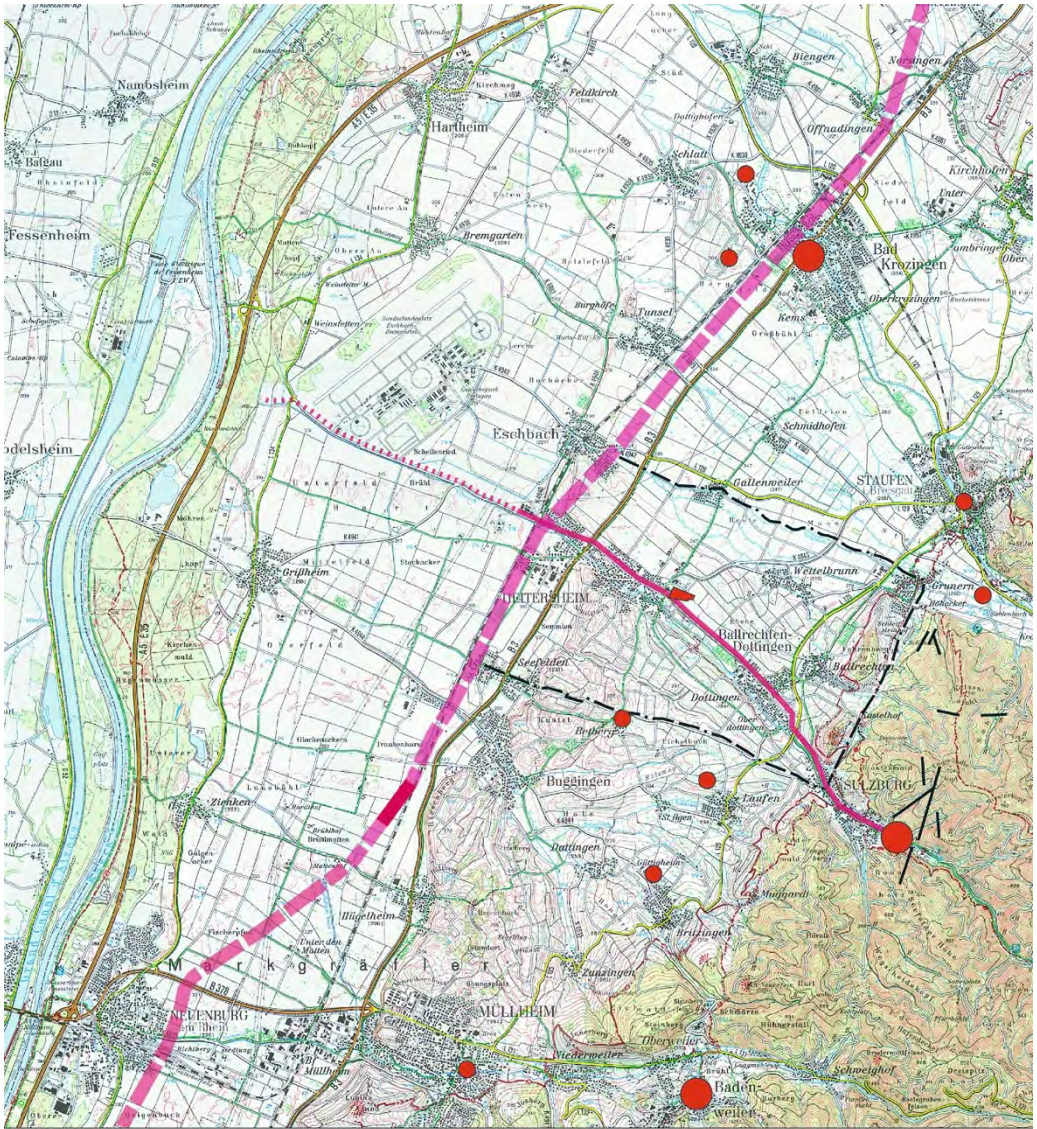
In ihrer naturräumlichen Lage folgt die Heitersheimer Villa den überlieferten Vorstellungen der römischen Schriftsteller⁶ bis ins Detail (Abb. 2):

- sie liegt in einer günstigen Klimazone mit ausreichenden Niederschlägen, bei einem nahe vorbei fließenden Bachlauf (Sulzbach), nur rund drei Kilometer unterhalb einer ergiebigen Quelle (Dottingen);
- dort, wo gesunde Luft- und Windverhältnisse herrschen, umgeben von fruchtbaren Lößböden einschließlich natürlicher Ressourcen wie Lehm, Sand und Steinen;
- auf leicht abschüssiger Höhenlage (Vorbergzone) zur besseren Entwässerung, mit einem Gebirgszug im Rücken (Schwarzwald) mit Waldbestand (Holz) und jagdbarem Wild;
- ihre Position bietet Über- bzw. Fernsicht (Herrschaftsarchitektur) mit weitem Panoramablick (Rheinebene) und ferner Sichtbegrenzung (Vogesen);
- befestigte Straßenzüge im Nahbereich gestatten rentablen Produktabsatz und ermöglichen eine rasche Erreichbarkeit der Siedlungen in der Umgebung; sie bilden zudem eine gute Fernverkehrsanbindung⁷ (rechte Rheintalstraße, schiffbarer Flusslauf des Rheins), welche die Distanz zur nächstgelegenen, größeren Stadt (*Colonia Augusta Raurica*) rasch überwinden helfen.

⁵ NICO ROYMANS / DIEDERICK HABERMEHL, On the Origins and development of axial Villas with Couble Courtyard in the Latin West, in: *Villa Landscapes in the Roman North. Economy, Culture and Lifestyle*, hg. von NICO ROYMANS und TON DERKS (Amsterdam archaeological studies, Bd. 17), Amsterdam 2011, S. 83–106; HARALD MIELSCH, *Die römische Villa. Architektur und Lebensform* (Beck's Archäologische Bibliothek), München 1987.

⁶ Beispielhaft seien genannt: CATO, PLINIUS DER JÜNGERE und schließlich auch AUSONIUS.

⁷ Die rot gestrichelte, Süd-/Nord verlaufende Römerstraße auf Abb. 1 gibt die von Lars Blöck erschlossene Trasse der rechten Rheintalstraße wieder, vgl. LARS BLÖCK, *Die römerzeitliche Besiedlung im rechten südlichen Oberrheingebiet* (Dissertation, eingereicht im Dezember 2012, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg).



Römische Fundstellen
in der Umgebung von Heitersheim

- ▣ villa urbana Heitersheim
- ländliche Einzelsiedlung
- Siedlung (Vicus)
- Straßenverlauf
- Mindestgrenzen des Villenareals
- ▲ Blei - Silber - Erzgänge



(Prov.-Röm. Archäologie Universität Freiburg 2013)

Abb. 2: Naturräumliche Gegebenheiten im Nahbereich der Villa von Heitersheim bezogen auf die heutige Besiedlung. Plan: Provinzialrömische Archäologie, Universität Freiburg.

Diese in der antiken Literatur immer wieder geforderten Bedingungen an Natur und Umwelt waren in Heitersheim alle gegeben. Mit der architektonischen Gestaltung und der exklusiven Ausschmückung der Villa fügte man weitere Annehmlichkeiten von Menschenhand hinzu.

Erkenntnisgenese

1989 hatten Luftbildaufnahmen⁸ die entscheidenden Hinweise auf eine seit 1811 schriftlich überlieferte Fundstelle in Heitersheim (Kreis Breisgau-Hochschwarzwald) gegeben, diese entgegen den bisherigen Vermutungen (*villa rustica*) als eine römische *villa urbana* einzustufen.⁹ Nahezu jährlich stattfindende Ausgrabungen von 1991 bis 2010 der Abteilung für Provinzialrömische Archäologie der Universität Freiburg erbrachten, mittels gezielter Suchschnitte unterstützt von geophysikalischen Prospektionen, die genaue Festlegung des Denkmalbefundes im Gelände (knapp 6 ha), die Bestätigung des vermuteten Villentyps (Achsenhoftyp/Axialvilla), die komplexe Bauentwicklung sowie eine unerwartet lange römerzeitliche Datierungsspanne (von etwa 30 n. Chr. bis um 270 n. Chr.).

Die Heitersheimer Villa ist der bislang einzige feldarchäologisch untersuchte Vertreter dieser Denkmälergattung im deutschen Anteil der Provinz „Germania Superior“ und zählt zugleich zu den ältesten und größten römischen Einzelsiedlungen am rechten Ufer des Oberrheins. Mit ihr lässt sich in diesem Landstrich eine staatstragende römische Gesellschaftsschicht belegen; diese Provinzaristokratie bzw. die als römische Oberschicht zu bezeichnende Personengruppe war bis zu den jüngsten Erkenntnisgewinnen in Heitersheim nicht als dauerhaft lebende Repräsentanten Roms in unseren Breiten vermutet worden.

Baubestand in der **b** der Heitersheimer Villa¹⁰

Holzbauperioden (I a + I b)

Der Heitersheimer¹¹ Gründungsbau (Abb. 3) wurde auf zuvor unbesiedeltem Gelände, an höchst gelegener Stelle des Siedlungsplatzes errichtet. Er bestand aus hölzernen ein- oder mehrgliedrigen Ständerbauwerken, die auf einem Areal von 500 bis maximal 580 Quadratmetern Grund-

⁸ GABRIELE SEITZ, Vom Luftbild zum Museum. 15 Jahre Heitersheim, in: Internationale Tagung über römerzeitliche Villen, Veszprém-Balácsa, 20.–23. September 2004, hg. von SYLVIA PALÁGYI (Balácsai közlemények, IX), Veszprém 2005, S. 133–146.

⁹ Dieser verbreitete Sprachgebrauch in der Unterscheidung von einfacheren Bauern- oder Gutshöfen und herrschaftlichen Landsitzen oder Residenzen (den ehemaligen „Rittergütern“ des deutschen Ostens vergleichbar) wird von den römischen Juristen nicht gestützt; vgl. BUCK, Agriculture (wie Anm. 3), S. 13.

¹⁰ Erkenntnisse zum Siedlungsbeginn ließen sich vor allem im Bereich des Villenhauptgebäudes gewinnen, da dort – mit Zustimmung der Denkmalbehörden – umfangreiche Flächengrabungen durchgeführt werden konnten, die aussagekräftige Informationen zu den jeweiligen Bauperioden erbrachten.

¹¹ Jüngste, zusammenfassende Abhandlungen zur Heitersheimer Villa: HANS ULRICH NUBER / GABRIELE SEITZ, Heitersheim: herrschaftliches Anwesen eines Großgrundbesitzers, in: Landleben im römischen Deutschland, hg. von VERA RUPP und HEIDE BIRLEY, Stuttgart 2012, S. 141–144; HANS ULRICH NUBER / GABRIELE SEITZ, 20 Jahre Forschung in Heitersheim – 10 Jahre Römermuseum *Villa urbana*, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2010 (2011), S. 41–46.



Ofen

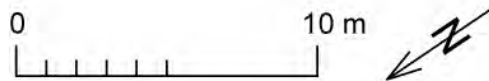
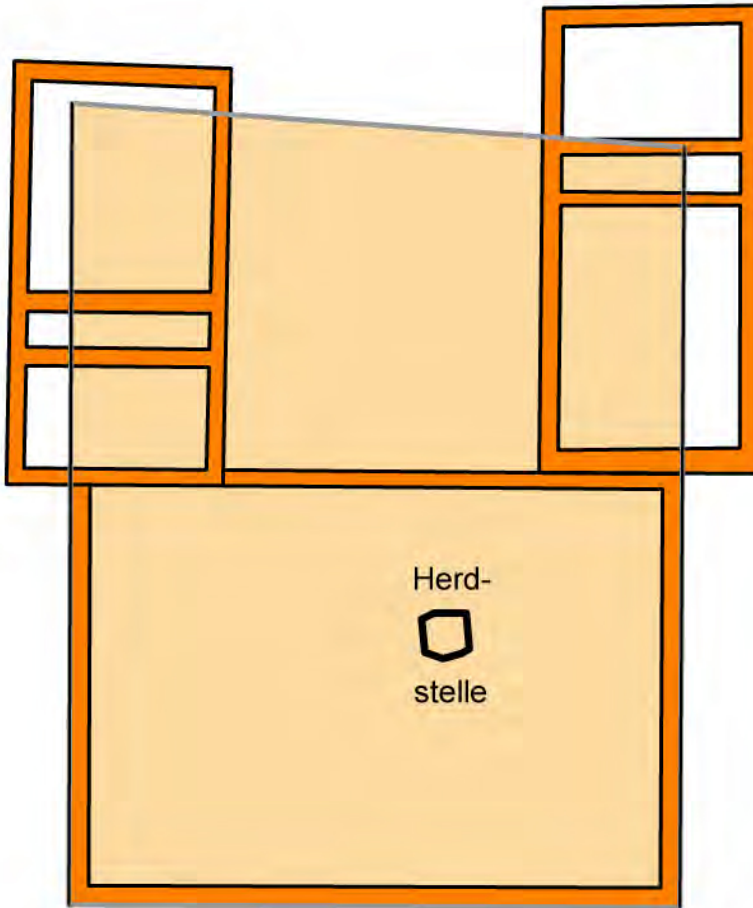


Abb. 3: Das Areal des Villenhauptgebäudes von Heitersheim in seinen Frühphasen; gelb: Baugelände der ersten Holzständerbauten (I); orange: auf Steinsockel gesetzte Holzfachwerkgebäude (II). Plan: Provinzialrömische Archäologie, Universität Freiburg.

fläche platziert waren (vgl. Abb. 3, gelb unterlegte Fläche). Der Standort war so vortrefflich gewählt, dass er über Jahrhunderte hinweg beibehalten wurde, d. h. Aufbau bzw. spätere Niederlegung von mindestens drei, einander folgenden Baukomplexen an gleicher Stelle hatten zum einen eine Erhöhung des Terrains zur Folge, zum anderen zerstörten die jeweiligen Neubauten einen Großteil der ehemaligen Baustrukturen, so dass von den ältesten Besiedlungsaktivitäten nur noch vereinzelte Pfostengruben zeugen. Zwar lassen sich diese Eingrabungen der hölzernen Ständerbauten – heute nur noch in Form runder Erdverfärbungen mit oder ohne erkennbare Pfostenstandspuren vorhanden – zu keinen eindeutigen Grundrissen mehr zusammenfügen. Sie erlauben jedoch nach Ausweis der in ihnen geborgenen Kleinfunde eine Datierung des Siedlungsbeginns in die 30er Jahre des 1. Jahrhunderts n. Chr.¹²

Zu diesen frühesten konstruktiven Bebauungsresten zählen auch Flächenpartien ehemaliger Stampflehm Böden, die vom Innenbereich der hölzernen Bauwerke stammen. Sie bestehen aus jeweils bis zu 12 cm starken, aufplanierten Schichten aus Rohlöss, die sich im Falle guter Erhaltung durch ihre nahezu homogene weißgelbliche Färbung deutlich vom „gewachsenen“ gelbbraunen Lößlehm absetzen (Abb. 4). In der Regel finden sich zwei übereinanderliegende Straten, die eine dünne, braunschwarze Schmutzschicht trennt. D. h., das oder ggf. die ältesten hölzernen Bauwerke wurden im Innern mindestens einmal mit einem frischen Bodenbelag versehen. – Einige Befunde belegen ferner, dass die erneuten Stampflehm Böden zu einem späteren Zeitpunkt von jüngeren Pfostengruben durchschlagen wurden. Ein Tatbestand, der anzeigt, dass die ältesten Holzbauten¹³ (Periode I a) zumindest einmal umgebaut oder ersetzt wurden, wobei man von der bzw. den alten Baufluchten abwich.

Zu den jüngeren Holzständerbauten (Periode I b) werden beim derzeitigen Auswertungsstand auch Pfostengruben¹⁴ gerechnet, die auf ihren Grubensohlen dicht nebeneinander gelegte Feldlesesteine aufweisen; vermutlich um das Absinken der Holzständer bei zu gewichtiger Dachlast zu verhindern. Mit hoher Wahrscheinlichkeit ist dieser Baueinheit eine aus auffallend großen Bachgeröllen befestigte Traufrinne zugehörig, die noch 5 m Länge aufweist, geradlinig in nordöstliche Richtung entwässerte und parallel zu zweien der mit Steinen verstärkten Pfostengruben verläuft. Dieser funktional eindeutig zu bestimmende Befund¹⁵ als Dachtrauf markiert den östlichen Abschluss der ehemaligen, hölzernen Wohnbebauung der Frühzeit.¹⁶

¹² Frühe Keramikstücke wurden erstmals beschrieben von HEIKE ALLEWELT / KLAUS KORTÜM / HANS ULRICH NUBER, Das Hauptgebäude der villa urbana von Heitersheim, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1992 (1993), S. 171–176, bes. S. 175, Abb. 123 und zu den ältesten Münzprägungen: HANS ULRICH NUBER, Römische Antike am Oberrhein: Die villa urbana von Heitersheim, in: Archäologische Nachrichten aus Baden 57 (1997), S. 3–17, bes. S. 12 mit Abb. 6.

¹³ Vgl. beispielsweise das im Römermuseum Heitersheim ausgestellte Lackprofil, dazu: HANS ULRICH NUBER / GABRIELE SEITZ, Grabungsabschluss im Schutzbau der „villa urbana“ in Heitersheim, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2000 (2001), S. 125–128, bes. S. 127 mit Abb. 110.

¹⁴ Siehe beispielhaft die Befunde (1461) und (1604) in Fläche 0 22 / N 14 sowie (561), (1102) und (1512) in Fläche 0 23 / N 14, die alle geradlinige bzw. rechtwinklig dazu verlaufende Baufluchten aufweisen, bei einem nahezu regelmäßigen Abstand von 3,20 m.

¹⁵ Traufrinne: Befund (1213) in Fläche 0 23 / N 14 a+c; geradliniger Verlauf bezogen auf die Grabungskordinaten bei $x = 411,00-411,20$ bzw. $y = 302,00-306,60$; im Originalzustand erhalten im Römermuseum Heitersheim.

¹⁶ Die nördliche Bebauungsgrenze der Holzständerbauten und der folgenden Fachwerkbauten auf Steinsockel markiert ein Ost/West entwässerndes Abwassergräbchen (Befund 1793).



Abb. 4: Ansicht übereinanderliegender Stampflehböden der Frühphasen vom Areal des Villenhauptgebäudes. Foto: Gabriele Seitz, Freiburg.

Fachwerkbau auf Steinsockeln/Älteste Steinbauperiode

Auf die ältesten Baustrukturen aus Holz folgte um 50 n. Chr. ein Fachwerkbau auf Sockelmauern (Periode II) aus Natursteinen, der in seinen Grundzügen noch immer dem gallischen Hallenhaus entsprach (Abb. 3), ehe er in der nachfolgenden Bauperiode (III) um 120 n. Chr. von einem mediterranen Peristylbau abgelöst wurde (Abb. 4): mittlerer Eingang (*porta*) unter Säulengang (*porticus*) in eine überdachte Halle (*atrium*) mit zentraler Herdstelle (*focus*) und seitlichen Gebäudeflügeln (*alae*) für Unterkunfts- und Wirtschaftsräume. Das Zentrum des dahinter folgenden Bauteils bildete ein offener Innenhof mit einem 18 m langen und 4,50 m breiten Zierwasserbecken (*piscina*), dessen Schmalseiten Halbbogenabschlüsse zierte. In das unter freiem Himmel liegende Becken entwässerte ein dreiseitiger Säulenumgang (*peristylum*) mit seitlichen Raumzeilen, der sich in Richtung Osten zum Schwarzwald in die sich anschließende Parkanlage (*hortus*) öffnete. Hinzu kamen ein großer, unterkellertes Pavillon mit Sommertriklinium im Oberstock sowie ein separates Badegebäude (*balneum*) mit Sportplatz (*palaestra*). Unterirdisch verlegte Wasserleitungen versorgten die Gesamtanlage mit Frischwasser, ermöglichten Wasserspiele im Zierbecken und gewährleisteten auch die Toilettenspülung im Bad. Mosaiken und geometrisch gemusterte, mehrfarbige Steinvertäfelungen¹⁷ (*opus sectile*) an Böden und Wänden bedeckten einige mit Fußbodenheizung versehene Wohnräume. Sie verkörpern ebenso wie die Wandmalereien¹⁸ und verglasten Fensterflächen, wie der strahlend weiße

¹⁷ HANS ULRICH NUBER / GABRIELE SEITZ, Grabungsfortschritte in der „Villa urbana“ Heitersheim, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2003 (2004), S. 145–148, bes. S. 146 f., mit Abb. 117.

¹⁸ Vgl. MICHÈLE RISCH, Die Wandmalereifragmente aus dem Keller (II) der Villa Urbana Heitersheim, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald (Magisterarbeit 2008, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg); GABRIELE SEITZ,

Außenputz und die weithin ziegelrot leuchtenden, stark gegliederten Dachlandschaften in jeder Hinsicht „*romanitas*“.

Jüngere Steinbauperiode

Der Heitersheimer Gebäudekomplex wurde drei Mal in Folge an gleicher Stelle und in gleicher Grundkonzeption umgebaut, aber jeweils größer und prächtiger: Dabei steigerte er sich von 500 m² bis 3.000 m² Grundfläche (vgl. Abb. 5 und 6), ehe ihn im fortgeschrittenen 3. Jahrhundert n. Chr. seine Bewohner endgültig verließen.

Bereits zu Beginn des 2. Jahrhunderts n. Chr. wurden nahe gelegene Steinbrüche im Schwarzwald eröffnet, so dass genügend dauerhaftes Baumaterial für umfangreiche Neubauten zur Verfügung stand. Der zentrale Zugang zum palastartigen Wohn- und Repräsentationsbereich innerhalb der *pars urbana* bildete zu Zeiten des jüngsten Bauzustands (Abb. 6, blau) ein 60 m langer, überdachter Gang (*porticus*) mit vermutlich 20 Steinsäulen.

Unverändert blieb nur die Halle (*atrium*) mit beiderseits flankierenden, nahezu quadratischen Raumzeilen: der Personaltrakt, in dem auch die Küche untergebracht war. Der dahinter liegende, zweite Bauabschnitt, wie zuvor der Herrschaft vorbehalten, erfuhr indessen die stärksten Veränderungen. Das zentrale Wasserbecken wurde aufgegeben und der Innenhof auf 200 m² erweitert. Auch dieser erhielt einen eigenen Zugang, der nicht mehr ausschließlich durch die Halle, sondern direkt zu dem neu errichteten und um mehr als das Dreifache vergrößerten Nordwestflügel führte, der in diesem eigenständigen Bauwerk noch deutlicher öffentlich-repräsentativen Zwecken diente.

Wie der offene Innenhof im Zentrum der neuen Wohnanlage gestaltet war, ist nicht bekannt – aber er dürfte nach Analogien als *viridarium* („Lustgarten“) gedient haben und daher kaum ohne entsprechende Bepflanzung,¹⁹ Statuenschmuck,²⁰ Volieren²¹ sowie die beliebten Wasserspiele ausgekommen sein, wovon das profilierte Randfragment einer großen Steinschale zeugt.²² Auch das Badegebäude und der Lebensmittelspeicher²³ wurden beträchtlich erweitert

Malereifragmente aus der Villa Urbana von Heitersheim, in: Internationales Kolloquium über römerzeitliche Wandgemälde in Veszprém/Hungary vom 17.–18. 5. 1999, hg. von Sylvia K. PALÁGYI, Veszprém 2000, S. 85–98.

¹⁹ Archäobotanische Belege siehe exemplarisch bei BARRY CUNLIFFE, Fishbourne: a roman palace and its garden, London 1971, S. 128–148 mit Farbtafel IV und allgemein beschrieben von CHRISTIAN MEIER, Der römische Garten, in: Die Geschichte der Gärten und Parks, hg. von HANS SARKOWICZ, Frankfurt am Main/Leipzig 1998, S. 91–105; MIELSCH, Villa (wie Anm. 5), S. 117–121.

²⁰ Siehe das Fundstück eines Oberschenkels einer halblebensgroßen Marmorstatue aus der Axialhofvilla im Gewann „Schloßacker/Grün“ von Auggen, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald, ausgestellt im Markgräfler Museum in Müllheim, ferner die zahlreichen italischen Beispiele bei RICHARD NEUDECKER, Die Skulpturenrenaissance römischer Villen in Italien (Beiträge zur Erschließung hellenistischer und kaiserzeitlicher Skulptur und Architektur, Bd. 9), Mainz 1988.

²¹ MEIER, Der römische Garten (wie Anm. 19), S. 101: „Nicht zu vergessen: In den Villen wurden, zum Teil große, Vogelhäuser errichtet; schon für Lucullus ist bezeugt, dass er Krammetsvögel züchtete. Gelegentlich speiste er auch dort – wenn der Lärm nicht zu groß wurde.“

²² Fd.-Nr. H 1992 / 795 aus Fläche 0 24 / N 14+15. Vgl. RITA AMEDICK, Ein Vergnügen für Augen und Ohren. Wasserspiele und klingende Kunstwerke in der Antike (Teil 1), in: Antike Welt 29/6 (1998), S. 497–507; DIES., Ein Vergnügen für Augen und Ohren. Wasserspiele und klingende Kunstwerke in der Antike (Teil 2), in: ebd. 30/1 (1999), S. 49–59.

²³ Siehe hierzu speziell den Beitrag von Lars Blöck in diesem Band.

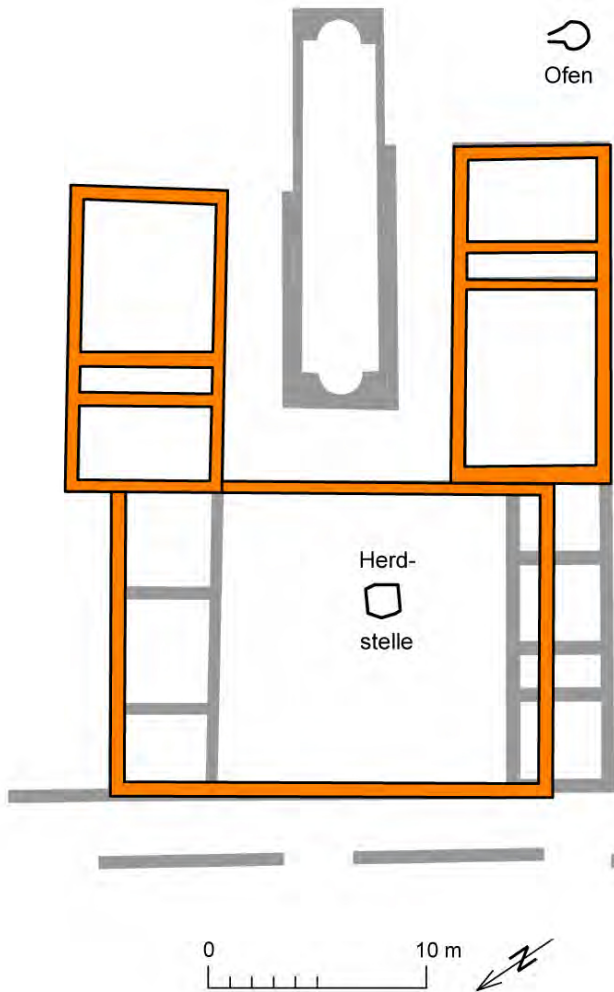


Abb. 5: Das Areal des Villenhauptgebäudes von Heitersheim: orange: auf Steinsockel gesetzte Holzfachwerkbauten (II); grau: in massiver Steinbauweise ergänzte Bauelemente (III). Plan: Provinzialrömische Archäologie, Universität Freiburg.

bzw. als doppelt so großer Neubau am alten Standort erstellt. Gegen Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. waren die letzten Umbauten erfolgt. Die imposanten Bauteile sind zweistöckig vorzustellen und auch hinsichtlich der Innenausstattung dürfte die Anlage ihren Höchststand erreicht haben; ehe sie durch Brand beschädigt und in ihrer ursprünglichen Funktion aufgelassen, aber nicht völlig verlassen wurde, wie Indizien belegen. Als Baustofflieferant wertvoller Materialien diente sie noch in der Mitte des 8. Jahrhunderts.²⁴

²⁴ HANS ULRICH NUBER / GABRIELE SEITZ, Karolingisches in Heitersheim – eine Münze König Pippins des Jüngeren aus der römischen Villa urbana, in: Archäologische Nachrichten aus Baden 77/78 (2008), S. 80 f.

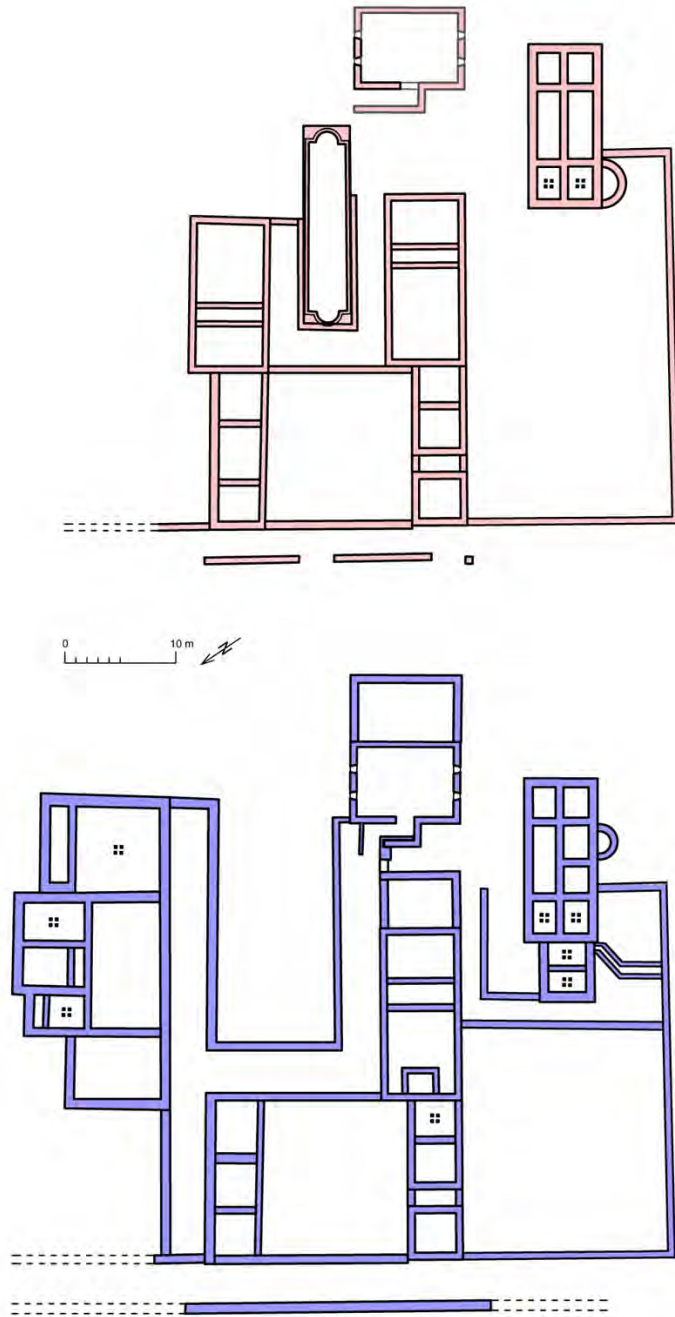


Abb. 6: Bauentwicklung des Villenhauptgebäudes von Heitersheim: rot = Ältere Steinbauperiode (III); blau = Jüngere Steinbauperiode (IV). Plan: Provinzialrömische Archäologie, Universität Freiburg.

Einrichtungen aus der Frühzeit der Villa von Heitersheim

Das 2012 in Freiburg veranstaltete Villenkolloquium²⁵ war thematisch auf die frühesten Aktivitäten bzw. auf den Siedlungsbeginn der jeweiligen Fallbeispiele ausgerichtet, weshalb an dieser Stelle zwei Befundkomplexe exemplarisch vorgestellt werden:

Zentrale Herdstelle(n)

Bereits die Stampflehböden hatten eindeutig darauf hingewiesen, dass über dem großen Zentralbereich des frühen Villenhauptgebäudes (Abb. 5) zu Zeiten der Fachwerkbauten auf Steinsockeln (Periode II) eine weitgespannte Dachkonstruktion vorausgesetzt werden muss.²⁶ Nicht nur aus klimatischen Gründen, sondern vor allem weil dort – ehemals ebenerdig – auf einer Grundfläche von zwei bis drei Metern im Quadrat mindestens drei große Herdstellen, jeweils an gleicher Stelle liegend, übereinander erneuert worden waren (Abb. 7). Die Brennfläche des ältesten, untersten Herdes bestand aus mit Lehm verstrichenen Geröllsteinen des nahe gelegenen, aus dem Schwarzwald entwässernden Sulzbaches. Erst in der nächsten, darüber gebauten, fand auch feuerfestes Ziegelmaterial Verwendung. Vor allem Randleisten zerbrochener Dachplatten (*tegulae*) waren in der Mitte des alten Herdes so angeordnet worden, dass sie eine regelmäßige Grundfläche von 1,40 x 1,40 m einnahmen. Doch auch diese Brennfläche wurde zu einem späteren Zeitpunkt ersetzt. Auch hierbei wurden Ziegelbruchstücke verwendet; dieses Mal aber ausschließlich *laterculi* von knapp einem römischen Fuß (29 x 29 cm).

Die um die Herdstellen verzogenen Ruß- und Ascheschichten waren stellenweise bis zu 40 cm stark und in einem Umkreis von rund 4 m vorhanden. Sie waren über die jeweils erneuerten, aus hellgelbem Löss bestehenden Bodenflächen so verteilt, dass diese sich alsbald wieder tiefschwarz verfärbten. Gerade dieses Detail bezeugte in anschaulicher Weise, warum man in der römischen Antike den zentralen Hausbereich als *atrium* (von lat. *ater* = schwarz) bezeichnete; eine Benennung, die bei den aufwändig ausgestatteten, regelhaft in Steinbauweise errichteten Stadthäusern Italiens nicht mehr nachvollziehbar war.

An dieser Herdstelle,²⁷ die zugleich Licht und Wärme spendete, wurde in Heitersheim auch nachweislich gekocht. Unter Beweis stellte dies ein in Originallage angetroffener quadratischer, vom Feuer geröteter Kalkstein, in dessen Mitte ein kreisrundes Zapfloch ausgearbeitet worden war. Das etwa 40 x 40 cm messende Werkstück diente einst einem hölzernen, galgenförmigen Dreharm für das Kesselhakengestänge als Stand, von dem aus man die metallenen Kochtöpfe über das Feuer bzw. die glimmende Glut schwenken konnte.

Einen Hinweis auf die Benutzungsdauer der Herdstelle gibt ein Münzfund,²⁸ der sich in einem der unteren Lössaufträge unmittelbar neben dem gesetzten Steinkranz fand: ein As des Claudius, der in der Zeitspanne von 41 bis 50 (?) n. Chr. in Rom geprägt worden war.

²⁵ HANS ULRICH NUBER / GABRIELE SEITZ, Internationales Villenkolloquium am 13. Juli 2012. Genese der internationalen Treffen, in: Collegium Beatus Rhenanus, Newsletter 15 (2012), S. 7 f.

²⁶ HANS ULRICH NUBER / GABRIELE SEITZ, Lucius Iulius Fontus. Keramikproduzent und Eigentümer der villa urbana von Heitersheim, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2008 (2009), S. 143–146, bes. S. 143 f., mit Abb. 122 und 123 auf S. 145.

²⁷ URSULA HEIMBERG, Villa Rustica: Leben und Arbeiten auf römischen Landgütern, Darmstadt 2011, S. 51–59.

²⁸ Fd.-Nr. H 2009 / 17 (RIC I, 2. Aufl., 100; Prägeort: Rom) aus Fläche 0 22 / N 13 a, Planum 6–7 aus Lösslehm-Auftrag (1953), auf Höhe von 265,12 m über Normal Null; vgl. Schnitt Nr. 28.



Abb. 7: Blick vom Dach des Römermuseums auf drei übereinanderliegende Herdstellen im Atrium zu Zeiten der Holzbauperioden. Foto: Gabriele Seitz, Freiburg.

Keramikbrennofen

Zu Zeiten des Heitersheimer Siedlungsbeginns (Periode I a + b; Abb. 3) befand sich östlich, rund 9 m außerhalb der Holzständerbauten ein Keramikbrennofen.²⁹ Dieser wurde nach einigen Brennvorgängen aufgegeben und schließlich im Zuge des Ausbaus des Villenhauptgebäudes in massiver Steinbauweise von der östlichen Außenmauer³⁰ des südlichen Raumtraktes vollständig überbaut. Spätestens bei dieser Baumaßnahme wurde die Kuppelkonstruktion zerstört, die unteren Partien des Ofens hingegen im Erdreich belassen, weshalb folgende Aussagen zu dieser technischen Einrichtung gemacht werden können:

²⁹ Keramikbrennofen (955): 0 23 / N 12 b, Planum 2; HEIKE ALLEWELT / KLAUS KORTÜM / HANS ULRICH NUBER, Grabungsende in der Villa urbana von Heitersheim, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1994 (1995), S. 164–168, bes. S. 168, mit Abb. 107 auf S. 166.

³⁰ Nord-/Süd verlaufende Ostmauer (306) in Fläche 023 / N 12 b, Sohle bei 265,24 m über Normal Null.

Der Keramikbrennofen³¹ entspricht dem bekannten Typ (Abb. 8). Er wies einen birnenförmigen Grundriss auf, seine ovalrunde Brennkammer erreichte maximal 1,10 m im Durchmesser, sie teilte eine aus Ziegeln bzw. Ziegelbruchstücken gebildete Mittelzunge. Die Ofenwände waren noch bis zu einer Höhe von 1,20 m erhalten und zeigten einen stark verrußten bzw. grau verziegelten Lehmglattstrich von bis zu 2 cm Stärke. Die herausgebrochene Tenne hatte eine Mächtigkeit von 15 cm und saß ehemals auf einer Höhe von 0,50 m oberhalb der Ofensole, die bis zu 20 cm gegen Norden zum Ofenfuchs abfiel. Die Bedienungsgrube war mit umgesetztem Lößlehm, humosem Boden, zahlreichen Holzkohlepartikeln, Ziegelbruch sowie verkrusteten Lehmbrocken verfüllt, die vermutlich von der ehemaligen Ofenkuppel stammten.



Abb. 8: Blick auf die Sohle der Brennkammer des Keramikofens im Bereich des späteren Villenhauptgebäudes. Foto: Heike Allewelt / Klaus Kortüm.

³¹ 1992 war nur die Bedienungsgrube (Befund [208]) des Ofens angeschnitten worden, die vollständige Freilegung des eigentlichen Keramikbrennofens (Befund [955]) erfolgte erst 1994; vgl. die jeweiligen Befundbeschreibungen.

Keramikherstellung vor Ort: Produkte eines FONTVS im Auftrag eines L·I·S?

In der Bedienungsgrube dieses Ofens fanden sich einzelne Fragmente verschiedener Gefäße aus sehr fein geschlammtem hellbeigem Ton, die auffallende Unregelmäßigkeiten aufwiesen. Noch ist nicht eindeutig zu entscheiden, ob es sich bei diesen keramischen Erzeugnissen um die Reste ausgesonderter Fehlbrände oder um Überbleibsel fehlerhaft gefertigter Mangelware handelt.

Ein Wandbruchstück dieser tongrundig-glatte wandigen Produkte war ehemals, noch vor dem Brennvorgang, mit einem sorgfältig eingeritzten Graffito versehen worden: eine unvollständig überlieferte Buchstabenabfolge FON[---]; eingeritzt in den noch feuchten Ton wohl auf der Schulter eines Kruges (Abb. 9, 1).³²

Eine gleichfalls zu dieser Warengattung gehörende Kragenschüssel weist den intakten Namenszug FONTI auf (Abb. 9, 2).³³ Obgleich sie aus einem anderen Befundkontext stammt, liegt es nahe, auch das beschädigte Stück in dieser Weise zu ergänzen, was sinngemäß bedeutet: (Erzeugnisse eines Töpfers namens) *Font(us)*.

Die mit demselben Herstellernamen gekennzeichneten Gefäße, Krug und Kragenschüssel, repräsentieren Gebrauchsgeschirr des täglichen Bedarfs, das – so wie es den Anschein hat – zu Zeiten des Siedlungsbeginns vor Ort in Heitersheim produziert wurde. Zum Repertoire dieser charakteristischen, beigefarbenen lokalen Warengattung zählen auch weitmundige Vorratsstöpfe und Schüsseln mit Kragen- bzw. Wulsträndern.³⁴

Den eindeutigsten Beleg für eine Keramikproduktion vor Ort stellt aber das Fragment eines Brennständers dar (Abb. 9, 3), der im Ofen auf dem Boden des Feuerungsraumes gefunden wurde. Die Brennhilfe ist sekundär hellgrau verbrannt und stark beschädigt, so dass ihr ursprüngliches Aussehen nicht mehr genau erschlossen werden kann.

Zwei Abdrücke ein- und desselben Stempels finden sich auf dem Standring und an der Seite. In beiden Fällen hat sich nur jeweils der linksbündige Anfang der Stempelmatrize erhalten: ein L mit hochgezogener Längshaste, mittels eines erhabenen, runden Punktes von einem nachfolgenden I getrennt (Abb. 9, 3 a + b).

Schließlich kam 1993 ein gestempeltes Krughalsbruchstück zum Vorschein, das kurioserweise an nahezu gleicher Stelle des Faksimile gebrochen war (Abb. 9, 4). Auch dieses Stück fand sich in einem Brennofen,³⁵ allerdings in der Nordwestecke der Anlage (Abb. 1), wohin die Manufaktur – vermutlich im Zuge der Vergrößerung des Villenhauptgebäudes – verlagert worden war.³⁶

³² Fd.-Nr. H 1992 / 609,11 aus Fläche 0 23 / N 12 b, Planum 2–3 aus Bedienungsgrube (955).

³³ Fd.-Nr. H 1992 / 548 aus Fläche 0 22 / N 13 c, Planum 2–3 aus Planierung (83).

³⁴ Der Begriff „Fontus-Ware“ ist innerhalb der provinzialrömischen Keramikforschung Südwestdeutschlands gängig. Allerdings haben sich meines Wissens anderenorts noch keine „Exportstücke“ gefunden.

³⁵ Fd.-Nr. H 1993 / 1097 aus Fläche 0 6 / N 18, Planum 1–3 aus Verfüllung (Befund 946) der Bedienungsgrube.

³⁶ Was in der Nordwestecke der Anlage, d. h. in dem bzw. in den Brennöfen (Befunde: [932], [934]) produziert worden ist, konnte aufgrund der Erhaltungsbedingungen nicht ermittelt werden. Vergleichsbefunde lassen auf Keramik schließen; einzig in der oberen Verfüllung (946) kam auch eine „Ofensau“ zutage, die auf Schmiedetätigkeit deutet. Vgl. HEIKE ALLEWELT / KLAUS KORTÜM / HANS ULRICH NUBER, Der Gesamtplan der Villa urbana von Heitersheim, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1993 (1994), S. 181–185, bes. S. 183 f., mit Abb. 109; HANS ULRICH NUBER / GABRIELE SEITZ, Ein neues Kapitel in der Stadtgeschichte: Die römische Villa urbana, in: Heitersheim – Eine Stadt mit großer Geschichte, Heitersheim 2010, S. 6–25, bes. S. 16 mit Abb. 15 (farbige Wiedergabe des Manufakturzentrums).

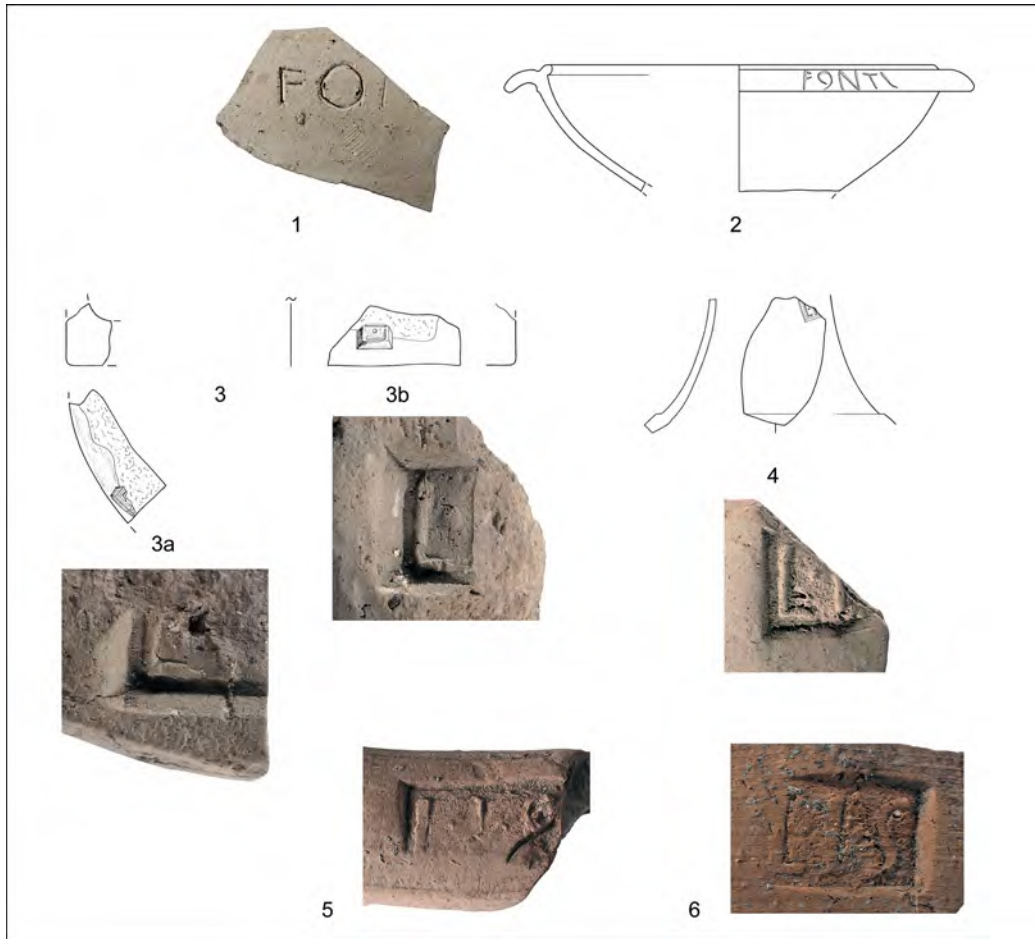


Abb. 9: Handsignierte und gestempelte Keramik der sog. „Fontus-Ware“. Fotos: Ursula Seitz-Gray, Frankfurt am Main, Grafik: Provinzialrömische Archäologie, Universität Freiburg.

Die individuellen Handsignaturen FON[---] und FONTI sowie der Stempel L·I[---] kennzeichneten dieselbe Warengattung, weshalb es damals nahelag, die beiden Buchstabenfolgen miteinander zu L(ucius)·I(ulius)·FONTVS³⁷ zu kombinieren; was ein sekundär verlagertes Randfragment einer gattungsgleichen Kragenschüssel mit seinem leicht verpressten Stempelrest (Abb. 9, 5) zu bestätigen schien.³⁸ Erst 2008 gelang es, einen vollständigen Abdruck der insgesamt 1,8 cm langen und 1,2 cm hohen Stempelkartusche in einem geschlossenen Befund³⁹ zu entdecken; sie ist unbeschädigt und lautet: L·I·S (Abb. 9, 6). Es bleibt allerdings weiterhin nur eine nahelie-

³⁷ NUBER, *Antike am Oberrhein* (wie Anm. 12), S. 12.

³⁸ NUBER / SEITZ, *Keramikproduzent* (wie Anm. 26), S. 143–146, bes. S. 146 mit Abb. 124; Fd.-Nr. H 2008 / 43 aus Fläche 0 21 / N 12 a, Planum 0–1 aus moderner Rückfüllung des Grabungsschnittes von 1991, direkt südlich am Mauerkopf der Portikus (922).

³⁹ Planierung (1818) aus Fläche 0 21 / N 13 d, Planum 3–4, Fd.-Nr. H 2008 / 8. Der Stempel wurde erst im Rahmen der Grabungsaufarbeitung erkannt.

gende Wahrscheinlichkeit in dieser Abkürzung die *tria nomina* des Villeneigentümers der Gründerzeit zu erblicken: ein römischer Bürger, ein gewisser *L(ucius) I(ulius) S(-?-)*, für den vermutlich sein Töpfer(sklave?) *Fontus* handsignierte Gefäßkeramik herstellte.

Es wird eine lohnende Aufgabe sein, weitere Erzeugnisse der Fontus-Ware im gesamten Keramikbestand ausfindig zu machen, um die notwendige Gewissheit zu erlangen, ob alle Gefäßtypen der damaligen Produktpalette bereits ermittelt sind. Vor allem die Planierungen im Innern der großen Atriumshalle bzw. der sich östlich davon anschließenden Siedlungsbereich der frühen Holzständerbauten könnten das Repertoire noch erweitern.

Villenbewohner von Heitersheim

Die Menschen, welche die Villa während ihres rund zweihundertfünfzigjährigen Bestehens bevölkert haben, sind uns kaum fassbar. Diese Art Villen auf Großgrundbesitz, von denen ein Einzelner auch mehrere sein Eigen nennen konnte, dienten ihren Eigentümern zum einen als wirtschaftliche Grundlage zur Finanzierung ihres Lebensstils als auch gleichermaßen als Rückzugsräume aus dem Stadtgetümmel, d. h. sie waren in jedem Fall an eine ökonomisch potente und damit staatstragende Gesellschaftsschicht gebunden. Inwieweit sich diese tatsächlich für das Landleben außerhalb der Bukolik interessierte, ist nicht zu entscheiden. Vermutlich überließen sie die landwirtschaftliche Produktion ihren Verwaltern (*vilici*) und Pächtern (*coloni*).⁴⁰

Nur von zwei Persönlichkeiten des römischen Heitersheim haben sich wenige Namensbestandteile erhalten: die Initialen L·I·S des vermutlichen Villengründers und des für ihn arbeitenden FONTVS. Ob *Fontus* ausschließlich zu töpfen verstand oder darüber hinaus auch mit anderen Gewerken längerfristig seinem „Herrn“ diente, ist nicht mehr zu erschließen. Darüber hinaus gibt eine kleine, silberne Brosche⁴¹ mit schwarz kontrastierenden Niello-Einlagen einen möglichen Fingerzeig auf die gesellschaftliche Stellung unseres L·I·S. Das Motiv dieser Fibel, ein Amor in Erscheinung eines geflügelten Erosen auf einem Delphin reitend (Abb. 10), symbolisiert vordergründig einen wertvollen Glücksbringer. Tiefsinniger ist allerdings die Anspielung auf das iulische Kaiserhaus. Dem antiken Zeitzeugen war bekannt, das sich das Geschlecht der Regierenden, d. h. die *gens* der Iulier, auf die Göttin *Venus* zurückführte, die bekanntlich im Meer geboren war; also dem Leben spendenden Element entsprang, in welchem sich Amor mit seinem Delphin tummelt.⁴²

⁴⁰ Siehe CHRISTIANE KUNST, Römische Wohn- und Lebenswelten. Quellen zur Geschichte der römischen Stadt (Texte zur Forschung, Bd. 73), Darmstadt 2000, s. v. Kap. 49 Ländliche Wohnsitze, S. 162–166, bes. S. 165 f.

⁴¹ Fd.-Nr. H 1999 / 127 aus Fläche 0 22 / N 13 d, Planum 2–3, 265,59 m über Normal Null aus Stampflehm-schicht (Befund 1534).

⁴² Vgl. ERIKA SIMON, Die Götter der Römer, Darmstadt 1990, S. 213–228, bes. S. 226 f., mit Abb. 290 bzw. Taf. 12; DIES., Augustus. Kunst und Leben in Rom um die Zeitenwende, München 1986, S. 53–57, bes. 54 f., Abb. 58 sowie Taf. 1.



Abb. 10: Silberne Fibel in Form eines delphinreitenden Amors. Foto: Ursula Seitz-Gray, Frankfurt am Main.

Résumé en Français

Le deuxième colloque international sur les *villae* romaines, qui s'est tenu à Fribourg en juillet 2012, a permis de jeter un regard rétrospectif sur les 20 ans de recherches de la villa d'Heimersheim. Au cours de ces années, les théories sur l'histoire et la fonction du site se sont sensiblement affinées. Certaines, issues des premières périodes de fouilles, ont dû être inévitablement modifiées, voire abandonnées. On a pu apporter des éléments de précision sur la chronologie et rectifier des informations concernant l'origine des premiers bâtiments. Comme le montre l'article de Stephan Fichtl, contenu dans cet ouvrage, les *villae* à pavillons multiples semblent désormais trouver leurs origines dans le monde celtique. Les résultats obtenus sur la rive gauche du Rhin, en face d'Heimersheim (cf. article de Muriel Roth-Zehner) révèlent, en outre, que ce type de villa apparaît au même moment dans la région du Rhin supérieur mais qu'il évolue différemment et affiche des fonctions diverses de part et d'autre du Rhin. L'article qui suit sur la *villa* d'Heimersheim vient illustrer ce propos.

Die Erweiterung der Getreidespeicherkapazitäten der Axialhofvilla Heitersheim in ihrer 4. Bauperiode – Binnenkolonisation oder Konzentrationsprozesse im ländlichen Raum im ausgehenden 2. Jahrhundert n. Chr.?

Ein Modell zur Berechnung von Getreideanbauflächen anhand der Speicherkapazität römischer *horrea*¹

Lars Blöck

Einleitung

Die Getreidespeicherkapazitäten der bereits in tiberischer Zeit gegründeten, im fruchtbaren Lössgebiet des Markgräfler Hügellands gelegenen Axialhofvilla Heitersheim erfuhren mit dem Ausbau zur vierten Bauperiode eine enorme Erweiterung (Abb. 1):² Das spätestens in der um 100 n. Chr. datierten, dritten Bauperiode errichtete Speichergebäude C, das eine Grundfläche von ca. 18 x 10 m besaß, wurde durch den Speicher C 2 ersetzt, der mit seinen Ausmaßen von 24 x 15 m die doppelte Grundfläche des älteren Speichers einnahm (Abb. 2, Nr. 1).³ In der *pars rustica* wurde anstelle des Wohngebäudes F das Gebäude F 2 erbaut, das aus einem 24 x 15 m großen, massiv fundamentierten Kernbau bestand, dessen westlicher Schmalseite eine ca. 5,5 m breite ungegliederte Raumzeile vorgelagert war (Abb. 2, Nr. 2).⁴ Zwar ist die Funktion von Gebäude F 2 bislang noch nicht abschließend zu beurteilen, doch sprechen Indizien dafür, dass der Bau als Speicher genutzt wurde: So fällt auf, dass der Kernbau von Gebäude F 2 nicht nur eine massive Fundamentierung, sondern auch identische Ausmaße wie der periodengleich errichtete Speicher C 2 aufwies. Ferner wurde der durch Gebäude F 2 repräsentierte Gebäudetyp – ein lang-

¹ Die vorliegende Untersuchung stellt eine leicht veränderte Fassung des „Exkurses zur Kapazitätsberechnung römerzeitlicher Speichergebäude“ aus der unter der Betreuung von Prof. Dr. Hans Ulrich Nuber angefertigten Dissertation „Die römerzeitliche Besiedlung im rechten südlichen Oberrheingebiet“ dar, die der Verfasser im Dezember 2012 an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg eingereicht hat.

² Zusammenfassend zur Axialhofvilla Heitersheim und ihren Bauperioden: HANS ULRICH NUBER, Römische Antike am Oberrhein: Die villa urbana von Heitersheim, in: Archäologische Nachrichten aus Baden 57 (1997), S. 3–17 und HANS ULRICH NUBER / GABRIELE SEITZ, Ein neues Kapitel der Stadtgeschichte: Die römische Villa urbana, in: Heitersheim. Eine Stadt mit großer Geschichte, Heitersheim 2010, S. 6–25.

³ Zu den Speichergebäuden der Heitersheimer villa siehe KLAUS KORTÜM / HANS ULRICH NUBER, Die römische Villa urbana von Heitersheim, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1991 (1992), S. 154–159, hier S. 157 und NUBER, Römische Antike am Oberrhein (wie Anm. 2), S. 10 (dort mit falschen Grundflächenangaben für die Speichergebäude).

⁴ Zu Baubefund und Datierung von Gebäude F 2: HEIKE ALLEWELT / KLAUS KORTÜM / HANS ULRICH NUBER, Der Gesamtplan der Villa urbana von Heitersheim, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1993 (1994), S. 181–185, hier S. 183. In dem Grabungsvorbericht werden als Größe des Kernbaus von Gebäude F 2 22 x 15 m angegeben. Dessen Größe betrug, wie dem ebd. S. 182, Abb. 108 abgebildeten Grundrissplan zu entnehmen ist, jedoch 24 x 15 m.

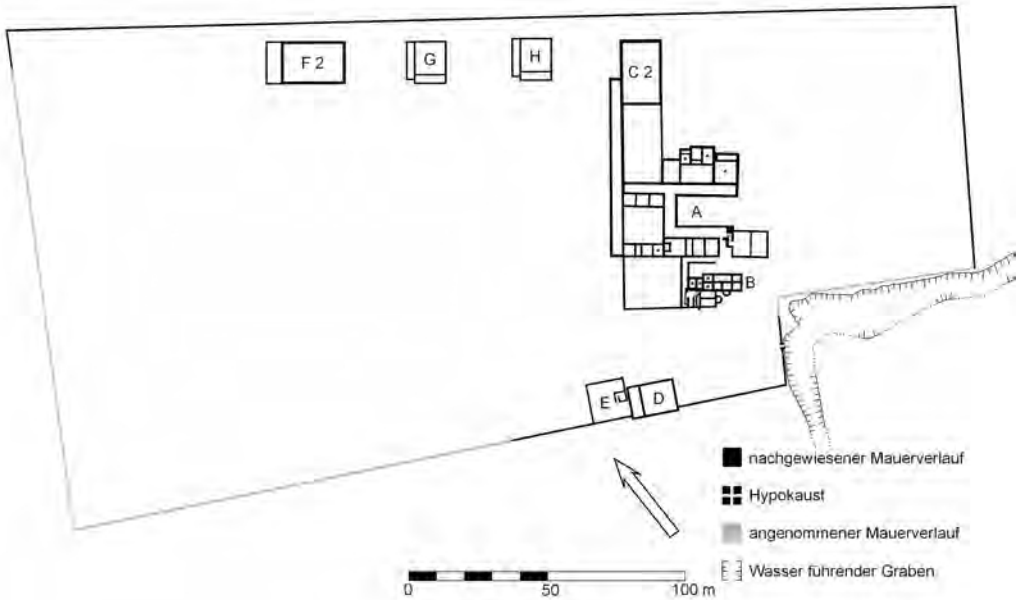


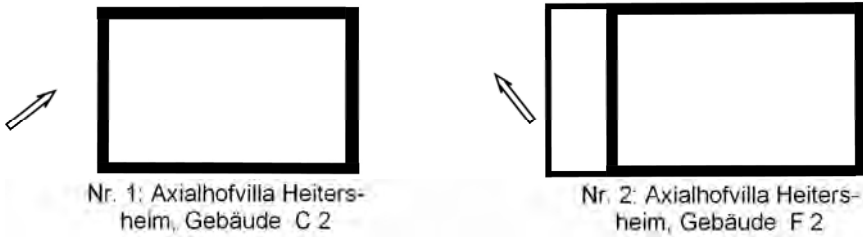
Abb. 1: Gesamtplan der Axialhofvilla Heitersheim „Schlossgarten/Mittlere Betten“ (Katalognummer 299), 4. Bauperiode. Plan: Lars Blöck, Abbildungsgrundlage: NUBER, Römische Antike am Oberrhein (wie Anm. 2), S. 5, Abb. 1 und NUBER / SEITZ, Ein neues Kapitel der Stadtgeschichte (wie Anm. 2), S. 13, Abb. 10.

rechteckiger Bau mit vorgelagerter ungegliederter Raumzeile an einer Schmalseite – in anderen *villae* nachweislich als Getreidespeicher verwendet.⁵

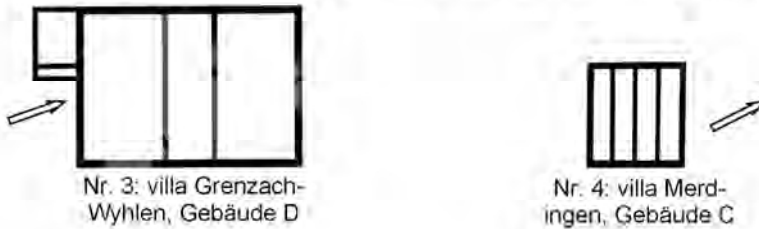
Ein Größenvergleich der sich zeitlich ablösenden Heitersheimer Speicher mit den Speicherbauten der Streuhofvillen des rechten südlichen Oberrheingebiets zeigt, dass die Heitersheimer *villa* mit dem Gebäude C 2 der vierten Bauperiode und dem mutmaßlichen Speicher Gebäude F 2 unter den bislang nachgewiesenen bzw. vermuteten Speichern von ländlichen Einzelsiedlungen dieses Raums deutlich die größte Speicherkapazität besaß (Abb. 2). Eine Bewertung der Heitersheimer Speicher im Vergleich zu anderen Axialhofvillen – hierfür bieten sich aufgrund ihrer räumlichen Nähe zu Heitersheim die auf dem Gebiet der heutigen Schweiz und im Elsass

⁵ So beispielsweise in den *villae* von Bad Rappenau-Babstadt und Bad Rappenau „Maueräcker“. Die *villa* von Bad Rappenau-Babstadt besaß ein 35,5 x 17,5 m großes Speichergebäude, an dessen Südseite ein 5,5 m breiter unterkellertes Raum abgetrennt war. Zum Gebäudebestand der *villa* Bad Rappenau „Maueräcker“ gehörte ein 38 x 16 m großer Speicherbau, an dessen Ostseite ein schmaler Raum abgeteilt war. Zum Speicher der *villa* von Bad Rappenau-Babstadt siehe HANS-HEINZ HARTMANN / FRANZ JOSEF MEYER, Ein horreum in der *villa rustica* in Bad Rappenau-Rabstadt, Kreis Heilbronn, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2001 (2002), S. 127–130, zum Speicher der *villa* Bad Rappenau „Maueräcker“ siehe JOHANN-CHRISTOPH WULFMEIER / HANS HEINZ HARTMANN, Reichlich Speicherplatz. Ein *horreum* von Bad Rappenau, Kreis Heilbronn, in: Landesarchäologie. Festschrift für Dieter Planck zum 65. Geburtstag, hg. von JÖRG BIEL, JÖRG HEILIGMANN und DIRK KRAUSSE (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Bd. 100), Stuttgart 2009, S. 341–378.

Speicher der Axialhofvilla Heitersheim



Speichergebäude von villae des rechten Oberrheingebiets



mutmaßliche Speicher von villae des rechten Oberrheingebiets



0 20 m

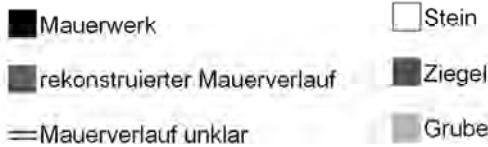


Abb. 2: Aus dem rechten südlichen Oberrheingebiet nachgewiesene und mutmaßliche Speichergebäude von *villae*. Zum Nachweis der in Abb. 2 abgebildeten Gebäude: Nr. 1 (Heitersheim, Gebäude C 2): NUBER, Römische Antike am Oberrhein (wie Anm. 2), S. 7, Abb. 3; Nr. 2 (Heitersheim, Gebäude F 2): ALLEWELT / KORTÜM / NUBER, Der Gesamtplan der Villa urbana (wie Anm. 4), S. 182, Abb. 108; Nr. 3 (Grenzach-Wyhlen, Gebäude D): BLÖCK, Ein Speichergebäude (wie Anm. 20), S. 157, Abb. 134; Nr. 4 (Merdingen): Fundberichte Baden-Württemberg 15 (1990), S. 672, Abb. 107; Nr. 5 (Rheinfelden-Herten, Gebäude 1): GERHARD FINGERLIN, Archäologische Denkmalpflege im Vorfeld einer römischen Stadt (Augusta Raurica, Hochrheintal), in: Kölner Jahrbuch für Vor- und Frühgeschichte 23 (1990), S. 613–628, hier S. 624, Abb. 12; Nr. 6 (Schopfheim-Wiechs): Grabungsakten Regierungspräsidium Freiburg, Referat 26, (unpubliziert); Nr. 7 (Grenzach-Wyhlen [Stockacker]): FINGERLIN, ebd., S. 626, Abb. 15. Zeichnung: Lars Blöck.

gelegenen Axialhofvillen an⁶ – steht vor der Schwierigkeit, dass Speichergebäude dort häufig nicht identifiziert bzw. freigelegt werden konnten.⁷ Nach Zeugnis der wenigen bekannten Speicherbauten scheinen sogar der jüngere, größere der beiden in die *pars urbana* der Heitersheimer *villa* integrierten Speicher (Gebäude C 2) sowie der mutmaßliche, in der *pars rustica* gelegene Speicher Gebäude F 2 eher zu den kleineren bis mittelgroßen Speichergebäuden der im südlichen Obergermanien gelegenen Axialhofvillen zu gehören: Ein kleinerer Speicher liegt von einer im heutigen Buchs gelegenen *villa* vor,⁸ deutlich größere Bauten mit einer Grundfläche von 510 m² bzw. einer Innenfläche ca. 590 m² wiesen dagegen die Anlagen von Liestal-Munzach⁹ bzw. Biberist-Spitalhof¹⁰ auf.

Die Funktion von in *villae* gelegenen *horrea* dieser Größenordnung wird in der Forschung unterschiedlich interpretiert: Teilweise wird angenommen, dass diese großen Bauten wegen ihrer mutmaßlich enormen Kapazität nicht als Speicher einer einzelnen *villa* dienten, sondern zentrale Sammelstelle eines privaten Großgrundbesitzers oder einer staatlicher Einrichtung darstellten.¹¹

⁶ Nach Ausweis von in jüngerer Zeit erstellten Kartierungen von Axialhofvillen scheint die Heitersheimer Anlage der nordöstliche Vertreter einer Gruppe von Axialhofvillen zu sein, die sich auf dem Gebiet des heutigen Südensasses, der Nordschweiz und Südbadens erstreckt. Vgl. ALAIN FERDIERE u. a., *Les grandes villae „à pavillons multiples alignés“ dans les provinces des Gaules et des Germanies: répartition, origine et fonctions*, in: *Revue Archéologique de l'est*, Tome 59–2 (2010), S. 357–446, hier S. 395, Abb. 5; NICO ROYMANS / DIEDERICK HABERMEHL, *On the origin and development of axial Villas with Double Courtyard in the Latin West*, in: *Villa Landscapes in the Roman North. Economy, Culture and Lifestyle*, hg. von NICO ROYMANN und TON DERKS (Amsterdam archaeological studies, Bd. 17), Amsterdam 2011, S. 83–106, hier S. 86, Abb. 2 und FLORIAN SARATEANU-MÜLLER, *Die Großvilla von Reinheim, Saarpfalz-Kreis. Das Nebengebäude B1. Ein Vorbericht*, in: *Landesarchäologie Saar 2005–2009 (Denkmalpflege im Saarland, Bd. 2)*, Saarbrücken 2010, S. 181–202, hier S. 195, Abb. 18.

⁷ So wurden z. B. in den nur teilweise ergrabenen, monografisch publizierten Axialhofvillen von Dietikon, Neftenbach und Seeb in den jeweiligen erfassten Gebäudebeständen kein gesonderter Speicherbau identifiziert. Zu Dietikon siehe CHRISTA EBNÖTHER, *Der römische Gutshof in Dietikon* (Monographien der Kantonsarchäologie Zürich, Bd. 25), Zürich/Egg 1995, zu Neftenbach siehe JÜRGEN RYCHENER, *Der römische Gutshof in Neftenbach* (Monographien der Kantonsarchäologie Zürich, Bd. 31), Zürich/Egg 1999 und zu Seeb siehe WALTER DRACK, *Der römische Gutshof bei Seeb*, Gem. Winkel. Ausgrabungen 1958–1969 (Berichte der Züricher Denkmalpflege / Archäologische Monographien, Bd. 8), Zürich 1990.

⁸ Das bereits um die Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. in Stein errichtete Speichergebäude der *villa* von Buchs besaß eine Grundfläche von ca. 260 m². Zum Speichergebäude der Anlage siehe BEAT HORISBERGER, *Der Gutshof in Buchs und die römische Besiedlung im Furttal* (Monographien der Kantonsarchäologie Zürich, Bd. 37), Zürich 2004, S. 81 ff. Diese von den Angaben B. Horisbergers abweichende Größe der Grundfläche beruht darauf, dass von B. Horisberger die lichte Grundfläche des Gebäudes aufgeführt wird, in dieser Arbeit jedoch aus Gründen der Vergleichbarkeit mit Gebäuden von anderen *villae*, für die häufig Größen einschließlich der Mauern angegeben sind, die Mauerstärken in die Grundflächenberechnung eingeflossen sind.

⁹ Zum Speicher der *villa* von Liestal-Munzach siehe WALTER DRACK, *Die Gutshöfe*, in: *Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie der Schweiz*, Bd. 5: *Die römische Epoche*, Basel 1975, S. 49–72, hier S. 61.

¹⁰ Zum Speicher der *villa* von Biberist-Spitalhof siehe CATY SCHUCANY, *Die römische Villa von Biberist-Spitalhof/SO (Grabungen 1982, 1983, 1986–1989). Untersuchungen im Wirtschaftsteil und Überlegungen zum Umland*, 3 Bde., Remshalden 2006, Bd. 1, S. 187 ff.

¹¹ SCHUCANY, *Die römische Villa von Biberist-Spitalhof/SO* (wie Anm. 10), Bd. 1, S. 197, vermutet aufgrund der enormen Kapazität des Speichers der *villa* von Biberist-Spitalhof, für den sie bei einer Gebäudehöhe von 4 m ein Speichervolumen von 1600 bis 2000 m³ annimmt, dass er entweder als Zentralspeicher mehrerer *villae* oder als staatliche Sammelstelle für Getreide diente, da der Speicher Platz für eine Lagerung einer Getreidemenge von 1200 bis 1500 t geboten habe. Diese Menge konnte die *villa*, die nach Schätzungen C. Schucanys maximal über einen 530 ha großen *fundus* verfügte, von dem 170 bis 180 ha jährlich mit Getreide bebaut werden konnten, jedoch nicht produzieren. Eine ähnliche Funktion wird auch für die Streuhofanlage

J.-Ch. Wulfmeier vermutet hingegen für drei im Kreis Heilbronn gelegene, zu unterschiedlichen (StreuhoF-) *villae* gehörende große *horrea* – den ca. 608 m² großen Speicher der *villa* Bad Rappenau „Maueräcker“, den ca. 621 m² großen Speicher der *villa* Bad Rappenau-Babstadt sowie für einen Speicher der *villa* Heilbronn-Biberach „Mauer“ – aufgrund der räumlichen Nähe der drei Villenplätze zueinander, dass die Gebäude nur als Speicher der jeweiligen *villa* und nicht als Zentralspeicher mehrerer Plätze genutzt wurden.¹² Da die Größe der Speichergrundfläche des *horreum* der *villa* Bad Rappenau „Maueräcker“, die nach J.-Ch. Wulfmeier 195 m² betrug, zu groß für die Getreideproduktion der einen *fundus* von ca. 100 ha umfassenden *villa* gewesen sei, sei der nicht für die Lagerung von Getreide beanspruchte Raum des Speichers für die Aufbewahrung anderer landwirtschaftlicher Produkte genutzt worden.

Um sich der Klärung der Frage zu nähern, ob ein in einer *villa* gelegenes, großes *horreum* für Einlagerung der (Getreide-)Ernte nur einer *villa* mit einer großen Getreideanbaufläche diente oder ob der Bau eine zentrale Sammelstelle für die Ernte mehrerer *villae* darstellte, muss zunächst berechnet werden, welche Getreidemengen das *horreum* aufnehmen konnte. In einem zweiten Schritt muss in Erfahrung gebracht werden, welche Flächen nötig waren, um die in dem *horreum* lagerbaren Getreidemengen zu produzieren. Schließlich muss geprüft werden, ob die ermittelten Flächen von der betreffenden *villa* bewirtschaftet werden konnten oder ob Hinweise vorliegen, dass ein *horreum* als Zentralspeicher genutzt wurde.

Berechnung der Speichkapazität römischer *horrea*

Problematisch bei der Bewertung der tatsächlichen Speicherkapazitäten römerzeitlicher *horrea* ist, dass weder mit Sicherheit bekannt ist, in welcher Form das Getreide innerhalb der Bauten gelagert wurde,¹³ noch, welche anderen Güter und Geräte in welchem Umfang in ihnen aufbe-

von Walldorf angenommen, die in ihrer jüngeren Bauperiode einen 576 m², einen über 1200 m² großen sowie einen 480 m² Speicher, in den drei sich zeitlich ablösende Darren eingebaut waren, besaß. Vgl. BRITTA RABOLD, Walldorf (HD). Römisches Landgut oder kaiserliche Domäne?, in: Die Römer in Baden-Württemberg. Römerstätten und Museen von Aalen bis Zwiefalten, hg. von DIETER PLANCK, Stuttgart 2005, S. 356–358 und DIES., Repräsentationsbau und Magazine – Römisches Landgut oder Domäne?, in: Archäologische Nachrichten aus Baden-Württemberg 78/79 (2009), S. 40–41.

¹² Vgl. WULFMEIER / HARTMANN, Reichlich Speicherplatz (wie Anm. 5), S. 342 ff., bes. S. 350. Die Größenangabe des eine Innenfläche von 499,8 m² umfassenden Speichers der *villa* Bad Rappenau-Babstadt ist HARTMANN / MEYER, Ein horreum in der villa rustica (wie Anm. 5), S. 12, entnommen. Für die Größe des Speichers der *villa* Heilbronn-Biberach „Mauer“ liegen keine publizierten Angaben vor.

¹³ Vgl. ANNE P. GENTRY, Roman Military Stone-built Granaries in Britain (British archaeological reports, Bd. 2), Oxford 1976, S. 18 und GEOFFREY RICKMAN, Roman Granaries and Store Buildings, Cambridge 1971, S. 85. A. P. Gentry bietet als Lagerungsmöglichkeiten von Getreide in militärischen *horrea*, die sich bautechnisch jedoch nicht von den hier besprochenen Villenspeichern unterscheiden, drei Möglichkeiten an: Lagerung von loseem Getreide in hölzernen Schüttverschlügen, Lagerung von loseem Getreide auf dem Boden und Lagerung von Getreide in Säcken. Da die Lagerung in Säcken die ökonomischste der drei Varianten darstellte, vermutet sie, dass diese in den *horrea* angewendet wurde. Zur Lagerungsart von Getreide in militärischen *horrea* vgl. auch MARCUS JUNKELMANN, Panis Militaris. Die Ernährung des römischen Soldaten oder der Grundstoff der Macht (Kunstgeschichte der antiken Welt, Bd. 75), Mainz ³2006, S. 68. LAURA I. KOOSTRA, Borderland Farming. Possibilities and Limitations of Farming in the Roman Period and Early Middle Ages between the Rhine and Meuse, Amersfoot 1996, S. 97 postuliert für die Speicher der *villa* von Voerendaal ebenfalls eine Getreidelagerung in Säcken. Sie verweist hierbei auf in Holzarchitektur errichtete Speicher aus dem Lager Valkenburg und einer ländlichen Siedlung bei Rockanje, die möglicherweise keine

wahrt wurden.¹⁴ Die durch Berechnungen gewonnenen Getreidespeicherkapazitäten von *horrea*, die – ohne dass dies explizit erwähnt wird – von einer einbödigen Lagerung ausgehen und zu meist auf der Multiplikation der Innenfläche der Speicher entweder mit dessen angenommener Höhe oder mit einer nicht näher erläuterten Höhe beruhen,¹⁵ sind in vielen Fällen zu hoch angesetzt. Diese Kapazitätsberechnungen beziehen weder den – in neuzeitlichen Quellen zur Getreidelagerung erwähnten – Umstand ein, dass Getreide für die Lagerung nicht höher als maximal ca. 90 cm aufgeschüttet werden sollte, um eine Durchlüftung des Getreides zu gewährleisten und durch Gärungsprozesse hervorgerufene Hitzeentwicklungen innerhalb des Getreides zu vermeiden. Noch berücksichtigen sie den Raum, der für Anlieferung und Umlagerung des Getreides benötigt wurde, die aus Gründen der Belüftung regelmäßig durchzuführen war.¹⁶

mit den Außenwänden verbundenen Böden aufwiesen. Die zwischen Außenwänden und Boden klaffende Lücke spräche gegen eine Lagerung von Getreide in loser Form. Doch selbst wenn bei den von L. I. Kooistra geführten Speichern Kornböden und Außenwände nicht miteinander verbunden waren, bedeutet dies nicht, dass die Böden nicht an die Außenwände anstießen. Zum archäologischen Befund der Speicher von Valkenburg, an deren Rekonstruktion sich auch die Rekonstruktion des Speichers von Rockanje anlehnt, siehe WILLY GROENMAN-VAN WAATERINGE, *The Reconstruction of a Wooden Granary*, in: *Akten des 14. Internationalen Limeskongresses 1986 in Carnuntum (Der Römische Limes in Österreich, Bd. 36/1)*, Wien 1990, S. 401–409. Gegen die dauerhafte Lagerung von Getreide in Säcken spricht, dass in neuzeitlichen Quellen Säcke explizit nur als Transportbehältnisse für Getreide angesehen werden; auf den Böden wurde das Getreide als loses Schüttgut aufbewahrt. Vgl. JOHANN GEORG KRÜNITZ, *Oekonomische Encyclopaedie, oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- u. Landwirtschaft, in alphabetischer Ordnung 44 (1788/Online-Ressource Universität Trier: <http://www.kruenitz1.uni-trier.de>)*, 1788, S. 766 ff., hier S. 781 ff. und S. 853 ff.

¹⁴ Vgl. hierzu z. B. die archäobotanischen Untersuchungen zu dem Speicher (Gebäude D) der *villa* Biberist-Spitalhof von S. Jacomet und M. Petrucci-Bavaud (STEFANIE JACOMET / MARIANNE PETRUCCI-BAVAUD, *Samen und Früchte*, in: SCHUCANY, *Die römische Villa von Biberist-Spitalhof/SO* [wie Anm. 10], Bd. 2, S. 579–624, hier S. 590 ff.), die zeigen, dass in dem *horreum* neben Getreide auch weitere Güter wie z. B. Obst, Nüsse und Hülsenfrüchte gelagert wurden. H.-H. Hartmann in WULFMEIER / HARTMANN, *Reichlich Speicherplatz* (wie Anm. 5), S. 350, geht davon aus, dass in dem Speicher aus Bad Rappenau „Maueräcker“ auch großvolumige Produkte wie Stroh und Heu gelagert wurden. GENTRY, *Roman Military* (wie Anm. 13), S. 16 vermutet, dass in den militärischen *horrea* neben Getreide auch Gemüse, Fleisch, Wein und Öl untergebracht wurden.

¹⁵ Die angenommene Gebäudehöhe von 4 m wurde beim *horreum* von Biberist-Spitalhof als Bemessungsgrundlage für die Getreidespeicherkapazität verwendet. Vgl. SCHUCANY, *Die römische Villa von Biberist-Spitalhof/SO* (wie Anm. 10), Bd. 1, S. 197. Die von W. J. H. Willems publizierte Kapazitätsangabe von 300 bis zu 400 m³ für den mit einer Nutzfläche von 375 m² ausgestatteten jüngeren Speicher der *villa* von Voerendaal setzt eine Füllhöhe von ca. 1 m voraus. Die Grundlage dieser Größenangabe wird jedoch nicht erläutert. Vgl. WILLEM J. H. WILLEMS, *Die große Villa rustica von Voerendaal (Niederlande)*, in: *Villa rustica. Römische Gutshöfe im Rhein-Maas-Gebiet, Freiburg 1988*, S. 8–13, hier S. 11. Für militärische *horrea* nimmt GENTRY, *Roman Military* (wie Anm. 13), S. 25 und S. 28 mit Tab. 2, eine Füllhöhe von 2 m an, wobei sie von einer Lagerung in Säcken ausgeht. WILLIAM H. MANNING, *Roman Military Timber Granaries in Britain*, in: *Saalburg-Jahrbuch 32 (1975)*, S. 105–129, hier S. 115 ff., nimmt für militärische *horrea* eine Füllhöhe von 1,5 m an, wobei er nicht von einer Lagerung auf der gesamten Bodenfläche eines *horreum* ausgeht, sondern von dieser noch den Platz für einen Korridor abzieht. Zu A. P. Gentrys sowie weiteren Kapazitätsberechnungsversuchen für militärische *horrea* und deren kritische Beurteilungen innerhalb der Forschungsliteratur siehe zusammenfassend: WERNER ZANIER, *Das römische Kastell Ellingen (Limesforschungen, Bd. 23)*, Mainz 1992, S. 80 f.

¹⁶ Zur Lagerung von Getreide in neuzeitlichen Kornböden siehe KRÜNITZ, *Oekonomische Encyclopaedie* (wie Anm. 13), S. 789 f. und S. 840 ff. und HANS ULRICH RUDOLF: *Die Speicherkapazität des Fruchtkastens*, in: *Der Fruchtkasten des Klosters Weingarten 1688–1988*, hg. von DEMS. und NORBERT KRUSE (Weingartener Hochschulschriften, Bd. 7), Bergatreute 1989, S. 51–53, hier S. 52.

Das Beispiel neuzeitlicher Kornmagazine und größerer Kornböden, die in ihrer Funktion als Getreidespeicher großer landwirtschaftlicher Güter, Klöster, Städte usw. römischerzeitlicher *horrea* glichen, zeigt, dass die Speicherkapazität pro Quadratmeter der neuzeitlichen Bauten wesentlich geringer war, als dies in der Forschung für römische *horrea* vergleichbarer Grundfläche angenommen wird: Nach Angaben eines von dem Enzyklopädisten J. G. Krünitz Ende des 18. Jahrhunderts verfassten Landwirtschaftslexikons¹⁷ konnte ein idealtypischer Kornboden, der eine Grundfläche von 37,67 x 12,56 m (= 473,14 m²) und eine Höhe von 2,51 bis 2,83 m besaß, 262,69 m³ Getreide fassen.¹⁸ Auf 1 m² Bodenfläche konnten somit durchschnittlich 555,21 l Getreide gelagert werden.

Das Ende des 17. Jahrhunderts errichtete 59,34 x 15,07 m große Kornmagazin (Fruchtkasten) des Klosters Weingarten übertraf die in Getreidevolumen/Grundfläche angegebene Speicherkapazität des Krünitz'schen Idealkornbodens um knapp ein Drittel: Für die 820,12 m² große Grundfläche eines Hauptgeschosses des heute noch erhaltenen Kornbodens wird in einem 1684 angefertigten Bauentwurf eine Speicherkapazität von 3200 Weingartener Scheffeln Getreide angenommen, was einem Fassungsvermögen von 716,58 l Getreide je 1 m² entspricht.¹⁹ Die lichten Höhen der vier Hauptgeschosse des Kornbodens, die zwischen 2,88 m und 3,15 m liegen, befinden sich ungefähr in dem Bereich, der als Höhe für den Krünitz'schen Idealkornboden vorgeschlagen wurde.

Vor dem Hintergrund, dass die Lagerung von großen Getreidemengen in vorindustrieller Zeit gleichbleibenden Gesetzmäßigkeiten unterworfen war und neuzeitliche Kornböden hinsichtlich ihrer Größe und Funktion deutlich erkennbare Gemeinsamkeiten zu römischerzeitlichen *horrea* aufwiesen, erscheint es sinnvoll, die Kapazität dieser neuzeitlichen Bauten und nicht mehr oder weniger willkürlich gewählte Füllhöhen als Grundlage für Berechnungen des Fassungsvermögens römischer *horrea* heranzuziehen.

Sowohl wenn man die auf J. G. Krünitz' Angaben zurückgehende Speicherkapazität für Kornböden als Berechnungsgrundlage für *horrea* heranzieht, als auch wenn man die von dem Weingartener Kornmagazin gewonnenen höheren Kapazitätsangaben auf die römischerzeitlichen Speicher überträgt, erscheinen deren Kapazitäten gegenüber früheren Berechnungen zunächst häufig erheblich reduziert: Für den jüngeren Speicher der *villa* Voerendaal wäre demnach nur

¹⁷ KRÜNITZ Oekonomische Encyclopaedie (wie Anm. 13), S. 789 ff.

¹⁸ J. G. Krünitz beschreibt einen 120 Berliner (= preußische) Fuß x 40 Berliner (= preußische) Fuß großen und 8 bis 9 Berliner (= preußische) Fuß hohen Kornboden, der ein Fassungsvermögen von 4800 Berliner Scheffel besitzt. Für die Umrechnung von J. G. Krünitz' Angaben in metrische Einheiten wurde HARALD WITTHÖFT, Deutsche Maße und Gewichte des 19. Jahrhunderts nach Gesetzen, Verordnungen und autorisierten Publikationen deutscher Staaten, Territorien und Städte, Bd. 1: Die Orts- und Landesmaße (Handbuch der Historischen Metrologie, Bd. 2), St. Katharinen 1993, S. 25 f. herangezogen, der für die Verfassungszeit des Krünitz'schen Lexikonbands die Länge von 1 preußischen Fuß mit 0,31385 m, den Inhalt von 1 Berliner Scheffel mit 54,727595 l angibt.

¹⁹ Die Angaben zur Größe des Kornbodens und zu den Anmerkungen des 1684 erstellten Bauplans sind RUDOLF, Die Speicherkapazität (wie Anm. 16), S. 51 ff. entnommen. Für die Umrechnung des Weingartener Scheffels in eine metrische Einheit wurde jedoch nicht auf die Angaben H. U. Rudolfs zurückgegriffen, der als Entsprechung zu 1 Weingartener Scheffel 180 l angibt. Stattdessen wurde hier nach WOLFGANG VON HIPPEL, Maß und Gewicht im Gebiet des Königreichs Württemberg und der Fürstentümer Hohenzollern am Ende des 18. Jahrhunderts (Veröffentlichung der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Bd. 145), Stuttgart 2000, S. 187, für 1 Weingartener Scheffel das Volumen von 183,65 l angenommen. Zur Höhe der Hauptgeschosse des Weingartener Kornbodens siehe ADOLF KÖHLER, Die Lage des Fruchtkastens, in: Der Fruchtkasten des Klosters Weingarten (wie Anm. 16), S. 12–13, hier S. 13.

mit einem Fassungsvermögen von 208,2 m³ bzw. 268,72 m³ zu rechnen, was 69,4 % bzw. 89,57 % des von W. J. H. Willems vermuteten minimalen und 52,05 % bzw. 67,18 % des maximalen Speichervolumens des jüngeren Speichers von Voerendaal ausmacht. Die militärischen *horrea* aus Britannien besäßen nur 27,76 % bzw. 35,83 % des von A. Gentry vorgeschlagenen Speichervolumens. Am eklatantesten fallen die Unterschiede bei dem *horreum* aus Biberist aus, das auf 327,57 m³ bzw. 422,78 m³ Speichervolumen kommen würde, was lediglich 16,38 % bzw. 21,14 % des von C. Schucany angegebenen Maximalspeichervolumens entspricht.

Allerdings ist zu fragen, ob *horrea* – wie dies für die oben genannten *horrea* angenommen wird – tatsächlich nur einen Speicherboden besäßen oder ob einige – wie für neuzeitliche Kornspeicher belegt – nicht über mehr als einen Boden verfügen konnten. Im Verband umgestürzte Mauern von Nebengebäuden von in Südwestdeutschland gelegenen *villae* zeigen, dass deren Funktionsbauten Traufhöhen von über 7 m aufweisen konnten,²⁰ was neben einem Erdgeschoss noch die Rekonstruktion von zumindest einem weiteren Stockwerk erlauben würde,²¹ dessen Höhe im Bereich der Höhen neuzeitlicher Kornspeicher läge.²² Auch wenn – anders als bei den Gebäuden von Oberndorf-Bochingen – der jeweilige archäologische Befund für die meisten Speichergebäude keine Ermittlung ihrer exakten Höhen mehr erlaubt, deutet die Existenz von Konstruktionselementen wie tiefen Fundamentierungen, großen Fundament- und Mauerstärken, Innenpfeilern sowie von Fundament- bzw. Mauervorlagen bei einigen Speicherbauten darauf, dass auch für diese Bauten mit großen Gebäudehöhen zu rechnen ist.²³ Für *horrea*, für die keine

²⁰ Angeführt seien an dieser Stelle die Steingebäude 3 und 4 der *villa* Oberndorf-Bochingen sowie das Speichergebäude (Gebäude D) der Grenzach-Wyhlen, die Traufhöhen von über 7 m bzw. eine Mindesthöhe von 5 m aufwiesen. Zu den Gebäuden der *villa* Oberndorf-Bochingen siehe zusammenfassend C. SEBASTIAN SOMMER, Römische Häuser: 12 m bis zum First. Die *villa rustica* von Oberndorf-Bochingen, in: Imperium Romanum. Roms Provinzen an Neckar, Rhein und Donau, hg. vom Archäologischen Landesmuseum Baden-Württemberg, Esslingen am Neckar 2005, S. 282–285; zu dem Speichergebäude der Grenzacher *villa* siehe LARS BLÖCK, Ein Speichergebäude und spätlätenezeitliche Funde in der römischen *villa* im Ortskern von Grenzach, Gde. Grenzach-Wyhlen, Kreis Lörrach, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2008 (2009), S. 156–160, hier S. 157 ff.

²¹ Bei dem Grenzacher Gebäude fand sich kein Hinweis auf ein zweites Stockwerk, doch wurde von der im Verband umgestürzten Mauer nur ein kleiner Teil archäologisch erfasst. In Gebäude 4 der *villa* Oberndorf-Bochingen deutet sich die Existenz eines Obergeschosses durch einen Riss in der Mitte der umgestürzten südwestlichen Außenmauer an. Vgl. C. SEBASTIAN SOMMER, Die römische *Villa rustica* in Oberndorf-Bochingen, Kreis Rottweil, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1994 (1995), S. 168–173, hier S. 172.

²² Für Kornmagazine empfiehlt KRÜNITZ, Oekonomische Encyklopaedie (wie Anm. 13), S. 445 lichte Geschosshöhen von 10 Berliner Fuss (= 3,14 m), um eine Belüftung des gelagerten Getreides zu gewährleisten. Die lichten Höhen des Fruchtkastens des Klosters Weingarten lagen zwischen 2,88 und 3,15 m. Siehe KÖHLER, Die Lage des Fruchtkastens (wie Anm. 19), S. 13.

²³ Als Beispiele seien aufgeführt der ältere und jüngere Speicher der *villa* Voerendaal, die beide mit Fundamentvorlagen ausgestattet waren (siehe WILLEM J. H. WILLEMS, Die kaiserzeitliche *villa* von Voerendaal, in: Spurensicherung. Archäologische Denkmalpflege in der Euregio Maas-Rhein, hg. von GERHARD BAUCHHENS [Kunst und Altertum am Rhein, Bd. 136], Mainz 1992, S. 526–534, hier S. 529, Abb. 307, Gebäude 5), der jüngere Speicherbau der *villa* Bad Rappenau „Maueräcker“, der 1,2 m breite und 1,5 m tiefe Fundamentmauern sowie zahlreiche Fundamentvorlagen besaß (vgl. WULFMEIER / HARTMANN, Reichlich Speicherplatz [wie Anm. 5], S. 342 ff.), der Speicher (Gebäude D) der *villa* Biberist-Spitalhof, der 75 bis 80 cm starke Fundamentmauern sowie massiv fundamentierte Pfeiler im Gebäudeinneren aufwies (zum Baubefund siehe SCHUCANY, Die römische *Villa* von Biberist-Spitalhof/SO [wie Anm. 10], S. 187 ff.), der Speicher der *villa* von Bad Rappenau-Babstadt, der mit 1,2 m breiten Fundamenten errichtet war (zum Baubefund siehe HARTMANN / MEYER, Ein *horreum* in der *villa rustica* [wie Anm. 5], S. 127 ff.), der eine Innenfläche von ca. 461,8 m² einnehmende Speicher (Bau Nr. 6) der *villa* bei Walldorf, dessen 1,2 m breite

Substruktionen erhöhter Erdgeschossböden belegt sind, ist ein zweites Stockwerk, das als Kornboden genutzt wurde, allein schon deshalb zu postulieren,²⁴ weil zweifelhaft erscheint, dass die Erdgeschosse dieser Bauten für eine dauerhafte Lagerung von Getreide geeignet waren.²⁵ Für die Lagerung größerer Mengen von Getreide über einen längeren Zeitraum hinweg ist ein ausreichender Feuchtigkeitsschutz und eine genügende Belüftung unabdingbar,²⁶ die die un-

Außenmauern durch monolithische Blöcke verstärkt waren, und der eine Innenfläche von ca. 1097 m² umfassende Speicher (Bau 13) derselben Anlage, der mit massiv fundamentierten, aus monolithischen Blöcken bestehenden Innenpfeilern ausgestattet war (zu den Baubefunden siehe RABOLD, Walldorf (HD) [wie Anm. 11], S. 357).

- ²⁴ Der Baubefund des Doppel-*horreum* der *villa* Münzenberg-Gambach „Im Brückfeld“ unterstützt dieses Postulat: Entlang der Längsachse der beiden Innenräume des 28 m langen Speicherbaus befand sich je eine Reihe aus sechs Pfosten, die einen Durchmesser von 0,50 m aufwiesen. Die Verwendung dieser großen Zahl von massiven Pfosten als Träger erscheint nur sinnvoll, wenn sie außer dem Dach noch ein Obergeschoss abstützten. Da in das Erdgeschoss des Speichers drei Keller und eine Werkstatt eingebaut waren, ist unwahrscheinlich, dass es als Speicherraum für Getreide genutzt wurde. Zum Baubefund des *horreum* siehe VERA RUPP / NICOLE BOENKE / MARKUS SCHMID, Der römische Gutshof „Im Brückfeld“ in Münzenberg-Gambach, Wetteraukreis. Ausgrabungen und Forschungen der Jahre 1994–1998 (Archäologische Denkmäler in Hessen, Bd. 145), Wiesbaden 1998, die die Pfosten nur als Firstpfosten interpretieren. Ein Befund, der in einem Speicher ohne erhöhtes Erdgeschoss in der *villa* Hardthausen-Lampoldshausen dokumentiert wurde, spricht gleichfalls dafür, dass in Speichern ohne belüftetes Erdgeschoss das Getreide in einem Obergeschoss gelagert wurde: Im nordöstlichen Bereich des Innenraums des Speichers wurde eine 1500 kg schwere, aus verkohlten Getreidekörnern bestehende Schicht festgestellt, die von einer Holzkohleschicht überdeckt wurde. Die vor allem aus Dinkelkörnern bestehende Schicht lag auf einer 3 bis 4 cm starken hellen Lehmschicht auf, die sich wiederum über einer Holzkohleschicht befand. Dass die untere Holzkohleschicht von einer Lehmschicht überdeckt wurde, spricht dafür, dass sie den Rest eines Holzbodens eines Obergeschosses darstellte. Die darüber liegende Lehmschicht ist dann als Lehmmestrich zu interpretieren, der auf dem Holzboden des Obergeschosses verlegt war, um ein Herunterrieseln der lose im Obergeschoss gelagerten Getreidekörner zu verhindern. Die obere Holzkohleschicht ist als der Rest des Dachstuhls anzusprechen. Die untere Holzkohleschicht kann nicht zu einem ebenerdig verlegten Holzfußboden gehört haben, da eine Überdeckung mit einer Lehmschicht aufgrund der Feuchtigkeit zu seinem Verfaulen geführt hätte. Zur Darstellung des Befunds ohne die hier vorgenommene Interpretation siehe MARIA HOPF, Ein neuer Fund von Dinkel in Württemberg, in: Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums 13 (1966), S. 287–291, hier S. 287 f., Anm. 1 und CLAUD-MICHAEL HÜSSEN, Die römische Besiedlung im Umland von Heilbronn (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Bd. 78), Stuttgart 2000, S. 232 f.
- ²⁵ Bereits die antiken Agrarschriftsteller beschreiben, dass Getreide in *villae*, die nicht in klimatisch trockenen Regionen lagen, nur auf erhöhten Kornböden und nicht in ebenerdigen Geschossen gelagert werden sollte. Vgl. COLUMELLA, De re rustica, 1,6,9 und 1,6,16. Verwendete Textausgabe: Lucius Iunius Moderatus Columella, Zwölf Bücher über Landwirtschaft. Buch eines Unbekannten über Baumzucht. Lateinisch-deutsch, 3 Bde., hg. und übersetzt von WILL RICHTER, München 1981–1983 und M. TERENTINUS VARRO, Res rustica, 1,13,5; 1,57,1 und 1,57,3. Verwendete Textausgabe: MARCUS TERENTIUS VARRO, Über die Landwirtschaft, hg., eingeleitet und übersetzt von DIETER FLACH, Darmstadt 2006. Dass die *horrea* ohne erhöhten Erdgeschossboden zur Lagerung von Getreide dienen, zeigen die archäobotanischen Befunde der Speicher von Bad Rappenau-Babstadt und Heilbronn „Maueracker“. Zu Bad Rappenau-Babstadt siehe HARTMANN / MEYER, Ein *horreum* in der *villa rustica* (wie Anm. 5), S. 129 und zu Bad Rappenau „Maueracker“ siehe MANFRED RÖSCH, Der Inhalt eines *horreums* von Bad Rappenau, Kreis Heilbronn, in: Landesarchäologie (wie Anm. 5), S. 379–392.
- ²⁶ Zu Bedingungen für Lagerung von Getreide über einen längeren Zeitraum siehe ANNE JOHNSON, Römische Kastelle des 1. und 2. Jahrhunderts n. Chr. in Britannien und in den germanischen Provinzen des Römerreiches (Kulturgeschichte der antiken Welt, Bd. 37), Mainz 1987, S. 164 und KRÜNITZ, Oekonomische Enzyklopaedie (wie Anm. 13), S. 771 ff. Dass selbst kleinere Mengen von Getreide lose auf einem erhöhten, durchlüfteten Platz gelagert wurden, verdeutlicht ein Befund, der in einem als Nebenwohnhaus genutzten Gebäude der *villa* Hardthausen-Lampoldshausen entdeckt wurde. In dem abgebrannten Gebäude lag zwi-

belüfteten Erdgeschosse bestenfalls in nur sehr eingeschränktem Maß boten.²⁷ Dass die Erdgeschosse dieser Speicherbauten einer anderen Nutzung als der Getreideaufbewahrung unterlagen, zeigt der Umstand, dass Teile der Erdgeschosse der *horrea* der *villae* Bad Rappenu-Babstadt und Bad Rappenu „Maueräcker“ als Wohnraum genutzt wurden²⁸ sowie die Tatsache, dass in die Innenräume des Doppelspeichers der *villa* Münzenberg-Gambach „Im Brückfeld“ insgesamt drei Keller und ein als Werkstatt genutzter Raum mit Flechtwerkwänden eingebaut waren.²⁹

Für diejenigen Speicher, die nach Ausweis von Pfeilern bzw. Mauerunterzügen in ihrem Inneren bereits im Erdgeschoss einen erhöhten, belüfteten Boden aufwiesen, ist bei einer angenommenen Zweistöckigkeit wahrscheinlich, dass neben dem erhöhten, belüfteten Erdgeschoss auch das Obergeschoss in Form eines Kornbodens als Getreidespeicherraum diente.

Folgt man der hier vorgeschlagenen Interpretation, dass *horrea* mit belüftetem Erdgeschossboden zwei, die ohne belüfteten Boden nur einen, im Obergeschoss gelegenen Kornboden besaßen, verdoppeln sich die oben errechneten Speichervolumina für *horrea* mit belüftetem Erdgeschoss: So wiese der jüngere Speicher aus Voerendaal demnach eine Kapazität von 416,41 m³

schen zwei an die Innenseite der Westmauer angebauten Trockenmüerchen eine Schicht aus verkohlten Getreidekörnern. Dass die Getreideschicht eine rechtwinklige Form besaß, kann nur dadurch erklärt werden, dass die Körner ursprünglich auf einem Bretterboden lagen, der auf den Trockenmüerchen aufsaß. Zum Befund siehe JÖRG BIEL, Ein römisches Gebäude bei Hardthausen-Lampoldshausen, Kreis Heilbronn, in: Archäologische Ausgrabungen 1976, S. 30–32 und HÜSSEN, Die römische Besiedlung (wie Anm. 24), S. 232 f.

²⁷ Nach JUNKELMANN, *Panis Militaris* (wie Anm. 13), S. 68, reichten steinerne Fußböden aus, um die für die Getreidelagerung notwendige Kühlung sowie den Schutz vor Feuchtigkeit sicherzustellen. JOHNSON, Römische Kastelle (wie Anm. 26), S. 169, sieht steinerne und gemörtelte Fußböden nur bei bestimmten Bodenbedingungen als ausreichend für die Lagerung von Getreide an. Sie vermutet jedoch gleichzeitig, dass Speicher ohne belüftete Erdgeschossböden ursprünglich mit belüfteten Böden ausgestattet gewesen sein könnten, die infolge einer Funktionsänderung der Gebäude dann entfernt worden sein könnten. Dass, wie z. B. in der *villa* von Walldorf, sowohl Speicher mit als auch solche ohne belüftete Erdgeschossböden (Gebäude 13 mit und Gebäude 6 ohne erhöhten Fußboden) gleichzeitig an einem Platz Verwendung fanden, unterstützt die Annahme A. Johnsons, dass die beiden Speichertypen – zumindest im Erdgeschoss – unterschiedliche Funktionen wahrnahmen. Zum archäologischen Befund der Speicher der *villa* Walldorf siehe RABOLD, Walldorf (HD) (wie Anm. 11), S. 357. KRÜNITZ, Oekonomische Encyklopaedie (wie Anm. 13), S. 469, unterstreicht für Kornmagazine die Notwendigkeit einer guten Belüftung des gelagerten Getreides. Neuzeitliche Kornmagazine scheinen regelhaft mit einem belüfteten Erdgeschoss ausgestattet gewesen zu sein: Die bei KRÜNITZ, Oekonomische Encyklopaedie (wie Anm. 13) auf S. 462 ff. besprochenen realen und idealen Kornmagazine, die eine Lagerhaltung in Form von Kornböden besaßen, sind ausnahmslos mit Gewölbekellern ausgestattet, so dass die als Kornböden genutzten Erdgeschosse erhöht lagen und von unten belüftet waren. Einen gleichartigen Aufbau wies auch der Fruchtkasten des Klosters Weingarten auf. Siehe KÖHLER, Die Lage des Fruchtkastens (wie Anm. 19), S. 13.

²⁸ Zu Bad Rappenu-Babstadt siehe HARTMANN / MEYER, Ein horreum in der villa rustica (wie Anm. 5), S. 127 ff., bes. S. 130 und zu Bad Rappenu „Maueräcker“ siehe WULFMEIER / HARTMANN, Reichlich Speicherplatz (wie Anm. 5), S. 342 ff., bes. S. 347. Die Nutzung der übrigen Bereiche der Erdgeschosse ist, nicht zuletzt wegen der erosionsbedingt schlechten Erhaltungsbedingungen, unklar. In Bad Rappenu-Babstadt wiesen anscheinend Teile des Erdgeschosses einen Bodenbelag aus *opus signinum* auf. J.-Ch. Wulfmeier nimmt an, dass das Erdgeschoss des in Steinarchitektur errichteten *horreum* von Bad Rappenu „Maueräcker“ in den Bereichen, die nicht als Wohnraum genutzt wurden, einen belüfteten Fußboden besaßen, dessen Substruktionen wegen Erosionsschäden nicht erhalten waren. Gegen diese Annahme J.-Ch. Wulfmeiers spricht, dass sich in dem Bereich, für den er Fußbodensubstruktionen annimmt, eine ca. 2 x 2 m große, erdkellerartige (in WULFMEIER / HARTMANN, Reichlich Speicherplatz [wie Anm. 5] als Befund 1 bezeichnete) Grube befand.

²⁹ Zum Doppelspeicher der *villa* Münzenberg-Gambach „Im Brückfeld“ siehe RUPP / BOENKE / SCHMID, Der römische Gutshof „Im Brückfeld“ (wie Anm. 24).

bzw. 537,44 m³ (= 138,8 % bzw. 179,15 % der von W. J. H. Willems angegeben Minimal- und 104,1 % bzw. 134,36 % der Maximalkapazität) und das *horreum* aus Biberist eine von 655,14 m³ bzw. 845,56 m³ (= 32,76 % bzw. 42,28 % der von C. Schucany vermuteten Maximalkapazität) auf, die in Steinarchitektur errichteten *horrea* der in Britannien gelegenen Militärlager besaßen 55,52 % bzw. 71,88 % der von A. Gentry angegebenen Speichervolumina.

Die geringere Getreidespeicherkapazität von *horrea* ohne belüfteten Boden bietet auch eine Erklärung für den bereits mehrfach beobachteten Umstand an,³⁰ dass großflächige *horrea* mit belüftetem Boden vor allem aus Militärlagern und nur vergleichsweise selten von *villae* bekannt sind. In Militärlagern musste Getreide für eine große Personenanzahl vorrätig gehalten werden, was magazinartige Getreidespeicher verlangte. Die Erfordernisse an Speichergebäude von *villae* waren andere, denen Gebäude mit nur einem Getreideboden im Obergeschoss gerecht wurden: Zusätzlich zu dem zur Einlagerung der Getreideernte benötigten Platz, der in den großen einbödigen Speichern immer noch enorm war,³¹ konnte im Erdgeschoss dieser Speicher Wohnraum für Bedienstete, Lagermöglichkeiten für weitere Produkte und Geräte, Platz für Werkstätten usw. untergebracht werden.

Weder für den ersten spätestens in der dritten Periode errichteten Heitersheimer Speicher Gebäude C noch für den Bau der vierten Periode Gebäude C 2 noch für den mutmaßlichen Speicherbau Gebäude F 2 sind Unterzüge eines belüfteten Erdgeschosses nachgewiesen. Unter dem Vorbehalt, dass gerade die Substanz der jüngsten, vierten Bauperiode der Heitersheimer *villa* durch Erosionsprozesse und Steinraub in nachrömischer Zeit teilweise stärkeren Zerstörungen unterlag³² und die Substruktionen zum Zeitpunkt der Ausgrabung möglicherweise bereits vollständig abgetragen worden sein könnten, sind die beiden sich zeitlich ablösenden Speicher der *pars urbana* und der mutmaßliche, in der *pars rustica* gelegene Speicher daher dem *horreum*-Typ mit einem Getreideboden im Obergeschoss zuzuweisen. Legt man die von neuzeitlichen Speichern abgeleiteten Speicherkapazitätswerte zugrunde, besaß das ältere in der *pars urbana* gelegene Gebäude C ein Getreidefassungsvermögen von ca. 82,08 m³ bzw. 105,94 m³, das jüngere in der *pars urbana* gelegene Gebäude C 2 sowie der mutmaßliche Speicher Gebäude F 2 jeweils eines von ca. 158,79 m³ bzw. 204,94 m³.³³

³⁰ CHRISTA EBNÖTHER / JACQUES MONNIER, Ländliche Besiedlung und Landwirtschaft, in: Römische Zeit – Età romana, hg. von LAURENT FLUTSCH, URS NIFFELER und FRÉDÉRIC ROSSI (Die Schweiz vom Paläolithikum bis zum frühen Mittelalter, Bd. 5), Basel 2002, S. 135–178, hier S. 163 und URSULA HEIMBERG, Römische Villen an Rhein und Maas, in: Bonner Jahrbücher 202/203 (2002/2003) [2005], S. 57–148.

³¹ Die Grundflächen der oben angeführten im Erdgeschoss unbelüfteten Villenspeicher lagen im bzw. sogar über dem Größenbereich der *horrea*, die GENTRY, Roman Military (wie Anm. 13), S. 32 f., Tab. 2, für in Britannien gelegene Kohorten- und Alenlager aufführt. Zu den Maßen militärischer *horrea* siehe auch JUNKELMANN Panis Militaris (wie Anm. 13), S. 68.

³² Vgl. HANS ULRICH NUBER, Die villa urbana von Heitersheim, in: Forschungen und Ergebnisse. Internationale Tagung über römische Villen. Vesprém, 16.–20. Mai 1994, hg. von SYLVIA K. PALÁGYI (Balácai Közlemények, Bd. 3), Vesprém 1995, S. 175–178, hier S. 175.

³³ Für die Berechnung der Innenflächen wird für den älteren ca. 18 x 10 m großen Speicher Gebäude C eine Mauerstärke von 0,6 m, für das jüngere 24 x 15 m große Gebäude C 2 und den 24 x 15 m großen Kernbau des mutmaßlichen Speicherbaus Gebäude F 2 jeweils eine Mauerstärke von 1 m herangezogen. Für den schwächer fundamentierten westlichen Anbau von Gebäude F 2 wird hier angenommen, dass er nicht zur Getreidelagerung diente. Siehe zu den unterschiedlichen Mauerstärken die Darstellung in den Grundrissplänen der *villa* Heitersheim in NUBER, Römische Antike am Oberrhein (wie Anm. 2), S. 5, Abb. 1; S. 7, Abb. 3 und S. 11, Abb. 5; zu den massiven Fundamentierungen von Speicher C 2 und dem Kernbau von Gebäude F 2 siehe auch KORTÜM / NUBER, Die römische Villa urbana (wie Anm. 3), S. 157 bzw. ALLEWELT / KORTÜM / NUBER, Der Gesamtplan der Villa urbana (wie Anm. 4), S. 183.

Modellhafte Berechnung von Getreideanbauflächen anhand der Kapazität von *horrea*

Um Hinweise darauf zu gewinnen, ob ein *horreum* für die Aufnahme der Getreideernte einer oder als zentrale Sammelstelle für die Getreideproduktion mehrerer *villae* diente, ist es erforderlich zu wissen, welche Getreidearten in den jeweiligen *villae* angebaut wurden³⁴ sowie abzuschätzen, welche Anbaufläche erforderlich ist, um die als Speicherkapazität errechnete Getreidemenge zu produzieren – wenn man die hier vorgeschlagene Volumenberechnung akzeptiert und zugleich modellhaft von einer vollständigen Belegung eines *horreum* mit Getreide ausgeht.

Während für die Speicher von Biberist, Voerendaal, Bad Rappenau „Maueräcker“ und Bad Rappenau-Babstadt archäobotanische Untersuchungen vorgenommen wurden, die Auskunft über die in den jeweiligen *villae* angebauten und gelagerten Getreidearten geben,³⁵ wurde der Getreideanbau der Heitersheimer *villa* bislang nicht archäobotanisch erforscht.³⁶ Aus dem rechten südlichen Oberrheingebiet liegen nur wenige archäobotanische Untersuchungen vor, die gestatten, Rückschlüsse darauf zu ziehen, welche Getreidearten dort vornehmlich angebaut wurden. Dass die Plätze, die für eine Rekonstruktion des Getreideanbaus im südlichen Oberrhein- und westlichen Hochrheintal herangezogen werden können, – das *caput* der *colonia Augusta Raurica* sowie die *vici* Badenweiler und Riegel – keine Getreideproduktions-, sondern Verbrauchsorte darstellen und die archäobotanischen Proben aus verschiedenen, untereinander nicht vergleichbaren Befundkategorien entnommen wurden, schränkt die Aussagekraft der aus dem südlichen Oberrheingebiet vorliegenden archäobotanischen Untersuchungen ein.³⁷ Die auf drei Befunden aus den linksrheinisch gelegenen Orten Augst bzw. Kaiseraugst beruhende Vermutung von M. Rösch et al., dass in den Lössgebieten der klimatisch bevorzugten Oberrheinebene der Anbau von Saatweizen dominierte,³⁸ konnte durch Untersuchungen in Riegel und

³⁴ Um anhand der Volumenkapazität bestimmen zu können, welches Ernteertragsgewicht ein Speicher maximal aufnehmen konnte, muss in Erfahrung gebracht werden, welche Getreidearten angebaut und gelagert wurden, da die verschiedenen Getreidearten voneinander abweichende Raumgewichte aufweisen. Vgl. hierzu die Raumgewichte der unterschiedlichen Getreidesorten bei HEINRICH RIES, Landwirtschaftliches Lehrbuch, Bd. 2: Allgemeine und besondere Tierzuchtlehre, einschließlich Bau und Einrichtungen des Tierkörpers und Gesundheitslehre der Haustiere. Bäuerliche Betriebslehre, einschließlich Landarbeitslehre und Buchführung, Zugleich Handbuch für praktische Landwirte, Stuttgart/Ludwigsburg 1948, S. 455 und PETER SCHERER, Reichsstift und Gotteshaus in Weingarten im 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte der südwestdeutschen Grundherrschaft (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde, Reihe B, Bd. 57), Stuttgart 1969, S. 740, die voneinander leicht abweichende Werte angeben.

³⁵ In Biberist wurden vornehmlich Gerste und Dinkel, in Bad Rappenau „Maueräcker“ Spelzgerste, Dinkel und Roggen, in Bad Rappenau-Babstadt hauptsächlich Dinkel und ein geringerer Anteil Roggen und in Voerendaal vornehmlich Dinkel gelagert. Zu Biberist vgl. JACOMET / PETRUCCI-BAVAUD, Samen und Früchte (wie Anm. 14), S. 615; zu Bad Rappenau Maueräcker vgl. RÖSCH, Der Inhalt eines horreums von Bad Rappenau (wie Anm. 25), S. 383 ff.; zu Bad Rappenau-Babstadt vgl. ebd., S. 386, Tab. 3 und zu Voerendaal vgl. KOOISTRA, Borderland Farming (wie Anm. 13), S. 171.

³⁶ NUBER, Römische antike am Oberrhein (wie Anm. 2), S. 10.

³⁷ RÖSCH, Der Inhalt eines horreums von Bad Rappenau (wie Anm. 25), S. 384, weist darauf hin, dass Getreideverbrauchsorte wie Militärlager und städtische bzw. stadtartige Siedlungen eine andere Zusammensetzung des Getreideartenbestands aufweisen können als die Getreide produzierenden *villae*, da für den Getreidehandel möglicherweise bestimmte Getreidearten bevorzugt wurden.

³⁸ Vgl. MANFRED RÖSCH / STEFANIE JACOMET / SABINE KARG, The History of Cereals in the Region of the Former Duchy of Swabia (Herzogtum Schwaben) from the Roman to the Post-medieval Period: Results of Archaeobotanical Research, in: Vegetation History and Archaeobotany 1/4 (1992), S. 193–231, hier S. 206

Badenweiler nicht bestätigt werden:³⁹ Dort dominierten unter den Getreideresten Dinkel und Spelzgerste, Saatweizen spielte nur eine untergeordnete Rolle.⁴⁰

Für die Kapazitätsberechnungen der Heitersheimer Speicher wird hier hypothetisch angenommen, dass in der *villa* Dinkel und Gerste als Hauptgetreidearten angebaut wurden, da zum einen die zu Heitersheim nächstgelegenen archäobotanischen Befunde von diesen Getreidearten dominiert werden, zum anderen Dinkel und – an zweiter Stelle – Gerste die wichtigsten während römischer Zeit im heutigen Südwestdeutschland angebauten Getreidearten darstellten.⁴¹

Vor dem Hintergrund, dass der zum Spelzgetreide gehörende Dinkel in allen hier aufgeführten *villae* angebaut wurde, ist zu überprüfen, in welcher Form diese Getreideart gelagert wurde, da das Raumgewicht von bespelztem Dinkel einen erheblich geringeren Wert als das von entspelztem besitzt.⁴²

Während Spelzgetreide in militärischem Kontext zumindest teilweise in bereits entspelztem Zustand gelagert wurde,⁴³ wurde Dinkel in den großen *horrea* von *villae* bespelzt aufbewahrt,

mit S. 207 f., Abb. 3 und 4. Zwei der drei Getreidereste stammen aus Brandschichten, eine aus einem Grab. Vgl. die Angaben in: ebd. S. 198, Tab. 2a, Nr. 1, Nr. 2, Nr. 44 und S. 203, Tab. 3a, Nr. 1, Nr. 2, Nr. 44.

³⁹ Zu den archäobotanischen Untersuchungen von Riegel siehe HANS-PETER STIKA, Römerzeitliche Pflanzenreste aus Baden-Württemberg (Materialhefte zur Archäologie, Bd. 36), Stuttgart 1996, S. 64 ff. und S. 96 ff. und ANTJE C. FAUSTMANN, Besiedlungswandel im südlichen Oberrheingebiet von der Römerzeit bis zum Mittelalter (Freiburger Beiträge zur Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends, Bd. 10), Rahden 2007, S. 66 f. Die Getreidereste stammen aus einer Brunnenverfüllung, einer mit Brandschutt verfüllten Grube und drei möglicherweise als Latrinen genutzten Gruben. Zu den archäobotanischen Untersuchungen von Badenweiler siehe HANS-PETER STIKA, Archäobotanische Untersuchungen am großen Drainagekanal der römischen Heilthermen von Badenweiler, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1998 (1999), S. 185–188. Die Getreidereste wurden aus der Drainage der Heilbadanlage geborgen.

⁴⁰ FAUSTMANN, Besiedlungswandel im südlichen Oberrheingebiet (wie Anm. 39), S. 69 und STIKA, Römerzeitliche Pflanzenreste (wie Anm. 39), S. 99. Auch in dem nur wenige Kilometer nördlich des Untersuchungsgebiets ebenfalls in einer Lösszone im Rheintal gelegenen *vicus* Lahr-Dinglingen stellten nach Aussage des archäobotanischen Befunds von zwei Brunnen Dinkel und Gerste deutlich die dominierenden Getreidearten dar. Siehe MANFRED RÖSCH, Römische Brunnen in Lahr – Fundgruben für die Botanik, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1994 (1995), S. 151–156, hier S. 152 f.

⁴¹ Vgl. RÖSCH, Der Inhalt eines horreums von Bad Rappenau (wie Anm. 25), S. 384.

⁴² Siehe die Raumgewichtangaben von bespelztem und entspelztem Dinkel bei FELIX LANG, Ernteerträge nördlich der Alpen in römischer Zeit. Überlegungen zur Leistungsfähigkeit der Landwirtschaft und zu den Auswirkungen des Butser Ancient Farm Project, in: Archäologisches Korrespondenzblatt 39 (2009), S. 393–407, hier S. 395.

⁴³ Im Wachstum Wp. 5/4 Neuberg-Ravolzhausen wurden im Vergleich zu zivilen ländlichen Siedlungen nur wenige Druschreste festgestellt, was A. Kreuz vorsichtig als Hinweis darauf interpretiert, dass an die Soldaten teilweise entspelztes Getreide ausgegeben wurde. Vgl. ANGELA KREUZ, Brei und Brot? Archäobotanische Untersuchungen zur Ernährung der Wachsoldaten des Wp. 5/4 Neuberg am Limes, in: Forschungen zur Funktion des Limes. 3. Fachkolloquium der Deutschen Limeskommission 17./18. Februar 2005 in Weißenberg i. Bay., hg. von ANDREAS THIEL (Beiträge zum Welterbe Limes, Bd. 2), Stuttgart 2007, S. 82–89, hier S. 85; JUNKELMANN, Panis Militaris (wie Anm. 13), S. 71 f., der mit einem beim Lager *Laurium* gesunkenen Getreidefrachtschiff und verbrannten Dinkelnörnern aus South Shields zwei weitere Beispiele für die Lagerung von entspelztem Getreide in militärischen Zusammenhängen aufführt, nimmt an, dass Getreide im militärischen Umfeld vorwiegend entspelzt aufbewahrt wurde. Als Ausnahme hiervon führt er zwei Brunnen aus dem „Ostkastell“ von Welzheim an, in deren Verfüllung größere Mengen von Spelzresten lagen. Zu den archäobotanischen Befunden aus Welzheim siehe UDELGARD KÖRBER-GROHNE / ÜLRIKE PIENING, Die Pflanzenreste aus dem Ostkastell von Welzheim mit besonderer Berücksichtigung der Graslandpflanzen, in: UDELGARD KÖRBER-GROHNE u. a., Flora und Fauna im Ostkastell Welzheim (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Bd. 14), Stuttgart 1983, S. 17–88, hier S. 22 ff. und

wie archäobotanische Untersuchungen der *horrea* von Bad Rappenau „Maueräcker“, Biberist und Voerendaal zeigen.⁴⁴ Neben der höheren Resistenz gegen Schädlinge⁴⁵ liegt der Grund für eine bespelzte Lagerung von Getreide in *villae* darin, dass das Getreide auch in bespelztem Zustand ausgesät werden muss.⁴⁶

Die in der Forschungsliteratur genannten Werte zu antiken Getreideerträgen je Hektar Ackerfläche, die je nach Autor erheblich schwanken,⁴⁷ wurden jüngst von F. Lang kritisiert,⁴⁸ der auf Unsicherheitsfaktoren bei der Bestimmung antiker Ernteerträge hinweist. Nach F. Langs Meinung fallen die in der Forschung sowohl aus antiken literarischen Quellen als auch aus praktischen Anbauversuchen erschlossenen antiken Ernteerträge häufig zu hoch aus; er rechnet in römischer Zeit mit Ernteerträgen, die im Rahmen der mittelalterlichen und vorindustriellen neuzeitlichen Ernteerträge lagen, für die er ein Verhältnis von 1:4 bis 1:5 von Saatgut zu Ernteertrag anführt.⁴⁹ Auch M. Rösch gibt für das Gebiet des heutigen Baden-Württemberg in römischer Zeit Ernteerträge an, die im Bereich vorindustrieller neuzeitlicher Erträge lagen und ungefähr das Verhältnis von 1:5 von Saatgut zu Ernteertrag besaßen.⁵⁰

Höhere Verhältnisse von 1:10 nimmt A. Kreuz für die Wetterau in römischer Zeit an, freilich ohne diese Vermutung zu begründen.⁵¹ Saatgut/Ernteertrag-Verhältnisse, die einen Wert von ca. 1:10 aufweisen, wurden in Südwestdeutschland im vorindustriellen neuzeitlichen Getreideanbau nur in herausragenden Lagen bzw. unter besonderen Umständen erzielt.⁵² Da so-

S. 72 ff. Die Welzheimer Befunde zeigen an, dass in dem Lager bzw. dessen Umfeld größere Mengen von Spelzgetreide entspelzt wurden.

⁴⁴ Zu Bad Rappenau „Maueräcker“ siehe: RÖSCH, Der Inhalt eines horreums von Bad Rappenau (wie Anm. 25), S. 384 f.; zu Biberist: JACOMET / PETRUCCI-BAVAUD, Samen und Früchte (wie Anm. 14), S. 592 f.; zu Voerendaal: KOOISTRA, Borderland Farming (wie Anm. 13), S. 166.

⁴⁵ Vgl. JUNKELMANN, Panis Militaris (wie Anm. 13), S. 71.

⁴⁶ Vgl. ANGELA KREUZ / DIETWULF BAATZ, Try and error. Gedanken und Erfahrungen zum Darren und Entspelzen von Getreide in den Jahrhunderten um Christi Geburt, in: Denkmalpflege und Kulturgeschichte 1 (2003), S. 20–25, hier S. 20 f.; RÖSCH, Der Inhalt eines horreums von Bad Rappenau (wie Anm. 25), S. 384 f. und DERS., Vom Korn der frühen Jahre. Sieben Jahrtausende Ackerbau und Kulturlandschaft, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 38 (2009), S. 157–164, hier S. 160 f.

⁴⁷ Zu verschiedenen antiken Ertragswerten siehe z. B. ANGELA KREUZ, Landwirtschaft und ihre ökologischen Grundlagen in den Jahrhunderten um Christi Geburt: zum Stand der naturwissenschaftlichen Untersuchungen in Hessen, in: Berichte zur Archäologie und Landesforschung in Hessen 3 (1994/95), S. 59–91, hier S. 79, bes. Anm. 109; PETER ROTHENHÖFER, Die Wirtschaftsstrukturen im südlichen Niedergermanien. Untersuchungen zur Entwicklung eines Wirtschaftsraumes an der Peripherie des Imperium Romanum (Kölner Studien zur Archäologie der römischen Provinzen, Bd. 7), Rahden 2005, S. 54 ff. und WERNER ECK, Das römische Köln: Wie deckt eine Provinzstadt ihren Bedarf?, in: Supplying Rome and the Empire. The Proceedings of an International Seminar held at Siena-Certosa di Pontignano on May 2–4, 2004 on Rome, the Provinces, Production and Distribution (Journal Roman archaeology, Supplementary series 69), Portsmouth, Rhode Island 2007, S. 209–218, hier S. 215.

⁴⁸ LANG, Ernteerträge nördlich der Alpen (wie Anm. 42), S. 393 ff., bes. S. 399 ff.

⁴⁹ Ebd., S. 395, S. 400 und S. 402. Eine Aufzählung von in der antiken Literatur genannten Aussaat/Ernte-Verhältnissen findet sich ebd., S. 393 ff.

⁵⁰ RÖSCH, Vom Korn der frühen Jahre (wie Anm. 46), S. 162 f., bes. S. 163, Abb. 11.

⁵¹ KREUZ, Landwirtschaft und ihre ökologischen Grundlagen (wie Anm. 47), S. 79.

⁵² Nach Aussage einer im Jahr 1720 für Bondorf erstellten Steuerschätzung, in der als Aussaatmenge 5 bis 6 Simri Dinkel je Morgen angegeben werden, erwirtschafteten nur die Äcker der höchsten Güteklasse, die ca. 2,94 % des Bondorfer Ackerlandes ausmachten, einen Ertrag von 6 Scheffel Dinkel, was einem Saatgut/Ernteertrag-Verhältnis von 1:8 bis 1:9,6 entspricht. Auf dem Gros der Äcker wurden nur 3 bis 4 Scheffel Dinkel geerntet. Vgl. die Angaben bei ANDREAS MAISCH, Notdürftiger Unterhalt und gehörige Schranken: Lebensbedingungen und Lebensstile in württembergischen Dörfern der frühen Neuzeit (Quellen und For-

wohl die römische Zeit als auch die vorindustrielle Neuzeit traditionelle Agrarwelten darstellten, erscheint zweifelhaft, dass die römische Landwirtschaft in Südwestdeutschland deutlich produktiver war als die vorindustrielle neuzeitliche. Das von A. Kreuz für die Wetterau angenommene Saatgut/Ernteertrag-Verhältnis von 1:10 dürfte auch in römischer Zeit nur in besonderen, in geringer Zahl verfügbaren Anbaulagen über einen längeren Zeitraum erreicht worden sein.

Bisweilen werden die in Colum. 11,2,75 angegebenen Saatgutmengen in der Forschung als Grundlage für die Berechnung der antiken Ernteerträge auf dem Gebiet der heutigen Bundesrepublik bzw. der heutigen Schweiz herangezogen,⁵³ obwohl sie sich auf italische Verhältnisse beziehen. Columellas Werte lagen unterhalb der Saatgutmengen, die im vorindustriellen neuzeitlichen Deutschland eingesetzt wurden.⁵⁴ Da in den im Vergleich zu Italien feuchteren Gebieten Mitteleuropas das Aussäen größerer Getreidemengen höhere Erträge versprach,⁵⁵ erscheint es sinnvoll, als Grundlage für Ertragsberechnungen in Mitteleuropa nicht auf Columellas Angaben zurückzugreifen, sondern Saatgutmengen aus der vorindustriellen neuzeitlichen Landwirtschaft als Ausgangspunkt von Ertragsberechnungen heranzuziehen.⁵⁶ Für die in

schungen zur Agrargeschichte, Bd. 37), Stuttgart/Jena/New York 1992, S. 111 f. Am Ende des 16. Jahrhunderts stellten 8 Scheffel je Morgen Ackerland in dem in einem Lössgebiet gelegenen Kornwestheim den Höchstertag von Dinkel dar (WILLI ALFRED BOELCKE, Bäuerlicher Wohlstand in Württemberg Ende des 16. Jahrhunderts, in: Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik 176 [1964], S. 241–280, hier S. 264), wobei die für das heutige Württemberg zwischen dem späten 16. und frühen 18. Jahrhundert überlieferten Aussaatmengen im allgemeinen zwischen 6 Simri je Morgen und 1 Scheffel je Morgen lagen. Vgl. die Angaben bei BOELCKE (wie oben), S. 264 und MAISCH (wie oben), S. 111. Je nach zugrunde gelegter Aussaatmenge erzielte im frühneuzeitlichen Kornwestheim nur der als Ausnahme zu betrachtende Höchstertag ein Aussaat/Ernte-Verhältnis von 1:8 bis 1:10,67. Der durchschnittliche Ertrag eines Feldes lag nach BOELCKE (wie oben), S. 264, in Kornwestheim bei 4 Scheffeln je Morgen, was je nach zugrundegelegter Saatmenge einem Aussaat/Ernte-Verhältnis von 1:4 bis 1:5,3 entspricht.

⁵³ So z. B. bei ECK, Das römische Köln (wie Anm. 47), S. 215; TAMARA SPITZING, Die römische Villa von Lauffen a. N. (Kr. Heilbronn) (Materialhefte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Bd. 12), Stuttgart 1988, S. 149 und ROTHENHÖFER, Die Wirtschaftsstrukturen im südlichen Niedergermanien (wie Anm. 47), S. 55 f. für Gebiete der heutigen Bundesrepublik Deutschland und SCHUCANY, Die römische Villa von Biberist-Spitalhof/SO (wie Anm. 10), Bd. 1, S. 280, für Gebiete der heutigen Schweiz. Sowohl P. Rothenhöfer als auch W. Eck gehen bei ihren Ernteertragsberechnungen von zu hohen Dinkelertragswerten aus. Als Grundlage für die Umrechnung der bei Columella in Hohlmaßen angegebenen Saatmenge für Spelzgetreide in Gewicht verwenden sie das Raumgewicht von entspelztem Dinkel. Dinkel wurde jedoch bespelzt ausgesät. In diesem Zustand besitzt Dinkel ein geringeres Raumgewicht. Siehe oben. Für die verwendete Textausgabe von Columella siehe Anm. 25.

⁵⁴ Vgl. LANG, Ernteerträge nördlich der Alpen (wie Anm. 42), S. 399 f.

⁵⁵ Vgl. DENS., ebd., der darauf hinweist, dass antike Agronomen ihre Saatgutangaben den jeweiligen Verhältnissen anpassten.

⁵⁶ Auch für im Hambacher Forst durchgeführte experimentelle Getreideanbauversuche, deren Ziel es war, Informationen über die Erträge der antiken Landwirtschaft zu gewinnen, wurden Saatgutmengen verwendet, deren Größe sich an Saatgutmengen aus der vorindustriellen mitteleuropäischen Landwirtschaft orientierten. Vgl. JENS LÜNING / JUTTA MEURERS-BALKE, Experimenteller Getreideanbau im Hambacher Forst, Gemeinde Elsdorf, Kr. Bergheim/Rheinland, in: Bonner Jahrbücher 180 (1980), S. 305–344, hier S. 332. Die Aussaatmengen blieben in der vorindustriellen Landwirtschaft über lange Zeiträume stabil. Vgl. BOELCKE, Bäuerlicher Wohlstand in Württemberg (wie Anm. 52), S. 264 und LÜNING / MEURERS-BALKE, Experimenteller Getreideanbau (wie oben), S. 331. Dieser Umstand zeigt, dass mit den auf bäuerlichen Erfahrungen beruhenden neuzeitlichen Aussaatmengen die höchsten Erträge in dem für mit vorindustriellen Mitteln durchgeführten Getreideanbau in Mitteleuropa erzielt werden konnten. Da in der mitteleuropäisch neuzeitlichen als auch in der römischen Landwirtschaft dieselbe Aussaattechnik – die Breitwurfaussaat – angewandt wurde (vgl. LANG, Ernteerträge nördlich der Alpen [wie Anm. 42], S. 397), erscheint eine Übertragung der neuzeitlichen Werte in die römische Zeit statthaft.

den oben angeführten *villae* hauptsächlich angebauten Getreidearten – Dinkel, Gerste und Roggen – lassen sich auf dem Gebiet der heutigen Bundesrepublik in vorindustrieller Zeit folgende Aussaatmengen je Hektar ausmachen:⁵⁷ entspelzter Dinkel 164,4–219,2 kg,⁵⁸ Gerste 147 kg⁵⁹ und Roggen 143,3–181 kg.⁶⁰

Je nachdem, welche Speicherkapazität in Liter je Quadratmeter, Getreidearten, Saatgutmengen und Saatgut/Ernteertrags-Verhältnisse zugrunde gelegt werden, ergibt sich für die Speicher der *villae* Heitersheim, Bad Rappenau „Maueräcker“, Bad Rappenau-Babstadt, Walldorf, Biberist, und Voerendaal das Fassungsvermögen des Ertrags der in der Tabelle (S. 98 f.) aufgeführten Flächen.⁶¹

⁵⁷ Als Raumgewichte der Getreidearten werden im Folgenden die Werte von SCHERER, Reichsstift und Gotteshaus in Weingarten (wie Anm. 34), S. 74 verwendet, die auf 1852 im Donaukreis durchgeführten Erhebungen basieren: (bespelzter) Dinkel 39 kg/hl, Roggen 68 kg/hl und Wintergerste 58 kg/hl.

⁵⁸ Für die Jahre 1356 und 1527 werden im Kloster Bebenhausen 8 Simri Dinkel als Saatgut für 1 Morgen Land angegeben (siehe EUGEN NEUSCHELER, Die Klostergrundherrschaft Bebenhausen, in: Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde 1928, S. 116–185, hier S. 134, Anm. 231). MAISCH, Notdürftiger Unterhalt und gehörige Schranken (wie Anm. 52), S. 111, führt aus dem 17. und 18. Jahrhundert Saatgutmengen, die zwischen 6 und 8 Simri Dinkel je Morgen liegen, von württembergischen Orten auf. Für die Umrechnung in metrische Einheiten werden hier nach VON HIPPEL, Maß und Gewicht (wie Anm. 19), S. 196 ff. folgende Werte verwendet: 1 Simri = 22,152 l; 8 Simri = 1 Scheffel; 1 Morgen = 3151,745 m².

⁵⁹ Nach LÜNING / MEURERS-BALKE, Experimenteller Getreideanbau (wie Anm. 56), S. 330, Abb. 14 wurden im 17. Jahrhundert in Wolfenbüttel 147 kg Gerste als Saatgut für 1 ha verwendet.

⁶⁰ Für die Jahre 1356 und 1527 werden im Kloster Bebenhausen 3 Simri Roggen als Saatgut für 1 Morgen Land angegeben (Siehe NEUSCHELER, Die Klostergrundherrschaft Bebenhausen [wie Anm. 58], S. 134, Anm. 231). LÜNING / MEURERS-BALKE, Experimenteller Getreideanbau (wie Anm. 56), S. 330, Abb. 14, geben für Wolfenbüttel im 17. Jahrhundert 181 kg Gerste als Saatgut für 1 ha an.

⁶¹ In den folgenden Berechnungen werden für Speicher ohne belüftetes Erdgeschoss ein Kornboden, für Speicher mit belüftetem Erdgeschoss zwei Kornböden angenommen. Heitersheims älterer Speicher (Gebäude C): 147,84 m² großes unbelüftetes Erdgeschoss; keine archäobotanischen Befunde bekannt, als gelagerte Getreidearten werden aufgrund von archäobotanischen Befunden aus dem Umfeld der *villa* Dinkel und Gerste mit einem jeweiligen Anteil von 50 % des Speichergewichts angenommen. Da Gerste auch als Futter für die auf *villae* gehaltenen Nutztiere eingesetzt wurde, erscheint diese Verteilung der Getreidearten, die einen größeren Anteil an Gerstenfeldern impliziert, gerechtfertigt. Zur Verwendung von Gerste als Tierfutter siehe SCHUCANY, Die römische Villa von Biberist-Spitalhof/SO (wie Anm. 10), S. 616, Anm. 1902. Bei einem Speichervermögen von 555,21 l/m² ergibt sich ein Speichervolumen von ca. 490,8 hl (= 19141 kg) Dinkel und ca. 330,01 hl (= 19141 kg) Gerste, bei einem Speichervermögen von 716,58 l/m² ergibt sich ein Speichervolumen von ca. 633,45 hl (= 24704 kg) Dinkel und ca. 425,94 hl (= 24704 kg) Gerste. Heitersheims jüngerer Speicher (Gebäude C 2): 286 m² großes unbelüftetes Erdgeschoss; keine archäobotanischen Befunde bekannt, als gelagerte Getreidearten werden aufgrund von archäobotanischen Befunden aus dem Umfeld der *villa* Dinkel und Gerste mit einem jeweiligen Anteil von 50 % des Speichergewichts angenommen. Bei einem Speichervermögen von 555,21 l/m² ergibt sich ein Speichervolumen von ca. 949,47 hl (= 37029 kg) Dinkel und ca. 638,43 hl (= 37029 kg) Gerste, bei einem Speichervermögen von 716,58 l/m² ergibt sich ein Speichervolumen von ca. 1225,43 hl (= 47792 kg) Dinkel und ca. 823,99 hl (= 47792 kg) Gerste. Heitersheims jüngerer Speicher (Gebäude C 2) und Gebäude F 2: 286 m² großes unbelüftetes Erdgeschoss (Speicher Gebäude C 2) und 286 m² großes unbelüftetes Erdgeschoss (Gebäude F 2, nur der tief fundamentierte Kernbau wird als Speicherfläche gerechnet); keine archäobotanischen Befunde bekannt, als gelagerte Getreidearten werden aufgrund von archäobotanischen Befunden aus dem Umfeld der *villa* Dinkel und Gerste mit einem jeweiligen Anteil von 50 % des Speichergewichts angenommen. Bei einem Speichervermögen von 555,21 l/m² ergibt sich ein Speichervolumen von ca. 1898,94 hl (= 74058 kg) Dinkel und ca. 949,47 hl (= 74058 kg) Gerste, bei einem Speichervermögen von 716,58 l/m² ergibt sich ein Speichervolumen von ca. 2450,86 hl (= 95584 kg) Dinkel und ca. 1647,98 hl (= 95584 kg) Gerste. Bad Rappenau „Maueräcker“: 465,3 m² großes unbelüftetes Erdgeschoss (inkl. östlichem Raum); hauptsächlich gelagerte Getreidearten nach archäobotanischen Befunden: Roggen, mehrzeilige Spelzgerste und Dinkel; für die Getreidearten wird

Den in der Tabelle (S. 98 f.) aufgeführten Berechnungen der Anbauflächen liegen einerseits Annahmen zugrunde, die bei den vorliegenden Datengrundlagen nicht verifiziert werden können: Weder können für die Saatmengen noch für die Saatgut/Ernteertrags-Verhältnisse noch für Speicherkapazitäten Angaben herangezogen werden, die aus antiken historischen oder archäologischen Quellen des untersuchten Raums gewonnen wurden. Für einige der hier besprochenen Speicher – die *horrea* aus Walldorf und Heitersheim – wurden bislang keine archäobotanischen Untersuchungen durchgeführt, so dass unbekannt ist, welche Getreidearten in den betreffenden *villae* angebaut und gelagert wurden. Doch selbst wenn archäobotanische Befunde zu *horrea* vorliegen, sind diese zu ausschnittshaft, um sichere Aussagen darüber treffen zu können, in welchen Mengen und Verhältnissen zueinander die jeweiligen Getreidearten angebaut wurden.⁶²

angenommen, dass sie jeweils ein Drittel des Speichergewichts ausmachten. Bei einem Speichervermögen von 555,21 l/m² ergibt sich ein Speichervolumen von ca. 1150,25 hl (= 44860 kg) Dinkel, ca. 773,45 hl (= 44860 kg) Gerste und ca. 659,7 hl (= 44860 kg) Roggen, bei einem Speichervermögen von 716,58 l/m² ergibt sich ein Speichervolumen von ca. 1484,58 hl (= 57898 kg) Dinkel, ca. 998,24 hl (= 57898 kg) Gerste und ca. 851,44 hl (= 57898 kg) Roggen. Bad Rappenau-Babstadt: 499,8 m² großes unbelüftetes Erdgeschoss (inkl. südlichem Keller); hauptsächlich gelagerte Getreidearten nach archäobotanischen Befunden: Dinkel und in geringerem Umfang Roggen; für die Getreidearten wird angenommen, dass Dinkel zwei und Roggen ein Drittel des Speichergewichts ausmachten. Bei einem Speichervermögen von 555,21 l/m² ergibt sich ein Speichervolumen von ca. 2156,5 hl (= 84104 kg) Dinkel und ca. 618,4 hl (= 42052 kg) Roggen, bei einem Speichervermögen von 716,58 l/m² ergibt sich ein Speichervolumen von ca. 2783,3 hl (108549 kg) Dinkel und ca. 798,15 hl (= 54274 kg) Roggen. Walldorf: Ein Speicher (Bau 13) mit 1097 m² großem belüftetem Erdgeschoss und ein Speicher (Bau 6) mit 461,76 m² großem unbelüftetem Erdgeschoss; keine archäobotanischen Befunde bekannt; als gelagerte Getreideart wird für den Speicher (Bau 13) Dinkel angenommen, da sich in seinem Umfeld drei Darren befanden und Dinkel das dominierende Getreide im rechtsrheinischen Obergermanien darstellte; als gelagerte Getreideart wird für den Speicher (Bau 6) Gerste angenommen, die die zweithäufigste Getreideart unter den bislang archäobotanisch untersuchten Getreidevorräten des rechtsrheinischen Obergermaniens vorstellt. Bei einem Speichervermögen von 555,21 l/m² ergibt sich für Speicher (Bau 13) ein Speichervolumen von ca. 12181,31 hl (= 475071 kg) Dinkel und für Speicher (Bau 6) ein Speichervolumen von 2563,74 hl (= 148697 kg) Gerste, bei einem Speichervermögen von 716,58 l/m² ergibt sich für Speicher (Bau 13) ein Speichervolumen von ca. 15721,77 hl (= 613149 kg) Dinkel und für Speicher (Bau 6) ca. 3308,88 hl (= 191915 kg) Gerste. Biberist: Speicher (Gebäude D) mit ca. 590 m² großem belüftetem Erdgeschoss; hauptsächlich gelagerte Getreidearten nach archäobotanischen Befunden: Dinkel und Gerste; für die Getreidearten wird angenommen, dass sie jeweils die Hälfte des Speichergewichts ausmachten. Bei einem Speichervermögen von 555,21 l/m² ergibt sich somit für den Speicher (Gebäude D) ein Speichervolumen von ca. 3917,38 hl (= 152778 kg) Dinkel und 2634,1 hl (= 152778 kg) Gerste, bei einem Speichervermögen von 716,58 l/m² ein Speichervolumen von ca. 5055,95 hl (= 197182 kg) Dinkel und 3399,69 hl (= 197182 kg) Gerste. Voerendaal, älterer Speicher: Speicher mit ca. 189 m² großen, vermutlich belüftetem Erdgeschoss (Zur Größe des Speichers siehe KOOISTRA, *Borderland Farming* [wie Anm. 13], S. 109; zum Grundriss siehe WILLEMS, *Die kaiserzeitliche villa von Voerendaal* [wie Anm. 23], S. 529, Abb. 307); hauptsächlich gelagerte Getreideart nach archäobotanischen Befunden: Dinkel. Bei einem Speichervermögen von 555,21 l/m² ergibt sich für den Speicher ein Speichervolumen von ca. 2098,69 hl (= 81849 kg) Dinkel, bei einem Speichervermögen von 716,58 l/m² ein Speichervolumen von ca. 2708,67 hl (= 105638 kg) Dinkel. Voerendaal, jüngerer Speicher: Speicher mit ca. 375 m² großem belüftetem Erdgeschoss; hauptsächlich gelagerte Getreideart nach archäobotanischen Befunden: Dinkel. Bei einem Speichervermögen von 555,21 l/m² ergibt sich für den Speicher ein Speichervolumen von ca. 4164,08 hl (= 162399 kg) Dinkel, bei einem Speichervermögen von 716,58 l/m² ein Speichervolumen von ca. 5374,4 hl (= 209602 kg) Dinkel.

⁶² Vgl. zu dieser Problematik auch RÖSCH, *Der Inhalt eines horreums von Bad Rappenau* (wie Anm. 25), S. 384, der betont, dass die aus dem Speicher der *villa* Bad Rappenau „Maueräcker“ gewonnenen Getreidemengen nur einen minimalen Bruchteil der ursprünglich gelagerten Getreidemenge vorstellen.

Tabelle: Getreidespeicherkapazitäten von Speichergebäuden der *villae* Heitersheim, Bad Rappenau „Maueräcker“, Bad Rappenau-Babstadt, Walldorf, Biberist und Voerendaal und die für die Produktion der entsprechenden Getreidemengen nötigen Anbauflächen.

	Saatgut/Ernte- verhältnis 1:5, minimale Saatgutmengen bei Speicherkapazität von 555,21 l/m ²	Saatgut/Ernte- verhältnis 1:5, maximale Saatgutmengen bei Speicherkapazität von 555,21 l/m ²	Saatgut/Ernte- verhältnis 1:5, minimale Saatgutmengen bei Speicherkapazität von 716,58 l/m ²	Saatgut/Ernte- verhältnis 1:5, maximale Saatgutmengen bei Speicherkapazität von 716,58 l/m ²
Heitersheim, älterer Speicher (Gebäude C)	Getreidespeicherkapa- zität 820,82 hl: 23,29 ha Dinkelfelder + 26,04 ha Gersten- felder = 49,33 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>	Getreidespeicherkapa- zität 820,82 hl: 17,46 ha Dinkelfelder + 26,04 ha Gersten- felder = 43,5 ha <i>Getreidean- baufläche</i>	Getreidespeicherkapa- zität 1059,39 hl: 30,05 ha Dinkelfelder + 33,61 ha Gersten- felder = 63,66 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>	Getreidespeicherkapa- zität 1059,39 hl: 22,54 ha Dinkelfelder + 33,61 ha Gersten- felder = 56,15 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>
Heitersheim, jüngerer Speicher (Gebäude C 2)	Getreidespeicherkapa- zität 1587,9 hl: 45,05 ha Dinkelfelder + 50,38 ha Gersten- felder = 95,43 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>	Getreidespeicherkapa- zität 1587,9 hl: 33,79 ha Dinkelfelder + 50,38 ha Gersten- felder = 84,17 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>	Getreidespeicherkapa- zität 2049,42 hl: 58,14 ha Dinkelfelder + 65,02 ha Gersten- felder = 123,16 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>	Getreidespeicherkapa- zität 2049,42 hl: 43,61 ha Dinkelfelder + 65,02 ha Gersten- felder = 108,63 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>
Heitersheim, jüngerer Speicher (Gebäude C 2) und Gebäude F 2	Getreidespeicherkapa- zität 3175,8 hl: 90,1 ha Dinkelfelder + 100,76 ha Gersten- felder = 190,86 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>	Getreidespeicherkapa- zität 3175,8 hl: 67,58 ha Dinkelfelder + 100,76 ha Gersten- felder = 168,34 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>	Getreidespeicherkapa- zität 4098,84 hl: 116,28 ha Dinkelfelder + 130,04 ha Gersten- felder = 246,32 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>	Getreidespeicherkapa- zität 4098,84 hl: 87,22 ha Dinkelfelder + 130,04 ha Gersten- felder = 217,26 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>
Bad Rappenau „Maueräcker“	Getreidespeicherkapa- zität 2583,39 hl: 54,57 ha Dinkelfelder + 61,03 ha Gersten- felder + 62,61 ha - Roggenfelder = 178,21 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>	Getreidespeicherkapa- zität 2583,39 hl: 40,93 ha Dinkelfelder + 61,03 ha Gersten- felder + 49,57 ha - Roggenfelder = 151,53 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>	Getreidespeicherkapa- zität 3334,25 hl: 70,44 ha Dinkelfelder + 78,77 ha Gersten- felder + 80,81 ha Roggenfelder = 230,02 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>	Getreidespeicherkapa- zität 3334,25 hl: 52,83 ha Dinkelfelder + 78,77 ha Gersten- felder + 63,98 ha Roggenfelder = 195,58 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>
Bad Rappenau- Babstadt	Getreidespeicherkapa- zität 2774,94 hl: 102,32 ha Dinkelfelder + 58,69 ha Roggen- felder = 161,01 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>	Getreidespeicherkapa- zität 2774,94 hl: 76,74 ha Dinkelfelder + 46,47 ha Roggen- felder = 123,21 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>	Getreidespeicherkapa- zität 3481,47 hl: 132,05 ha Dinkelfelder + 75,75 ha Roggen- felder = 207,8 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>	Getreidespeicherkapa- zität 3481,47 hl: 99,04 ha Dinkelfelder + 59,97 ha Roggen- felder = 159,01 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>
Walldorf	Getreidespeicherkapa- zität 12181,31 hl + 2563,74 hl = 14745,05 hl: 577,95 ha Dinkelfelder + 202,31 ha Gersten- felder = 780,26 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>	Getreidespeicherkapa- zität 12181,31 hl + 2563,74 hl = 14745,05 hl: 433,46 ha Dinkelfelder + 202,31 ha Gersten- felder = 635,77 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>	Getreidespeicherkapa- zität 15721,77 hl + 3308,88 = 19030,65 hl: 745,92 ha Dinkelfelder + 261,11 ha Gersten- felder = 1007,03 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>	Getreidespeicherkapa- zität 15721,77 hl + 3308,88 = 19030,65 hl: 559,44 ha Dinkelfelder + 261,11 ha Gersten- felder = 820,55 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>

Die Erweiterung der Getreidespeicherkapazitäten der Axialhofvilla Heitersheim

	Saatgut/Ernte- verhältnis 1:5, minimale Saatgutmengen bei Speicherkapazität von 555,21 l/m ²	Saatgut/Ernte- verhältnis 1:5, maximale Saatgutmengen bei Speicherkapazität von 555,21 l/m ²	Saatgut/Ernte- verhältnis 1:5, minimale Saatgutmengen bei Speicherkapazität von 716,58 l/m ²	Saatgut/Ernte- verhältnis 1:5, maximale Saatgutmengen bei Speicherkapazität von 716,58 l/m ²
Biberist, Gebäude D (Periode II/Phase 3)	Getreidespeicherkapa- zität 6551,48 hl: 185,86 ha Dinkelfelder + 207,86 ha Gersten- felder = 393,72 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>	Getreidespeicherkapa- zität 6551,48 hl: 139,4 ha Dinkelfelder + 207,86 ha Gersten- felder = 347,26 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>	Getreidespeicherkapa- zität 8455,64 hl: 239,88 ha Dinkelfelder + 268,27 ha Gersten- felder = 508,15 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>	Getreidespeicherkapa- zität 8455,64 hl: 179,91 ha Dinkelfelder + 268,27 ha Gersten- felder = 448,18 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>
Voerendaal, älterer Speicher	Getreidespeicherkapa- zität 2098,69 hl: 99,57 ha Dinkelfelder = 99,57 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>	Getreidespeicherkapa- zität 2098,69 hl: 74,68 ha Dinkelfelder = 74,68 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>	Getreidespeicherkapa- zität 2708,67 hl: 128,51 ha Dinkelfelder = 128,51 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>	Getreidespeicherkapa- zität 2708,67 hl: 96,39 ha Dinkelfelder = 96,39 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>
Voerendaal, jüngerer Speicher	Getreidespeicherkapa- zität 4164,08 hl: 197,57 ha Dinkelfelder = 197,57 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>	Getreidespeicherkapa- zität 4164,08 hl: 148,17 ha Dinkelfelder = 148,17 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>	Getreidespeicherkapa- zität 5374,35 hl: 254,99 ha Dinkelfelder = 254,99 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>	Getreidespeicherkapa- zität 5374,35 hl: 191,24 ha Dinkelfelder = 191,24 ha <i>Getreide- anbaufläche</i>

Weiterhin ist unklar, in welchen Mengen Getreide und andere landwirtschaftliche Produkte bzw. Nahrungsmittel in den Speichern gelagert wurden, also wie viel Speicherplatz innerhalb der *horrea* tatsächlich für Getreide vorgesehen war.

Andererseits beruhen die Berechnungen jedoch auf ökonomischen Determinanten und Konstanten, die sich für die mit vorindustriellen Mitteln betriebene Landwirtschaft in Südwestdeutschland abzeichnen.

Erbauung und Unterhalt der *horrea* stellten einen hohen Kostenfaktor innerhalb des landwirtschaftlichen Betriebs dar.⁶³ Es ist daher als sehr wahrscheinlich anzusehen, dass der Umfang der belüfteten Lagerflächen die Menge von landwirtschaftlichen Produkten widerspiegelt, mit deren Lagerung jährlich gerechnet wurde.

Dass – nach den oben aufgeführten Beispielen zu urteilen – auf dem Gebiet des heutigen Württemberg sowohl die Aussaat- als auch die Ertragsmengen vom Spätmittelalter bis ins 18. Jahrhundert in Südwestdeutschland weitgehend stabil blieben, zeigt, dass die Aussaatmengen für den mit vorindustriellen Mitteln in dieser Region durchgeführten Getreideanbau optimiert waren und gleichbleibende Erträge erzielten. Eine Übertragung der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Aussaat- und Erntemengen auf die römische Zeit erscheint also statthaft.

Der Umstand, dass die Größe der Speichervolumina neuzeitlicher Kornböden von den Lagerungsbedingungen für Getreide bestimmt waren, die auch für die römische Zeit galten, rechtfertigt, in römischer Zeit von gleichen Kapazitäten auszugehen.

Die berechneten Anbauflächen können aufgrund der unsicheren Datengrundlage, die für ihre Berechnung verwendet wird, keine Bestimmung der tatsächlichen Getreideanbauflächen der

⁶³ Sowohl Columella als auch Varro weisen darauf hin, dass die Errichtung und der Unterhalt von Nebengebäuden hohe Kosten innerhalb des Villenbetriebs verursachten. Ein Speicher sollte aus ökonomischen Gründen deshalb an die zu erwartenden Ernteerträge einer *villa* angepasst sein. Vgl. COLUMELLA, *De re rustica* (wie Anm. 25), S. 1, 4, 6 f. und VARRO, *Res rustica* (wie Anm. 25), S. 1, 13, 5 f.

betreffenden *villae* darstellen. Sie sind als Schätzung der Anbauflächen zu verstehen, für deren Getreideertrag die Speicher maximal ausgelegt waren.

Für keinen der jeweils vier für eine *villa* errechneten Werte kann angenommen werden, dass er eine höhere Wahrscheinlichkeit besitzt als die anderen drei Werte.

Nimmt man für die römische Zeit ein Zweifeldersystem – ein Jahr Anbau, gefolgt von einem Jahr Brache – an,⁶⁴ müssen die oben errechneten Anbauflächen noch verdoppelt werden, um die Betriebsflächen für den Getreideanbau der *villae* zu erhalten.

Speicher für einen landwirtschaftlichen Großbetrieb oder Zentralspeicher?

Nachdem für die hier besprochenen *horrea* die maximalen Getreidespeicherkapazitäten ermittelt und die für die Produktion dieser Getreidemengen benötigten Flächen modellhaft berechnet wurden, ist nun für jeden Einzelfall zu überprüfen, ob es plausibel erscheint, dass die errechnete Anbaufläche von einer *villa* aus bewirtschaftet werden konnte, oder ob Hinweise vorliegen, dass auf einer *villa* die Produktion mehrerer Betriebe gelagert wurden.

Die Speicher der *villae* Bad Rappenau „Maueräcker“ und Bad Rappenau-Babstadt, die den Ertrag von 151,53 bis 230,02 ha bzw. 123,21 bis 207,8 ha Ackerland fassen konnten, erscheinen – selbst wenn man zusätzlich noch eine Lagerung von anderen landwirtschaftlichen Produkten annimmt – zunächst deutlich überdimensioniert für die beiden *villae*, denen eine Betriebsgröße von je ca. 100 ha zugeschrieben wird.⁶⁵ Dies würde darauf deuten, dass die Speicher, wie dies für das *horreum* von Bad Rappenau „Maueräcker“ von E. Herberg vorgeschlagen wurde,⁶⁶ als zentrale Getreidesammelstelle dienten. Doch ist zu fragen, ob die für die beiden *villae* veranschlagten Betriebsgrößen nicht zu gering gewählt sind. Nach Ausweis einer von C.-M. Hüssen erstellten Karte, die die Besiedlung im Umland von Heilbronn zeigt,⁶⁷ ist zwischen den beiden *villae* ausreichend Platz, um selbst die Betriebsfläche, die von der größten, 230,02 ha umfassenden Anbaufläche abgeleitet werden kann, unterzubringen.⁶⁸ Somit ist der von J.-Ch. Wulf-

⁶⁴ Von einem Zweifeldersystem in römischer Zeit gehen z. B. ECK, Das römische Köln (wie Anm. 47), S. 214 f.; KREUZ, Landwirtschaft und ihre ökologischen Grundlagen (wie Anm. 47), S. 81; LANG, Ernteerträge nördlich der Alpen (wie Anm. 42), S. 40 und SPITZING, Die römische Villa von Lauffen a. N. (wie Anm. 53), S. 140 aus.

⁶⁵ Zur Betriebsgröße der *villae* siehe WULFMEIER / HARTMANN, Reichlich Speicherplatz (wie Anm. 5), S. 350. Selbst bei einem Saatgut/Ernteertrags-Verhältnis von 1:10 wären die beiden Speicher noch deutlich zu groß für eine Betriebsfläche von 100 ha.

⁶⁶ ERICH HERBERG, Römischer Speicher in Bad Rappenau, Landkreis Heilbronn, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1994 (1995), S. 196–200, hier S. 200. J.-Ch. Wulfmeier in WULFMEIER / HARTMANN, Reichlich Speicherplatz (wie Anm. 5), S. 350, verwirft E. Herbergs Interpretation mit dem Hinweis darauf, dass im Umfeld des *horreum* von Bad Rappenau „Maueräcker“ noch zwei weitere, ähnlich groß dimensionierte Speicher nachgewiesen sind.

⁶⁷ Vgl. die Verbreitungskarte in HÜSSEN, Die römische Besiedlung (wie Anm. 24), Beil. (Nr. 127 und 131), die deutlich größere Abstände zwischen den *villae* ausweist als die, die WULFMEIER / HARTMANN, Reichlich Speicherplatz (wie Anm. 5), S. 350 angeben.

⁶⁸ Bei einer Anbaufläche von 230,02 ha ergibt sich eine Betriebsfläche von 460,04 ha, was einem Quadrat mit Seitenlängen von ca. 2145 m bzw. einem Kreis mit einem Radius von ca. 1210 m entspricht. Die *villae* Bad Rappenau „Maueräcker“ und Bad Rappenau-Babstadt liegen nach der Karte in HÜSSEN, Die römische Besiedlung (wie Anm. 24), Beil. (Nr. 127 und 131) ca. 2,5 km voneinander entfernt.

meier – allerdings unter der Annahme einer geringeren Speicherkapazität der *horrea* – vorgeschlagenen Interpretation zu folgen, dass in den *horrea* der *villae* Bad Rappenau „Maueracker“ und Bad Rappenau-Babstadt nur die Produkte von jeweils einer *villa* gelagert wurden.⁶⁹

Auch der ältere, zur dritten Siedlungsperiode der *villa* Voerendaal gehörende Speicher,⁷⁰ der die Ernte von 74,68 bis 128,51 ha Dinkelfeldern fassen konnte, diente offenbar nur zur Lagerung der Getreideproduktion der *villa* Voerendaal. Der *fundus* der *villa* schloss 200 bis 250 ha Ackerland ein⁷¹ und umfasste somit die ackerbaulich nutzbare Fläche, die bei einem Zweifeldersystem für die jährliche Bestellung von 74,68 bis 128,51 ha Dinkelfeldern benötigt wurde.

Der jüngere, ebenfalls noch zu der dritten Siedlungsperiode gehörende Speicher, der den älteren Speicher ersetzte, konnte den Ertrag von 148,17 bis 254,99 ha Dinkelanbaufläche und somit knapp die doppelte Getreidemenge des älteren Speichers aufnehmen. Seine Errichtung kann am sinnvollsten durch eine Änderung des Siedlungsgefüges im Umfeld der *villa* Voerendaal erklärt werden, da aufgrund der dichten ländlichen Besiedlung im Umfeld der *villa* als unwahrscheinlich zu erachten ist, dass eine Ausweitung der Ackerflächen durch Urbarmachung bislang nicht landwirtschaftlich genutzter Flächen des ursprünglichen *fundus* erzielt werden konnte. Ob die *villa* Voerendaal auf Kosten der in ihrem Umfeld gelegenen *villae* ihren *fundus* vergrößerte bzw. die umgebenden *villae* bereits teilweise aufgelassen waren oder ob diese ihre Produktion in Voerendaal lagerten, lässt sich bei der vorliegenden Quellenlage jedoch nicht entscheiden.⁷²

Eine sowohl in Hinsicht auf die topografische Lage als auch auf die Entwicklung der Speichermöglichkeiten zu der *villa* Voerendaal vergleichbare Situation liegt bei der *villa* Heitersheim vor. Die Heitersheimer *villa* lag zentral auf der Längsachse eines von Sulzbach und Höllgraben/Eschbach südlich bzw. nördlich begrenzten, mit Löss bedeckten Höhenrückens der Vorbergzone, der vom Schwarzwaldfuß nordwestlich in Richtung Rheinebene zieht. Wie in Voerendaal war die Heitersheimer *villa* nicht auf dem Grat des Rückens, sondern an seinem Südhang unweit eines Fließgewässers, des Sulzbachs, errichtet.

Der ältere, spätestens zu Beginn des 2. Jahrhunderts n. Chr. während der ersten Steinbauperiode (= dritte Bauperiode der *villa*) errichtete Speicher konnte maximal das Getreide von 43,5 bis 63,66 ha Anbaufläche fassen. Die bei einem Zweifeldersystem für den Anbau dieser Getreideflächen benötigte Betriebsfläche von 87 bis 127,32 ha lässt sich mühelos auf dem Lössrücken unterbringen, ohne dass andere römerzeitliche Siedlungsstellen tangiert werden (Abb. 3).

⁶⁹ J.-Ch. Wulfmeier in WULFMEIER / HARTMANN, Reichlich Speicherplatz (wie Anm. 5), S. 350. Allerdings geht J.-Ch. Wulfmeier von einer deutlich geringeren Getreidespeicherfläche in dem *horreum* und einer geringeren Betriebsfläche der *villa* aus.

⁷⁰ Die dritte Siedlungsperiode datiert vom 2. bis ins 3. Jahrhundert n. Chr. Zu den Siedlungsperioden von Voerendaal siehe KOOISTRA, Borderland Farming (wie Anm. 13), S. 129 ff., bes. S. 131 ff., Abb. 24 a–d.

⁷¹ Zum *fundus* der *villa* Voerendaal und der ländlichen Besiedlung in ihrem Umfeld siehe KOOISTRA, Borderland Farming (wie Anm. 13), S. 105 ff., bes. 106, Abb. 22 b; WILLEMS, Die kaiserzeitliche *villa* von Voerendaal (wie Anm. 23), S. 533 mit S. 532, Abb. 309 und DERS., Die *villa rustica* von Voerendaal (NL) und die ländliche Besiedlung, in: Forschungen und Ergebnisse (wie Anm. 32), S. 116–123, hier S. 119 mit S. 123, Abb. 6. Die *villa* lag, wie eine Kartierung römerzeitlicher Siedlungsplätze in ihrem Umfeld zeigt, an zentraler Stelle auf einem Lössrücken, der an drei Seiten von Gewässerläufen eingefasst war und keine weiteren römerzeitlichen Siedlungsstellen besaß. Der Lössrücken wird als *fundus* der *villa* angenommen. Da die unmittelbar nördlich der *villa* Voerendaal gelegenen *villae* identische topografische Lagen aufwiesen, erscheint diese Annahme berechtigt.

⁷² Weder ist publiziert, zu welchem Zeitpunkt innerhalb der ca. 250 Jahre umfassenden dritten Siedlungsperiode der *villa* Voerendaal die Ablösung des älteren durch den jüngeren Speicher erfolgte, noch in welchen Zeitraum die im Umfeld von Voerendaal gelegenen *villae* besiedelt waren.

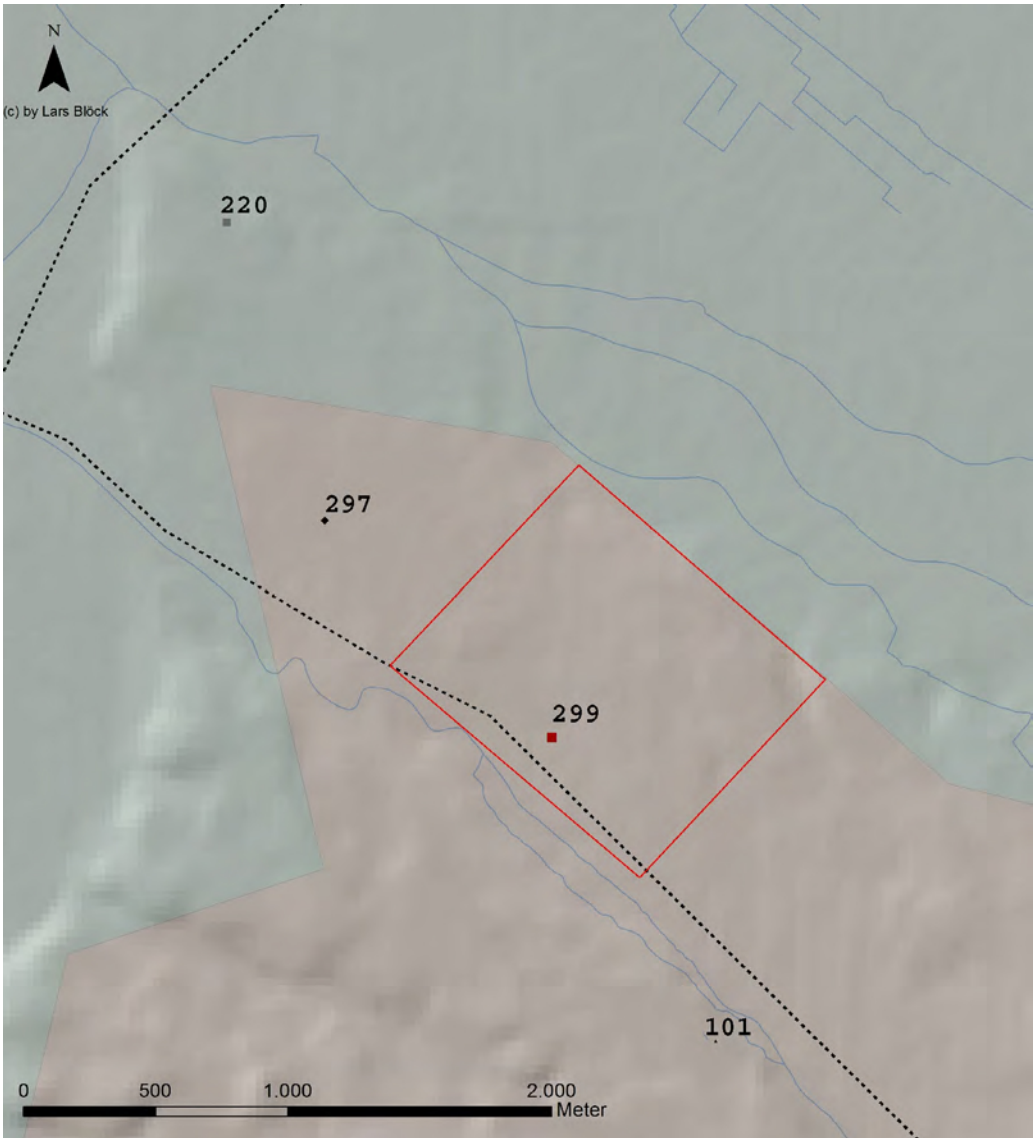


Abb. 3: Maximale von der *villa* Heitersheim für den Getreideanbau benötigte Betriebsfläche von 127 ha, um die Speicherkapazität des älteren Speichers (Gebäude C 1) vollständig mit Getreide auszunutzen. ■ Löss, ■ Sande, Kies. Die in Abb. 3 erscheinenden Nummerierungen von Fundplätzen beziehen sich auf die Katalognummern aus der Dissertation des Verf. Mit der Katalognummer 299 wird die Axialhofvilla Heitersheim bezeichnet. Plan: Lars Blöck, Abbildungsgrundlage: Daten aus dem räumlichen Informations- und Planungssystem (RIPS) der Landesanstalt für Umwelt, Messung und Naturschutz Baden-Württemberg (für die Veröffentlichung freigegeben am 10.07.2007) und Digitales Höhenmodell Baden-Württemberg DHM 30 © Landesvermessungsamt Baden-Württemberg (für die Veröffentlichung freigegeben, Az.: 2851.9-1/11).

Mit den um 180 n. Chr. durchgeführten Umbauten zur zweiten Steinbauperiode (= vierte Bauperiode der *villa*) wurde – wie in Voerendaal – der ältere Speicher durch einen jüngeren ersetzt,

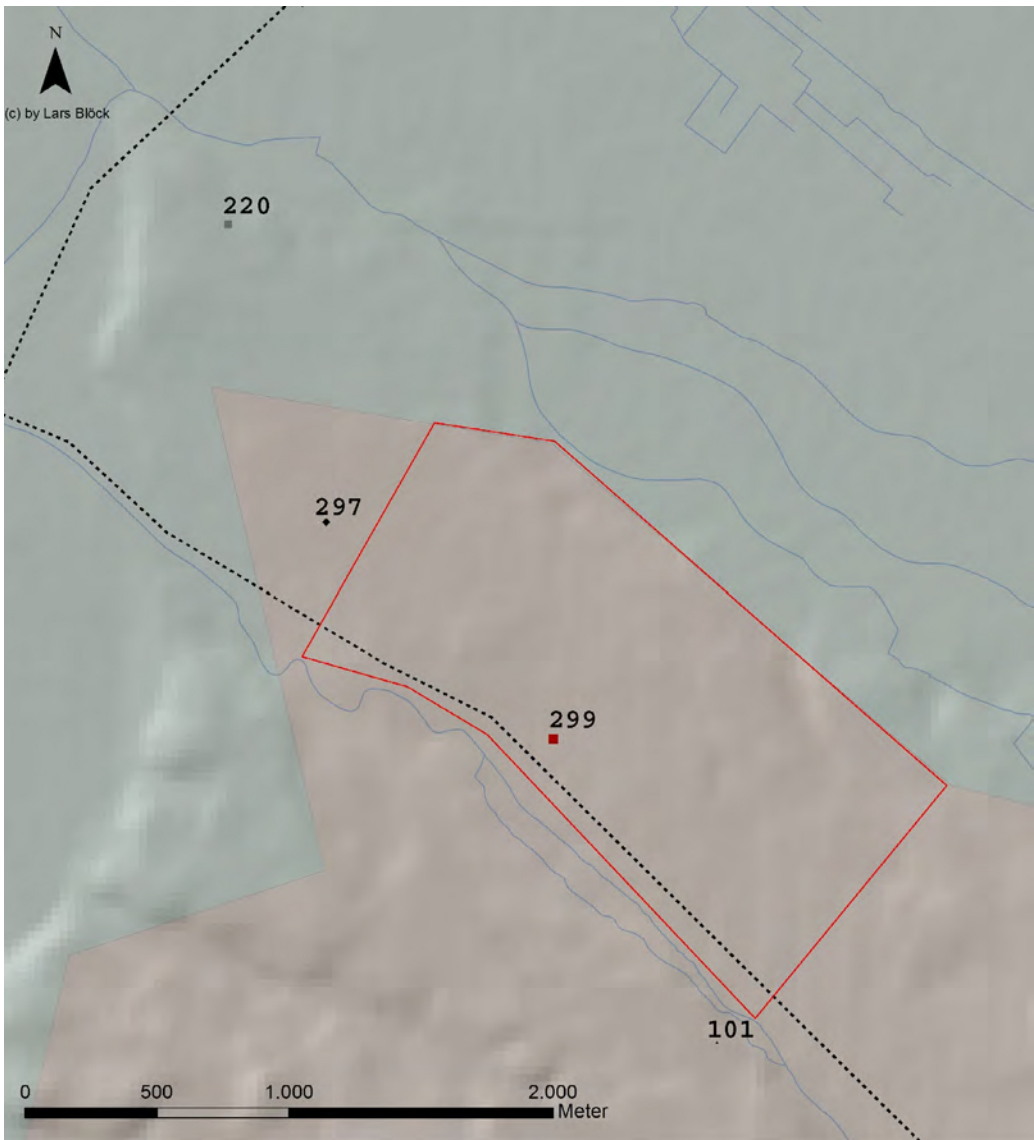


Abb. 4: Maximale von der *villa* Heitersheim für den Getreideanbau benötigte Betriebsfläche von 246 ha, um die Speicherkapazität des jüngeren Speichers (Gebäude C 2) vollständig mit Getreide auszunutzen.
■ Löss, ■ Sande, Kies. Die in Abb. 4 erscheinenden Nummerierungen von Fundplätzen beziehen sich auf die Katalognummern aus der Dissertation des Verf. Mit der Katalognummer 299 wird die Axialhofvilla Heitersheim bezeichnet. Plan: Lars Blöck, Abbildungsgrundlage: Daten aus dem räumlichen Informations- und Planungssystem (RIPS) der Landesanstalt für Umwelt, Messung und Naturschutz Baden-Württemberg (für die Veröffentlichung freigegeben am 10.07.2007) und Digitales Höhenmodell Baden-Württemberg DHM 30 © Landesvermessungsamt Baden-Württemberg (für die Veröffentlichung freigegeben, Az.: 2851.9-1/11).

der die annähernd doppelte Speicherkapazität aufwies. Sollte das in der *pars rustica* gelegene Gebäude F 2, das gleichfalls Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. errichtet wurde, als Getreide-

speicher genutzt worden sein, ergäbe sich für die vierte Bauperiode der Heitersheimer *villa* eine im Vergleich zur vorangegangenen Bauperiode ungefähr vierfache Getreidespeicherkapazität. Die Anbaufläche, die benötigt würde, um die entsprechende Getreidemenge zu produzieren, läge im Bereich zwischen 168,34 und 246,32 ha.⁷³

Während in Voerendaal die Vergrößerung des Speichers aufgrund der Dichte der umliegenden Villenbesiedlung als Zeichen dafür gewertet werden kann, dass die *villa* Voerendaal Zugriff auf das Gebiet bzw. die Getreideproduktion der benachbarten *villae* erhielt, ließe sich in Heitersheim die Erhöhung der Speicherkapazität auf die doppelte Menge auch durch die Urbarmachung bisher nicht ackerbaulich genutzten Landes im Umfeld der *villa* erklären. Der Lössrücken bot der Heitersheimer *villa* nach Ausweis der bislang in ihrer Umgebung bekannten römischerzeitlichen Siedlungsstellen ausreichend Platz, die Größe ihrer Betriebsfläche für den Getreideanbau auf 166,34 bis 246,32 ha – die Fläche, deren Ertrag das neue Speichergebäude Gebäude C 2 maximal fassen konnte – zu erweitern (Abb. 4).

Wenn man Gebäude F 2 ebenfalls als Getreidespeicher interpretiert und für die Heitersheimer Axialhofvilla somit von einer im Vergleich zur dritten Bauperiode vervierfachen Speicherkapazität ab dem Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. ausgeht, stellt sich ein ähnliches Bild dar (Abb. 5 und 6). Die Größe der Betriebsflächen – also der Anbau- und gleichzeitigen Bracheflächen –, deren Getreideertrag maximal in den beiden *horrea* Gebäude C 2 und Gebäude F 2 gespeichert werden konnte, liegt je nach Berechnungsgrundlage zwischen ca. 336 und ca. 492 ha. Selbst die größte der berechneten Betriebsflächen kann noch auf dem zwischen Sulzbach und Höllgraben/Eschbach gelegenen Lössrücken untergebracht werden. Während die drei kleineren Betriebsflächen auf dem Lössrücken platziert werden können, ohne dass außer der Heitersheimer Axialhofvilla weitere römische Siedlungsstellen auf ihnen zu liegen kommen, gelingt dies für die größte Betriebsfläche nur eingeschränkt. Je nach Verteilung auf den Lössrücken wird die Siedlung Eschbach „Am Heitersheimer Weg“ (Abb. 6, Nr. 220) von dem Areal der größten Betriebsfläche tangiert bzw. eingenommen (Abb. 6).⁷⁴

Sogar wenn man für die vierte Bauperiode der Heitersheimer *villa* die Existenz von zwei großen Speichergebäuden – Gebäude C 2 und Gebäude F 2 – annimmt, kann anhand der vergrößerten Speicherkapazitätsmöglichkeiten nicht abgeleitet – allerdings auch nicht ausgeschlossen – werden, dass in der Axialhofvilla seit dem späten 2. Jahrhundert n. Chr. auch die Getreideproduktion anderer *villae* gelagert wurde. Als schwaches Indiz, dass auch die *villa* Heitersheim zur Zeit ihrer vierten Bauperiode Zugriff auf die Getreideproduktion anderer *villae* bekam, könnte der Umstand gedeutet werden, dass mit der Errichtung der vierten Bauperiode zwar ihre Getreidespeicherkapazitäten erheblich vergrößert wurden, sich innerhalb der *pars rustica* aber keine Anzeichen dafür finden, dass zugleich auch die Anzahl der auf der Anlage permanent lebenden, im landwirtschaftlichen Bereich tätigen Personen zunahm, die den Betrieb von neu eröffneten landwirtschaftlichen Flächen übernehmen konnten. Dass der Speicher F 2 anstelle des Wohnhauses F errichtet wurde, könnte im Gegenteil sogar andeuten, dass die Anzahl der in der *pars rustica* lebenden Personen in der vierten Bauperiode abnahm. Da sich zum einen die

⁷³ In diesem Größenbereich liegt auch die Getreideanbaufläche, die Ch. Ebnöther für die Axialhofvilla von Dietikon während ihrer größten Ausbauphase annimmt. Vgl. EBNÖTHER, Der römische Gutshof in Dietikon (wie Anm. 7), S. 227.

⁷⁴ Weiterhin liegt der Fundplatz Heitersheim „Am mittleren Pfad“ (Abb. 4–7, Nr. 297) auf dem Lössrücken. Für den Platz, von dem wenige römischerzeitliche Gefäßkeramikfragmente sowie eine zeitlich nicht abschließend eingeordnete Grabenanlage bekannt sind, liegen bislang keine Indizien vor, die darauf deuten, dass es sich um eine eigenständige römischerzeitliche Siedlungsstelle handelt.

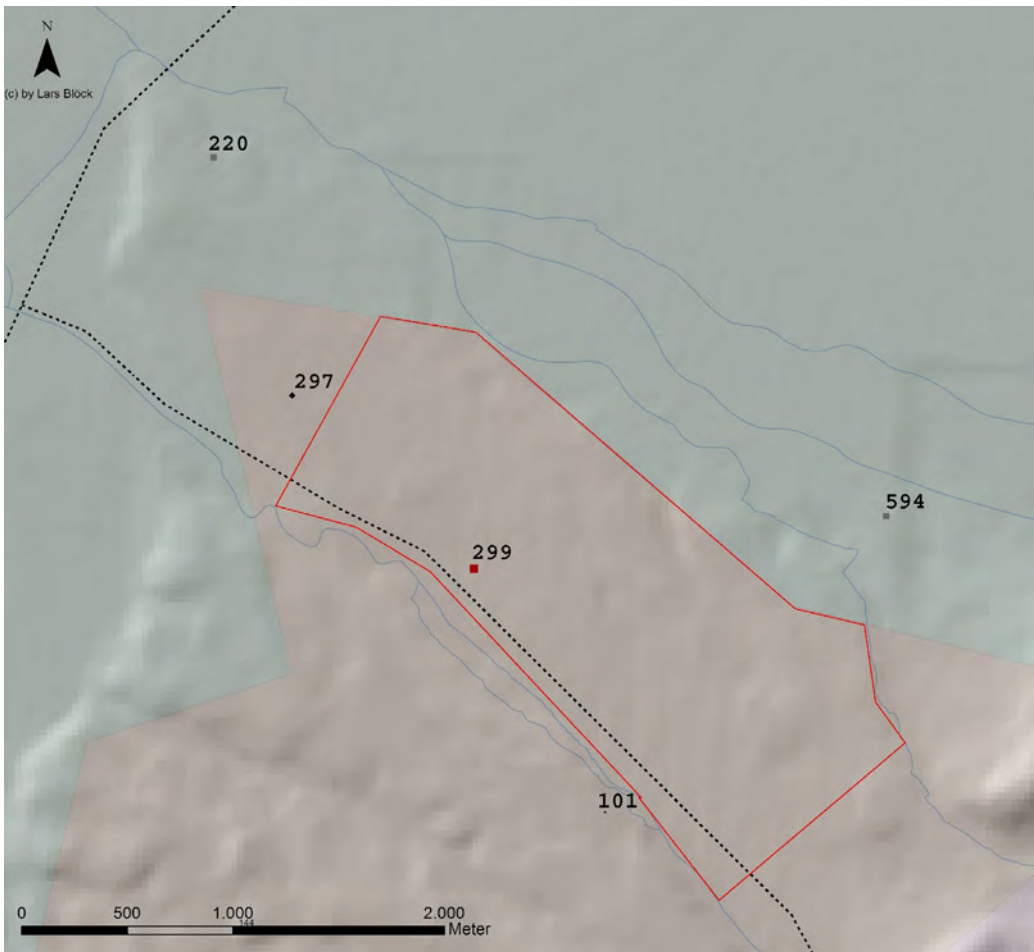


Abb. 5: Minimale von der *villa* Heitersheim für den Getreideanbau benötigte Betriebsfläche von 336 ha, um die Speicherkapazität des jüngeren Speichers Gebäude C 2 und des mutmaßlichen Speichers Gebäude F 2 vollständig mit Getreide auszunutzen. ■ Löss, ■ Sande, Kies, ■ Wechselfolgen-Keuper. Die in Abb. 5 erscheinenden Nummerierungen von Fundplätzen beziehen sich auf die Katalognummern aus der Dissertation des Verf. Mit der Katalognummer 299 wird die Axialhofvilla Heitersheim bezeichnet. Plan: Lars Blöck, Abbildungsgrundlage: Daten aus dem räumlichen Informations- und Planungssystem (RIPS) der Landesanstalt für Umwelt, Messung und Naturschutz Baden-Württemberg (für die Veröffentlichung freigegeben am 10.07.2007) und Digitales Höhenmodell Baden-Württemberg DHM 30 © Landesvermessungsamt Baden-Württemberg (für die Veröffentlichung freigegeben, Az.: 2851.9-1/11).

Siedlungsentwicklung innerhalb der *pars rustica* der Heitersheimer *villa* allerdings nicht abschließend beurteilen lässt, weil das Gelände teilweise durch das spätere Malteserschloss überbaut ist, und zum anderen nicht auszuschließen ist, dass die mit der Eröffnung neuer Getreidebetriebsflächen verbundene landwirtschaftliche Mehrarbeit vornehmlich durch nur zeitweise auf der Heitersheimer *villa* lebende, archäologisch kaum nachzuweisende Saisonarbeiter getragen wurde, ist eine auf der Siedlungsentwicklung der *pars rustica* basierende Argumentation nur wenig aussagekräftig.

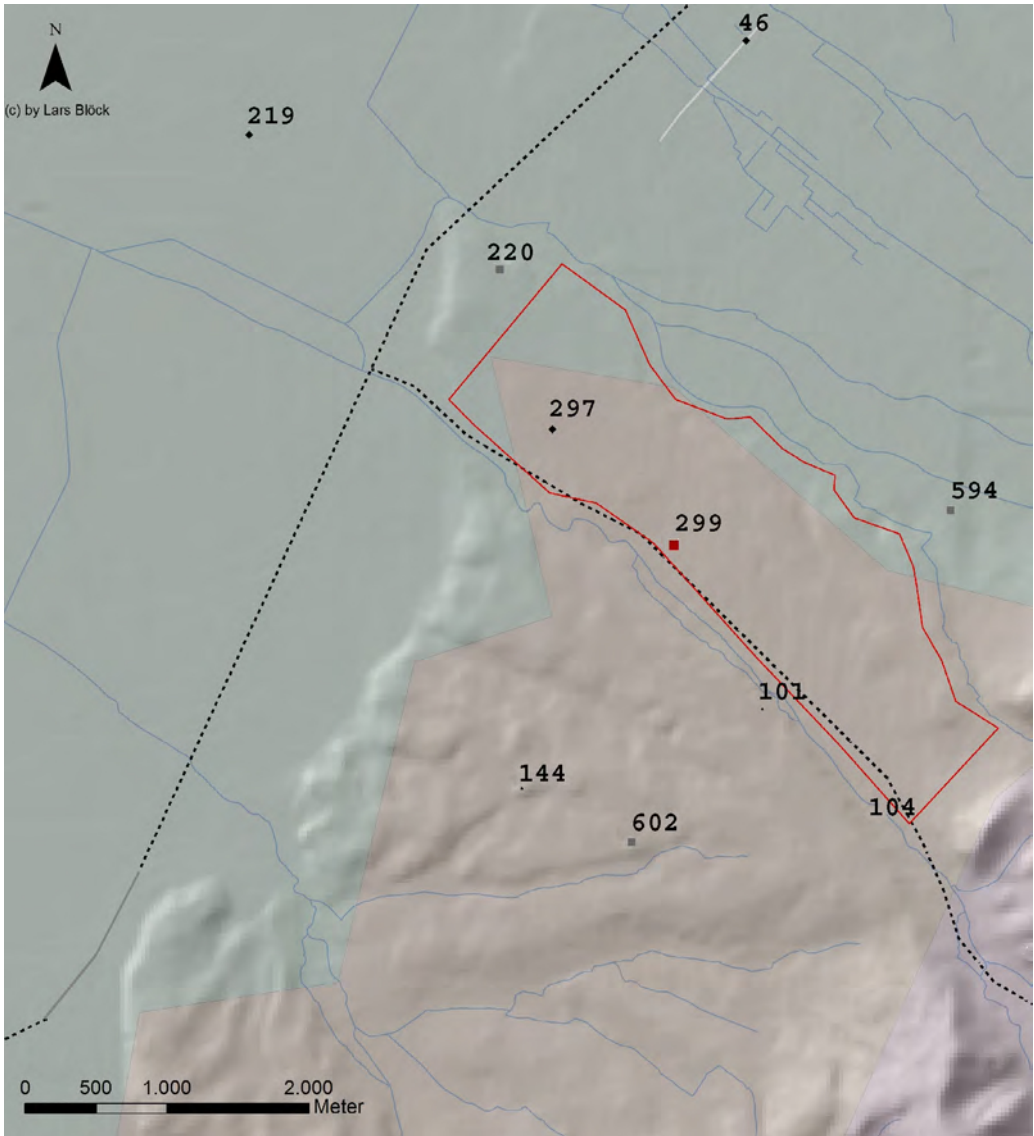


Abb. 6: Maximale von der *villa* Heitersheim für den Getreideanbau benötigte Betriebsfläche von 492 ha, um die Speicherkapazität des jüngeren Speichers Gebäude C 2 und des mutmaßlichen Speichers Gebäude F 2 vollständig mit Getreide auszunutzen. ■ Löss, ■ Sande, Kies, ■ Wechselfolgen-Keuper. Die in Abb. 6 erscheinenden Nummerierungen von Fundplätzen beziehen sich auf die Katalognummern aus der Dissertation des Verf. Mit der Katalognummer 299 wird die Axialhofvilla Heitersheim bezeichnet. Plan: Lars Blöck, Abbildungsgrundlage: Daten aus dem räumlichen Informations- und Planungssystem (RIPS) der Landesanstalt für Umwelt, Messung und Naturschutz Baden-Württemberg (für die Veröffentlichung freigegeben am 10.07.2007) und Digitales Höhenmodell Baden-Württemberg DHM 30 © Landesvermessungsamt Baden-Württemberg (für die Veröffentlichung freigegeben, Az.: 2851.9-1/11).

Eine Beurteilung des erst zu Beginn des 2. Jahrhunderts n. Chr. in Periode II/Phase 3 errichteten Speichers (Gebäude D) der *villa* Biberist wird dadurch eingeschränkt, dass zum einen eine si-

chere Identifizierung von möglichen Vorgängerbauten nicht vorgenommen werden kann⁷⁵ und dass zum anderen die Ausdehnung des *fundus* bzw. der Betriebsflächen unklar ist.⁷⁶ Die Größe der von der Kapazität und den archäobotanischen Befunden des Speichers abgeleiteten maximalen Betriebsflächen, deren Getreideernte in dem Speicher gelagert werden konnten, liegt in dem Bereich zwischen 694,52 und 1016 ha. Aufgrund der topografischen Lage der *villa*, die 230 bis 300 m südlich der Aare auf einer Geländeterrasse stand,⁷⁷ ist anzunehmen, dass sich ihr *fundus* nur in südlicher Richtung erstreckte. Dass selbst die kleinste der maximalen Betriebsflächen in dem von der Aare im Norden und dem Limpachkanal bzw. der Emme im Süden begrenzten Gebiet nicht untergebracht werden kann, ohne dass eine weitere *villa* im Bereich der Betriebsfläche zu liegen kommt, deutet darauf, dass in dem Speicher (Gebäude D) der *villa* Biberist, wie dies – allerdings unter der Annahme einer deutlich höheren Kapazität des Speichers – auch von C. Schucany postuliert wird, landwirtschaftliche Produkte von weiteren *villae* gelagert wurden. Ihrer Ansicht nach liegt der Grund dafür, dass in *villa* Biberist ein Speicher errichtet wurde, der die Getreideerträge mehrerer *villae* fassen konnte, in der verkehrstopografischen Gunstlage der

⁷⁵ Nach SCHUCANY, Die römische Villa von Biberist-Spitalhof/SO (wie Anm. 10), S. 145 ff.; S. 197 ff. und S. 282 ff., dienten vor Errichtung des großen Speichergebäudes (Gebäude D) in den beiden frühen Phasen 1 und 2 von Periode II zunächst das Holzgebäude J und dann – nach dessen Zerstörung durch einen Brand – Gebäude C als Speicher. Als Hinweis darauf, dass Holzgebäude J außer als Wohn- auch als Speichergebäude genutzt wurde, führt C. Schucany vor allem einen größeren verbrannten Gerstenkörnervorrat an, der in dem Brandschutt des Gebäudes lag. Die Gerste aus dem Körnervorrat wies einen so hohen Reinigungsgrad auf, dass sie als zum Verzehr vorbereitetes Getreide angesprochen werden kann (vgl. die Interpretation der archäobotanischen Befunde aus Holzgebäude J von JACOMET / PETRUCCI-BAVAUD, Samen und Früchte [wie Anm. 14], S. 603 ff.). Es ist somit als wahrscheinlicher anzusehen, dass der Gerstenvorrat als Speisevorrat innerhalb eines Wohngebäudes diente und nicht den Gesamtgetreidevorrat einer *villa*, der ja auch das Saatgut umfasste, darstellte. Für eine Nutzung von Gebäude J als Speicher spricht nach C. Schucany, dass es annähernd dieselbe Grundfläche wie Holzgebäude J aufwies. Tatsächliche Hinweise auf seine Nutzung fehlen.

⁷⁶ SCHUCANY, Die römische Villa von Biberist-Spitalhof/SO (wie Anm. 10), Bd. 1, S. 273 ff., setzt sich eingehend mit der Größe des *fundus* und seiner Nutzung auseinander. Als nördliche und südliche Grenze des von ihr auf 1800 ha veranschlagten *fundus* nimmt sie mit der Aare bzw. mit dem Limpachkanal und der Emme jeweils Fließgewässer als Ost- bzw. Westgrenzen Parzellengrenzen einer hypothetisch erstellten römischen Limitation an. Im Bereich des von C. Schucany postulierten *fundus* lagen mit den Anlagen von Lohn „Sonnenberggasse“ und Oberwald jedoch mindestens zwei weitere *villae*, die die von C. Schucany postulierte Ausdehnung des Biberister *fundus* vor dem Hintergrund der vergleichsweise späten Gründung der *villa* in flavischer Zeit anzweifeln lassen. Sie umgeht die Problematik, indem sie beide *villae* – ohne Indizien anzuführen – als Außenstellen der *villa* Biberist ansieht. Diese Außenstellen hätten nach C. Schucany die Aufgabe besessen, die im südlichen Bereich des Biberister *fundus* gelegenen landwirtschaftlichen Flächen, die teilweise über 4 km von der *villa* Biberist entfernt waren, zu bewirtschaften. Zweifelhaft ist auch C. Schucanys Vorgehen, die heutige Landnutzung auf die antiken Verhältnisse zu übertragen. Sie geht deshalb von einem hohen Waldanteil innerhalb des Biberister *fundus* aus. So führt sie beispielsweise auf Rodungsvorgänge hinweisende Toponyme in heutigen Waldgebieten als Beleg dafür an, dass die betreffenden Gebiete in römischer Zeit ebenfalls bewaldet waren. Da diese Toponyme ja gerade anzeigen, dass die betreffenden Waldgebiete zur Entstehungszeit der Namen gerodet und dann landwirtschaftlich genutzt wurden, also landwirtschaftlich nutzbar waren, bleibt rätselhaft, warum gerade diese Namen Hinweise auf eine Bewaldung der betreffenden Gebiet in römischer Zeit darstellen sollen.

⁷⁷ Zur topografischen Lage der *villa* Biberist siehe SCHUCANY, Die römische Villa von Biberist-Spitalhof/SO (wie Anm. 10), Bd. 1, S. 32 f.

villa, die unweit des Ufers der schiffbaren Aare errichtet war.⁷⁸ Von dieser Stelle konnte das Getreide über den vergleichsweise kostengünstigen Transportweg⁷⁹ weiterverhandelt werden.

Zu der mindestens zwei Bauperioden umfassenden Anlage von Walldorf liegen weder eine detaillierte Untersuchung der Baubefunde noch eine Studie zur umliegenden Besiedlung vor, so dass weder die Entwicklung der Speicherkapazität innerhalb der Bauperioden beurteilt noch die Größe der *fundi* von Walldorf und der umliegenden *villae* eingeschätzt werden können. Doch spricht die enorme Speicherkapazität der beiden jüngeren *horrea* (Bau 6 und Bau 13), die bei einem hypothetisch angenommenen Anbau von Dinkel und Gerste den Ertrag von 635,77 bis 1007,03 ha Anbaufläche – was einer Betriebsgröße von 1271,54 bis 2014,06 ha entspricht – fassen konnte, dafür, dass in Walldorf das Getreide von umliegenden *villae* gelagert wurde.⁸⁰

Die Zusammenschau von Speicherkapazität und umliegender Besiedlung legt nahe, dass einige *villae* – die Anlagen Walldorf, Biberist, Voerendaal und möglicherweise auch Heitersheim – als Lagerplatz für die Getreideproduktion der Betriebsflächen mehrerer *villae* dienten. Die Gründe, die jeweils dazu führten, dass die Lagerung der Getreideproduktion der Betriebsflächen von mehreren *villae* an einem Ort konzentriert wurde, lassen sich anhand archäologischer Befunde jedoch kaum nachvollziehen. Für das Phänomen, dass in einigen *villae* Getreidespeichermöglichkeiten eingerichtet wurden, die über die für die eigene Betriebsfläche benötigte Kapazität hinausgingen, werden in der Forschungsliteratur verschiedene Erklärungen angeführt. Vorgeschlagen wird zum einen, dass diese *villae* Sitz eines Grundgrundbesitzers darstellten, an dem die Getreideproduktion aller zum Besitz gehörenden Betriebe zentral gelagert wurde,⁸¹ zum anderen, dass sie als zentrale, vom *fiscus* oder einem Steuerpächter betriebene Sammelstelle für die Einziehung einer Naturalsteuer dienten,⁸² und schließlich, dass sie als staatliche Nachschubbasis für das Militär fungierten.⁸³

Dass die großen Speicherbauten von Voerendaal und Biberist erst in jüngeren Bauperioden der zwei *villae* in einem aufgesiedelten Umfeld errichtet wurden, zeigt an, dass die beiden Anlagen erst zu einem späteren, frühestens ins 2. Jahrhundert n. Chr. zu setzenden Zeitpunkt⁸⁴ un-

⁷⁸ SCHUCANY, Die römische Villa von Biberist-Spitalhof/SO (wie Anm. 10), Bd. 1, S. 197, die jedoch bei ihrer Interpretation von einer deutlich höheren Speicherkapazität des *horreum* ausgeht. Siehe hierzu auch oben.

⁷⁹ Zum Schifftransport in römischer Zeit siehe HANS-JOACHIM DREXHAGE / HEINRICH KONEN / KAI RUFFING, Die Wirtschaft des Römischen Reiches (1.–3. Jahrhundert). Eine Einführung (Studienbücher Geschichte und Kultur der Alten Welt), Berlin 2002, S. 141 ff., mit weiterführender Literatur auch zu der Flussschifffahrt im gallisch-germanischen Raum.

⁸⁰ Eine ähnliche Einschätzung nimmt auch B. Rabold (RABOLD, Walldorf [HD] [wie Anm. 11], S. 358 und DIES., Repräsentationsbau und Magazine [wie Anm. 11], S. 40) vor, die die Vermutung äußert, dass die Walldorfer Anlage im Besitz der öffentlichen Hand war und möglicherweise als militärische Nachschubbasis diene.

⁸¹ SCHUCANY, Die römische Villa von Biberist-Spitalhof/SO (wie Anm. 10), Bd. 1, S. 197.

⁸² YVAN BARAT, La villa gallo-romaine de Richebourg (Yvelines), in: Revue archéologique du Centre de la France 38 (1999), S. 117–167, hier S. 150 f. und SCHUCANY, Die römische Villa von Biberist-Spitalhof/SO (wie Anm. 10), Bd. 1, S. 197.

⁸³ Diese Funktion schlägt RABOLD, Walldorf (HD) (wie Anm. 11), S. 358, für die Anlage von Walldorf vor.

⁸⁴ Der große Speicherbau der *villa* Voerendaal wurde in deren dritten Periode errichtet, die vom 2. bis ins 3./4. Jahrhundert n. Chr. bestand. Der Speicher löste den ebenfalls erst in der dritten Periode errichteten kleineren Speicher ab. Zu Datierung und Gebäudebestand innerhalb der unterschiedlichen Bauperioden der *villa* von Voerendaal siehe KOOISTRA, Borderland Farming (wie Anm. 13), S. 129 ff. Der große Speicher (Gebäude D) der in flavischer Zeit gegründeten *villa* von Biberist wurde frühestens im zweiten Viertel des 2. Jahrhunderts n. Chr. errichtet. Zur Datierung des Speichers siehe SCHUCANY, Die römische Villa von Biberist-Spitalhof/SO (wie Anm. 10), Bd. 1, S. 222 f.

mittelbaren Zugriff auf die Getreideproduktion weiterer Anlagen erlangten. Auch in der Heitersheimer *villa* wurden sowohl der große Speicher Gebäude C 2 als auch der mutmaßliche Speicher Gebäude F 2 erst in der letzten ab ca. 180 n. Chr. datierenden Bauperiode erbaut.

Die absolutchronologisch bisher noch nicht eingeordnete Anlage von Walldorf war hingegen vermutlich bereits zum Zeitpunkt ihrer Gründung darauf ausgerichtet, die Getreideproduktion mehrerer *villae* aufzunehmen. Zwar lassen sich nach den bislang publizierten Baubefunden nur die in Steinbautechnik errichteten Speicherbauten der jüngeren Bauperiode der Anlage, die auch für die oben durchgeführten Anbauflächenberechnungen herangezogen wurden, vollständig erfassen, doch deuten Baubefunde darauf, dass die Walldorfer *villa* bereits von Beginn an über beträchtliche Speicherkapazitäten verfügte.⁸⁵

Vorstellbar – aber nicht zu beweisen – ist, dass sich hinter der unterschiedlichen Entwicklung dieser Plätze mit zentraler Speicherfunktion unterschiedliche Aufgaben bzw. Besitzverhältnisse der Anlagen verbergen. So könnten die Erbauung der Großspeicher in den *villae* von Biberist und Voerendaal sowie eventuell auch in Heitersheim, die erst einige Zeit nach ihrer Entstehung Zugriff auf die Getreideproduktion bzw. auf die Betriebsflächen anderer *villae* erhielten, auf Konzentrationsprozesse innerhalb des privaten Grundbesitzes deuten. Die Walldorfer Anlage, die anscheinend bereits bei ihrer Gründung als zentraler Getreidespeicherplatz eingerichtet war, ist möglicherweise, wie von B. Rabold vorgeschlagen, als staatliche Einrichtung zu erklären.

Zusammenfassung

Die Getreidespeicherkapazitäten der Axialhofvilla Heitersheim wurden in ihrer um 180 n. Chr. datierten vierten Bauperiode durch die Errichtung von zwei *horrea* (Gebäude C 2 und F 2) erheblich ausgebaut. Auch im Gebäudebestand anderer in den gallisch-germanischen Provinzen gelegener *villae* erscheinen jetzt große Grundflächen einnehmende *horrea*. Die Aufgabe dieser Großspeicher ist innerhalb der ländlichen Besiedlungsstrukturen in der Forschung umstritten. Diskutiert wird, dass diese Bauten entweder als – in privatem oder staatlichem Kontext errichtete – Zentralspeicher dienten, in denen die Getreideernte mehrerer *villae* eingelagert wurde, oder zu *villae* mit sehr großen Getreideanbauflächen gehörten und die Getreideproduktion nur einer *villa* fassten.

Um sich einer Klärung der Frage nach der Funktion von großflächigen *horrea* innerhalb ländlicher Besiedlungsstrukturen anzunähern, wurde bei exemplarisch ausgewählten, zum Gebäudebestand von *villae* gehörenden *horrea* versucht, anhand ihrer Kapazität die Getreideanbauflächen der betreffenden *villae* modellhaft zu berechnen. Anschließend wurde überprüft, ob es im Hinblick auf die, die *villae* umgebenden Siedlungslandschaften plausibel erscheint, dass die jeweils errechnete Anbaufläche von einer *villa* aus bewirtschaftet wurde, oder ob Hinweise vorliegen, dass auf einer *villa* die Getreideproduktion mehrerer Betriebe gelagert wurden. Da keine antiken Quellen vorliegen, die Auskunft über die Lagerungsformen und Kapazitäten der *horrea* geben, orientierte sich die Rekonstruktion der Speicherkapazitäten zum einen an archäo-

⁸⁵ Aus der der Steinbauperiode vorangehenden Periode lassen sich die Gebäude 4 und 12 ebenfalls als Speicher ansprechen. Weiterhin sind aus der Periode noch weitere, bislang in ihrem Grundriss nicht zu ergänzende Gebäude bekannt. Zum Gebäudebestand der bisher nicht datierten Bauperioden der Walldorfer *villa* siehe den Periodenplan bei RABOLD, Walldorf (HD) (wie Anm. 11), S. 356.

logisch nachgewiesenen Gebäudehöhen römischer Speicher, zum anderen an der Lagerweise und den Kapazitäten spätmittelalterlicher/frühneuzeitlicher Kornböden. Als Grundlage für eine Rekonstruktion der jeweils angebauten Getreidesorten dienten von den *villae* bzw. aus deren Umland vorliegende archäobotanische Daten. Die Berechnungsgrundlagen für Aussaat- und Erntemengen bildeten aus spätmittelalterlichen/frühneuzeitlichen Quellen gewonnene Daten zum Getreideanbau in Südwestdeutschland.

Die modellhaften Berechnungen der Getreideanbauflächen legen nahe, dass in einigen der untersuchten *villae* nur das jeweils dort angebaute Getreide gelagert wurde. Andere *villae* scheinen hingegen im Lauf ihres Bestehens Zugriff auf die Getreideproduktion umliegender *villae* erlangt zu haben, was als Folge von Konzentrationsprozessen innerhalb ländlicher Besiedlungsstrukturen gedeutet wird. Zu dieser Gruppe gehört möglicherweise auch die Heitersheimer Axialhofvilla, deren *horrea* in der vierten Bauperiode die Produktion von max. ca. 336 ha bis ca. 492 ha Getreidebetriebsfläche (inkl. Brache) aufnehmen konnten. Einen Sonderfall stellt die Anlage von Walldorf (Rhein-Neckar-Kreis) dar, die offenbar von Beginn an über enorme Speichkapazitäten verfügte und als staatliche Einrichtung angesehen wird.

Résumé en Français

La *villa* à pavillons multiples d'Heitersheim a vu augmenter fortement sa capacité de stockage du grain dans sa quatrième phase de construction (vers 180 ap. J.-C.), avec l'aménagement de deux horrea (bâtiments C2 et F2). On observe ce phénomène dans d'autres *villae* des provinces gallo-germaines où apparaissent, à la même époque, des horrea de grandes dimensions. La fonction de ces grands entrepôts au sein du système d'occupation de l'espace rural reste controversée. Deux hypothèses coexistent, selon lesquelles ces constructions servaient soit de grenier central, d'origine publique ou privée, dans lequel étaient entreposées les récoltes de céréales de plusieurs *villae*, soit de grenier à un domaine unique, possédant de grandes surfaces cultivables.

Pour tenter de répondre à cette question, nous avons pris un échantillon type de ces *villae* et essayé de calculer l'étendue de leurs terres cultivables à partir de leur capacité de stockage et d'obtenir ainsi un calcul de référence. Puis nous avons considéré le paysage d'occupation autour de ces *villae* et nous sommes posé la question de savoir si ces terres cultivées pouvaient appartenir à un seul domaine ou si certains indices laissaient plutôt suggérer le stockage, dans l'entrepôt d'une unique *villa*, des productions de différents domaines. Ne possédant aucune source antique qui puisse nous renseigner sur les formes et les volumes de stockage des horrea, nous nous sommes appuyés, pour estimer ces capacités, d'une part sur la hauteur probable des greniers romains, définissables grâce aux fouilles archéologiques, et d'autre part, sur la forme de stockage ainsi que les capacités des greniers de la fin du Moyen Âge et du début de la Renaissance. L'analyse des relevés botaniques effectués dans les *villae* et leurs environs ont permis de déterminer le type de céréales cultivées. Le calcul du volume des récoltes et des semences repose sur des données relatives à la culture des céréales dans le sud de l'Allemagne, acquises grâce à diverses sources de la fin du Moyen Âge et du début de la Renaissance.

Les résultats ainsi obtenus laissent suggérer qu'un certain nombre de *villae* n'emmagasinaient que sa propre récolte de grain tandis que d'autres *villae* semblent avoir eu, au cours de leur existence, une mainmise sur les récoltes des domaines environnants, ce qui indiquerait que nous sommes en présence d'un phénomène de concentration au sein du système d'occupation de

l'espace rural. La villa d'Heitersheim, dont les horrea pouvaient contenir, dans sa quatrième phase de construction, des récoltes issues de 336 à 492 hectares de terres arables (jachère incluse), fait vraisemblablement partie de ce groupe. Le domaine de Walldorf (circonscription Rhin-Neckar), quant à lui, représente un cas particulier, puisqu'il disposait ostensiblement dès le départ d'une énorme capacité de stockage et est ainsi considéré comme un grenier public.

... das solicher großer hunger und not was in dem lande allenthalb, das die welt nach verzaget ist worden ...

Ergebnisse einer Datenbank zu Mangeljahren und Hungersnöten am Ober- und Hochrhein in vorindustrieller Zeit (1350–1850)

Horst Buszello

1. Hunger und Not als Teil einer Realgeschichte des Menschen

Vor 37 Jahren schrieb der Göttinger Wirtschafts- und Sozialhistoriker Wilhelm Abel die folgenden Sätze: „Es zeigt sich, dass auch die Geschichte des Abendlandes auf weite Strecken hin eine Geschichte der Not, des Hungers und des Elends war. Das ist in unser Geschichtsbewusstsein noch kaum eingedrungen. [...] Zwar darf feudale Willkür nicht übersehen werden, doch mehr noch, wenn auch vielleicht verflochten mit ihr, zogen die natürlichen Ressourcen der Versorgung mit Nahrungsmitteln Schranken. Freilich gilt dies nur für die ‚Armen‘. Doch sehr viele waren arm in einem Zeitalter, da schon in guten Jahren nicht selten mehr als die Hälfte der Einkommen für Lebensmittel gebraucht wurde und in Notjahren die Preise der wichtigsten Brotfrucht auf das Doppelte, Dreifache und noch höher stiegen.“¹

In seiner Monografie über „Essen und Trinken im Mittelalter“ von 2006 lesen wir von Ernst Schubert: „Was ich [für das Mittelalter] darstellen muss, ist eine Welt der selbst in normalen Zeiten knappen Nahrungsmittel. [...] Gewiss: Es gibt gute Weinjahre, es gibt gute Ernten – das sind bezeichnenderweise den Chronisten berichtenswert erscheinende Ereignisse. Aber die Regel gilt: Die mittelalterliche Landwirtschaft konnte keinen Überschuss produzieren. [...] ‚Reich ist der Mann, der sich satt essen kann.‘ Dieses Sprichwort charakterisiert die wenigen Reichen und die vielen Armen. Wie kurz die Nahrungsdecke [...] auch in normalen Zeiten war, ergibt sich schon daraus, dass niemand Vorräte anlegen konnte, die über längere Zeit hinausreichten. Das ist über die häufigen Hungersnöte zu erschließen.“²

¹ WILHELM ABEL, Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Europa, Hamburg/Berlin 1974, S. 5. An anderer Stelle wandte sich Wilhelm Abel gegen das häufig gezeichnete Bild einer „heilen Welt“ von ehemals. Denn es „fehlen in dem Bild die Krisen, die auch die vorindustrielle Welt erschütterten: es fehlt der Hunger, der in kürzeren Intervallen und in langsam sich verschärfender Not die Menschen bedrängte.“ DERS., Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Deutschland (Kleine Vandenhoeck-Reihe, Bd. 1352), Göttingen ²1977, S. 6.

² ERNST SCHUBERT, Essen und Trinken im Mittelalter, Darmstadt 2006, S. 12 f. Siehe etwa auch: Hunger. Quellen zu einem Alltagsproblem in Europa und der Dritten Welt. 17. bis 20. Jahrhundert, hg. von ULRICH-CHRISTIAN PALLACH (dtv dokumente, Bd. 2950), München 1986, S. 44: „Der Weg des Brotes vom Kornacker auf den Tisch des Essers war lang, umständlich und vielen Unwägbarkeiten ausgesetzt. Gab es irgend etwas anderes, das die Aufmerksamkeit so vieler Menschen auf sich zog? In der langen Geschichte des materiellen Lebens der Menschen nehmen Mangel, Knappheit, Teuerung und Hungersnot den ersten Platz ein.“ In gleichem Sinne auch GEORGES DUBY, Unseren Ängsten auf der Spur. Vom Mittelalter zum Jahr 2000, Köln 1996, S. 24, 26, 30.

Die beiden Zitate stehen beispielhaft für das, was Wilhelm Abel in seinen sozial- und ernährungsgeschichtlichen Arbeiten als grundlegenden Gedanken herausgearbeitet hat und was seitdem (ungeachtet aller und weiterführender Detailkritik) wissenschaftliche Lehrmeinung ist: Der Erzeugung von Nahrungsmitteln waren in vorindustrieller Zeit enge und natürliche Grenzen gezogen, und die Nahrungsdecke war selbst in normalen Jahren kurz. Der Mangel und damit auch die Angst vor der Not waren Wegbegleiter der Mehrheit der Menschen in allen älteren Jahrhunderten. Der labile und angespannte Einklang von Bedarf und Deckung balancierte „auf der Spitze“. Es bedurfte nur eines Stoßes, um ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen;³ die Folge waren „Teuerung“ und/oder „Hungersnot“.

2. Drei grundlegende Bemerkungen

Warum eine schlechte Ernte oder ein durch andere Ursachen reduziertes Marktangebot schnell zu „Teuerung“ und „Hungersnot“ (d. h. zu physischen und psychischen Stresssituationen) führte, sei etwas näher erläutert.

2.1 Für die Armen fehlt es an allem, wenn es an Getreide mangelt⁴

Das landwirtschaftliche Ertragsniveau war in allen vorindustriellen Jahrhunderten gering, und die unvermögende große Masse der Menschen lebte – zu Zeiten mehr, zu Zeiten weniger – am Rande der Auskömmlichkeit.⁵ „Alle Anstrengungen [...] waren [bei ihr] auf die Befriedigung des lebensnotwendigen Nahrungsbedarfs ausgerichtet.“⁶ Entsprechend hoch waren die Ausgaben, die für die Ernährung anfielen.

Der Anteil der Ausgaben für Lebensmittel betrug in einer fünfköpfigen Familie eines Bauhandwerkers⁷ vom späten Mittelalter bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, bezogen auf das Einkommen, ca. 65 bis 75 Prozent.⁸ Der für das Überleben notwendige Kalorienbedarf konnte am preiswertesten über Getreide (vor allem Weizen und Roggen), verarbeitet zu Brei, Fladen

³ Vgl. dazu WILHELM ABEL, *Geschichte der deutschen Landwirtschaft vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert* (Deutsche Agrargeschichte, Bd. 2), Stuttgart ³1978, S. 109. Auch KARL HEINRICH KAUFHOLD, *Der Beitrag Wilhelm Abels zur wirtschaftsgeschichtlichen Forschung im 20. Jahrhundert*, in: *Wirtschaft – Politik – Geschichte. Beiträge zum Gedenkkolloquium anlässlich des 100. Geburtstages von Wilhelm Abel am 16. Oktober 2004 in Leipzig*, hg. von MARKUS A. DENZEL (Studien zur Gewerbe- und Handelsgeschichte, Bd. 24), Stuttgart 2004, S. 103–127, hier S. 107.

⁴ Die Überschrift ist ein leicht geändertes Zitat aus: FERNAND BRAUDEL, *Sozialgeschichte des 15.–18. Jahrhunderts*. Bd. 1: *Der Alltag*, München 1985, S. 135.

⁵ Nähere Erläuterungen dazu folgen unten im Kapitel 7, vor allem S. 136 ff.

⁶ DIETRICH SAALFELD, *Die Sorge um das tägliche Brot*, in: *Die bäuerliche Welt. Geschichte und Kultur in sieben Jahrhunderten*, hg. von JEROME BLUM, München 1982, S. 109–124, hier S. 116 f.

⁷ Der Bauhandwerker, für dessen Einkommen die Quellenlage relativ günstig ist, kann zudem als „Repräsentant“ des Lebens von Menschen aus der oberen Unter- und unteren Mittelschicht angesehen werden (er gilt als sog. „Ecklöhner“).

⁸ WILHELM ABEL, *Strukturen und Krisen der spätmittelalterlichen Wirtschaft* (Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte, Bd. 32), Stuttgart/New York 1980, S. 59 f.; DERS., *Stufen der Ernährung* (Kleine Vandenhoeck-Reihe, Bd. 1467), Göttingen 1981, S. 29–31; SAALFELD, *Sorge um das tägliche Brot* (wie Anm. 6), S. 116 f.



Abb. 1: Aussaat von Getreide. Miniatur aus einem Stundenbuch des 15. Jahrhunderts von Fastold Master, Bodleian Library, Oxford.

oder Brot, gewonnen werden. Denn Getreide lieferte, etwa am Ende des 16. Jahrhunderts, drei- bis viermal mehr Nährwerte, als man für das gleiche Geld aus Fleisch beziehen konnte.⁹

Der Verzehr von Getreideprodukten bot einen hohen Nährwert, hatte jedoch einen geringen Genuss- und Prestigewert. Deshalb galt: Soviel Brot wie nötig, soviel Fleisch wie möglich. Oder anders formuliert: Der Arme isst (mehr) Brot, der Reiche (mehr) Fleisch. Der jeweilige Anteil der Ausgaben für pflanzliche und tierische Kost, insbesondere für Brot und Fleisch am Gesamtaufwand für Ernährung kann daher als Gradmesser für den Lebensstandard der Menschen in früheren Jahrhunderten genommen werden. Um 1400, in einer Zeit guter Ernährungssituation, betrug in einer Bauhandwerkerfamilie der Geldanteil am Ernährungsbudget für Brot und andere pflanzliche Kost nach einer Würzburger Quelle 22 %, für Fleisch 56 %.¹⁰ Für Augsburg wurden für die Zeit um 1500 folgende Zahlen errechnet: 59 % für pflanzliche Kost, 34 % für

tierische Produkte.¹¹ Um 1800 beliefen sich die Ausgaben eines Berliner Maurers für pflanzliche Lebensmittel (vor allem für Getreideprodukte), wieder gemessen am Gesamtbudget für Nahrungsmittel, auf 77 %, während tierische Produkte nur noch mit 20 % vertreten waren.¹²

Die Modellrechnungen bezogen sich auf einen städtischen Handwerkerhaushalt der unteren Mittel- bzw. oberen Unterschicht. Für die ländliche Bevölkerung lagen die Dinge naturgemäß anders, da ein Großteil der Betriebe bzw. Familien Selbstversorger waren. Für nähere Angaben fehlen allerdings quantifizierbare Quellen, so dass nur allgemeine Aussagen möglich sind:¹³

⁹ ABEL, Stufen der Ernährung (wie Anm. 8), S. 35.

¹⁰ Ebd., S. 30, 64. Dabei lieferte die pflanzliche Kost 61 % der Nährwerte, das Fleisch 31 %. Vgl. auch HORST BUSZELLO, Teuerung und Hungersnot am Ober- und Hochrhein im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit (circa 1300–1800), in: *Das Markgräflerland* 2007/2, S. 32–71, hier S. 50 f.; MASSIMO MONTANARI, *Der Hunger und der Überfluss. Kulturgeschichte der Ernährung in Europa*, München 1993, S. 129: „Die Kalorienzufuhr durch das Korn machte [in der Ernährung des Volkes] nie weniger als 50 Prozent aus und erreichte Höchstwerte um 70–75 Prozent.“

¹¹ SAALFELD, *Sorge um das tägliche Brot* (wie Anm. 6), S. 116 (die dortigen Angaben umgerechnet auf das Ernährungsbudget).

¹² ABEL, *Stufen der Ernährung* (wie Anm. 8), S. 64; SAALFELD, *Sorge um das tägliche Brot* (wie Anm. 6), S. 117 (die dortigen Angaben wurden vom Anteil am Gesamtbudget der Haushalte umgerechnet auf den Anteil am Budget für Ernährung).

¹³ Vgl. zum Folgenden die Modellrechnungen bei WILHELM ABEL, *Agrarkrisen und Agrarkonjunktur. Eine Geschichte der Land- und Ernährungswirtschaft Mitteleuropas seit dem hohen Mittelalter*, Hamburg/Berlin 1978, S. 23–26. Dazu ALFRED STRAUB, *Das badische Oberland im 18. Jahrhundert. Die Transformation einer bäuerlichen Gesellschaft vor der Industrialisierung* (Historische Studien, Bd. 429), Husum 1977, S. 23–28.

- Großbauern konnten über die eigene Versorgung hinaus ständig Korn oder anderes auf dem Markt anbieten, dies auch in Notzeiten.
- Für die Mittelbauern reichte die Ernte wohl auch in schlechten Jahren zur Versorgung der eigenen Familie; doch konnten sie nur noch sehr begrenzt (wenn überhaupt) Erzeugnisse auf den Markt bringen.
- Kleinbauern konnten bei bescheidener Lebensführung in normalen Jahren wohl von den Erträgen ihres „Gutes“ leben. In Krisenjahren waren sie auf den Zukauf von Nahrungsmitteln angewiesen; das Geld musste aus Lohnarbeit kommen.
- Die unterbäuerliche Schicht der Häusler, Tagelöhner, Dorfhandwerker und Heimarbeiter (wenn auch mit etwas Landbesitz ausgestattet) war ständig auf Einkommen aus Lohnarbeit angewiesen. Die Ernährungslage von Angehörigen der klein- und unterbäuerlichen Schicht dürfte sich daher analog zu der der unteren, ärmeren städtischen Bevölkerung entwickelt haben.



Abb. 2: Schnitter bei der Getreideernte. Miniatur aus einem Stundenbuch des 15. Jahrhunderts. © British Library Board, Add. 17012 f.8.

Bei allen Einschränkungen, die man bei Modellrechnungen geltend machen kann, lassen sich doch zwei unbestreitbare Folgerungen ziehen. Zum einen: Getreide spielte für die Versorgung der meisten Menschen eine im wahrsten Sinne des Wortes grundlegende Rolle. Dies gilt auch für die Mittel- und Kleinbauern, ganz zu schweigen von der unterbäuerlichen Schicht. So schreibt Johannes Boemus um 1520: *Geringes Brot, Haferbrei oder gekochtes Gemüse ist [der Landleute] Speise, Wasser und Molken ihr Getränk.*¹⁴ Zum anderen: Die Lebenssituation der unteren Bevölkerungsschichten in Stadt und Land verschlechterte sich vom 15. bis zum 19. Jahrhundert.

¹⁴ Quellen zur Geschichte des deutschen Bauernstandes in der Neuzeit, hg. von GÜNTHER FRANZ (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte der Neuzeit. Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe, Bd. 11), Darmstadt 1963, S. 3. Vgl. auch einen Wochenspeisezettel für die Dienerschaft des Gutes Schleißheim bei München von 1618: RICHARD VAN DÜLMEN, Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit, Bd. 1: Das Haus und seine Menschen. 16.–18. Jahrhundert, München 1990, S. 69 f. Zur Ernährung im Schwarzwald (Feldberggebiet) im frühen

2.2 Der kurze Weg vom Mangel zur Not

Die Erträge der vorindustriellen Landwirtschaft deckten in normalen Jahren das zum Leben Erforderliche; Überschüsse gab es nur in guten Jahren. „Private“ Vorratshaltung war nur einem Teil der Bevölkerung möglich, den geistlichen und weltlichen Grundherren, den Großbauern und den wohlhabenden Bürgern. Zwar legten größere Städte zur „öffentlichen“ Daseinsvorsorge in eigens errichteten Kornhäusern Getreidevorräte an, doch konnten diese in schlechten Jahren die Not nur lindern, nicht kompensieren. Ein interregionaler Ausgleich von Nahrungsgütern war angesichts der eingeschränkten Transportmöglichkeiten nur bedingt möglich. Und bei einer überregionalen, „gemeinen“ Teuerung musste er aus Mangel an Angebot ohnehin versagen. Ein verknapptes Angebot an Nahrungsmitteln, hervorgerufen etwa durch einen Ernteausfall, traf die Menschen folglich mit kaum gedämpfter Wucht, weil es nur beschränkte „Pufferungsmechanismen“ und einen geringen „Wirkungsgrad der Verteilung“ gab.¹⁵



Abb. 3: Bauer beim Mahl. Holzchnitt von Hans Weidnitz, 16. Jahrhundert. Auf dem Tisch sind nur Nahrungsmittel pflanzlicher Natur; auffallend die langstielige Kelle für Brei oder Suppe. Aus: Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern, hg. von EUGEN DIEDRICHS, Bd. 1, Abb. 261, Jena 1908.

19. Jahrhundert siehe KLAUS HOGGENMÜLLER / WOLFGANG HUG, Die Leute auf dem Wald. Alltagsgeschichte des Schwarzwaldes zwischen bäuerlicher Tradition und industrieller Entwicklung, Stuttgart 1987, S. 48 f.

¹⁵ CHRISTIAN PFISTER, Klimageschichte der Schweiz 1525–1860. Das Klima der Schweiz von 1525–1860 und seine Bedeutung in der Geschichte von Bevölkerung und Landwirtschaft (Academica helvetica, Bd. 6), Bern/Stuttgart ³1988, Teilband 2, S. 126. Auch ULF DIRLMEIER, Lebensmittel- und Versorgungspolitik mittelalterlicher Städte als demographisch relevanter Faktor?, in: Saeculum 39 (1988), S. 149–153.

2.3 Akute Not gedieh auf dem Boden permanenter Armut

Die Folgen plötzlich knapper Lebensmittel trafen vor allem die Armen – und arm waren vom 15. bis zum 18. Jahrhundert zwischen 30 und 50 bis 60 % der Bewohner in Stadt und Land.¹⁶ Die Armen konnten keine Rücklagen bilden und verfügten über keine Vorräte; sie lebten buchstäblich „von der Hand in den Mund“ (sie waren unfähig, „eine über den unmittelbaren Tagesbedarf hinausgehende Ausgabe bar zu bezahlen“).¹⁷ Sie waren gezwungen, bei gestiegenen Preisen alle finanziellen Reserven auszuschöpfen – mit dem Resultat, dass Armut perpetuiert wurde – und den Verbrauch so weit wie möglich einzuschränken, auch durch Übergang zu minderwertigen Speisen. Am Ende stand der Hunger. Gleichzeitig wurden vorhandene Nahrungsmittel den Wohlhabenderen reserviert; denn der Preisanstieg reduzierte die Menge dessen, was von den weniger bis gar nicht Begüterten gekauft werden konnte.

3. „Ernährungslagen und Ernährungskrisen am Ober- und Hochrhein in vorindustrieller Zeit“ – Skizze eines Forschungsprojekts

Mit Teuerungen und Hungersnöten beschäftigt sich ein Forschungsprojekt, das ich in den späten 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts entwickelt habe und das ich im Folgenden kurz vorstelle. Es trägt den Titel: „Ernährungslagen und Ernährungskrisen am Ober- und Hochrhein in vorindustrieller Zeit. 1350–1850“.

Das Forschungsprojekt versteht sich als ein Beitrag zur Lebenswirklichkeit in vorindustrieller Zeit – nicht aller Menschen, wohl aber des größeren Teils derselben, des „einfachen Volkes“. Es will auf seine Weise eine Antwort auf die Frage geben, wieweit es in den vorindustriellen Jahrhunderten gelang, den für die Versorgung der Bevölkerung notwendigen Bedarf an Nahrungsmitteln zu decken¹⁸ – oder auch: wie oft und wie nachhaltig die verfügbaren Nah-

¹⁶ WOLFGANG VON HIPPEL, *Armut, Unterschichten, Randgruppen in der frühen Neuzeit* (Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 34), München 1995, S. 14–28, bes. S. 17 f.; HORST BUSZELLO, *Bauer, Tagelöhner, Handwerker. Zur ländlichen Sozial- und Ernährungsgeschichte am Oberrhein im 18. Jahrhundert*, in: *Geschichte erforschen, erfahren, vermitteln. Festschrift für Wolfgang Hug zum 9. Juli 1991*, hg. von ELMAR KRAUTKRÄMER und ELISABETH ERDMANN (Gesellschaft, Erziehung und Bildung, Bd. 32), Rheinfelden/Berlin 1992, S. 5–21, hier S. 6–9; zu den „Armen“ in der Stadt Freiburg im 16. Jahrhundert siehe HORST BUSZELLO, *Armut, Not und Pest. Sozialfürsorge als Aufgabe der Stadtverwaltung*, in: *Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau*, Bd. 2: *Vom Bauernkrieg bis zum Ende der habsburgischen Herrschaft*, hg. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK, Stuttgart 1994, S. 90–110, hier S. 93–95.

¹⁷ SCHUBERT, *Essen und Trinken* (wie Anm. 2), S. 27, unter Rückgriff auf eine Definition von Ulf Dirlmeier.

¹⁸ Gegenstand des Forschungsprojekts war und ist also nicht eine Kulturgeschichte des Essens und Trinkens mit Themen wie Kochrezepte, Zubereitung der Speisen, Gewürze, Gestaltung der Mahlzeiten, Tischsitten oder die gesellschaftliche Bedeutung und Funktion von Festmählern. Vgl. dazu etwa: *Essen und Trinken in Mittelalter und Neuzeit*, hg. von IRMGARD BITSCH, TRUDE EHLERT und XENIA VON ERTZDORFF, Sigmaringen² 1990. Das Interesse galt auch nicht der Armut und Not als Folge persönlicher Schicksalsschläge. Diese konnten sein: Krankheit oder Invalidität, Tod des Familienernährers, Verlust oder Zerstörung der Arbeitsstelle. Sie machten die Betroffenen auf Dauer oder für eine gewisse Zeit zu Bedürftigen, die auf Unterstützung und Fürsorge angewiesen waren. Dazu für den Raum am Oberrhein THOMAS FISCHER, *Städtische Armut und Armenfürsorge im 15. und 16. Jahrhundert. Sozialgeschichtliche Untersuchungen am Beispiel der Städte Basel, Freiburg i. Br. und Straßburg*, Göttingen 1979. Vgl. auch: *Armut auf dem Lande. Mitteleuropa vom Spätmittelalter bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts*, hg. von GERHARD AMMERER u. a., Wien/Köln/Wei-

rungsmittel zur Bedarfsdeckung nicht ausreichen, so dass Teuerungen und im Extremfall Hungersnöte die Menschen heimsuchten. Wilhelm Abel hat in seinen Arbeiten die großen gesamt-europäischen Entwicklungslinien aufgezeigt; sie sollen durch eine regional begrenzte Untersuchung ergänzt, konkretisiert und vielleicht auch hier und da korrigiert werden.

Einen Zugang zu Ernährungslagen und Ernährungskrisen geben längere Reihen von Preisen für Nahrungsmittel, besonders für Getreide, wie sie die Forschung seit dem 19. Jahrhundert aus den Quellen ermittelt und aufgestellt hat.¹⁹ In ihrem unruhigen Auf und Ab spiegeln sie „wohlfeile“ und „teure“ Jahre wider; auch erlauben sie es, das quantitative Ausmaß der Veränderungen zwischen den Jahren oder auch längeren Zeitspannen zu messen. Doch muss das „dürre Gestrüpp der Zahlen“ zum Sprechen gebracht werden, wollen wir noch anderes aus ihnen ableiten als eine Abfolge von Konjunkturen und Krisen, ökonomisch-sozialen Entwicklungslinien oder Stufen der Ernährung. Das geschieht über die Berichte in erzählenden Quellen. Chronisten und Tagebuchschreiber geben „farbige“ und lebensnahe Schilderungen von ungewöhnlich guten, häufiger aber von Krisen- und Notjahren. Sie schildern das „Umfeld“ und die Begleiterscheinungen von Hunger und Not (ohne dass wir ihren Deutungen immer folgen müssen): Wetter und Witterung als Ursache von Ernteausfällen, das Marktgeschehen, die menschliche Profitgier auch und gerade in Notjahren, das Leiden der „Armen“, die steuernden Reaktionen der Obrigkeiten, Beispiele von Solidarität und Hilfe. Der Anschaulichkeit der Berichte steht freilich entgegen, dass die Erzähler eine subjektiv gefärbte Wiedergabe des Geschehens bieten, basierend auf dem begrenzten Ausschnitt des Erlebten oder Gehörten. Wurden die Berichte zudem im zeitlichen Abstand zum Ereignis geschrieben, sind Datierungsfehler und Erinnerungslücken möglich. Zur Korrektur und Ergänzung sind deshalb nicht nur die bereits erwähnten Preise und Preisreihen heranzuziehen, sondern auch die Verwaltungsakten der vor allem städtischen Behörden, die die zeitgleichen administrativen Vorgänge etwa zur Linderung einer Teuerung festgehalten haben.

In unserem Forschungsprojekt haben wir uns schwerpunktmäßig auf die Durchsicht und Auswertung der erzählenden Quellen konzentriert. Eine zeitliche und räumliche Begrenzung war ein Gebot der begrenzten Mittel. Zeitlich hielten wir uns an zwei markante Zäsuren: diese waren der „Schwarze Tod“ in der Mitte des 14. Jahrhunderts mit seinen demografischen und wirtschaftlichen Folgen auf der einen und die einsetzende Industrialisierung im 19. Jahrhundert auf der anderen Seite.²⁰ Räumlich umspannt die Untersuchung, grob umrissen, das Gebiet von Mainz und Frankfurt im Norden²¹ bis zur Nordost-Schweiz (Bern, Zürich, Appenzell) im Süden, von den Vogesen und der Hardt im Westen bis zum Schwarzwald und Bodensee im Osten.

mar 2010; Armut und Fürsorge in der Frühen Neuzeit, hg. von KONRAD KRIMM, DOROTHEE MUSSGNUG und THEODOR STROHM (Oberrheinische Studien, Bd. 29), Ostfildern 2011.

¹⁹ Auf Preisreihen, umgesetzt in Grafiken, basieren die Arbeiten von Wilhelm Abel (s. Anm. 1, 8, 13). Auf Probleme, die der Umgang mit Preisen und Preisreihen mit sich bringt, hat bereits ABEL, Agrarkrisen und Agrarkonjunktur (wie Anm. 13), S. 290–310, aufmerksam gemacht. Zu grundsätzlichen methodischen Fragen jetzt HANS-JÜRGEN GERHARD, Preise als wirtschaftshistorische Indikatoren. Wilhelm Abels preis-historische Untersuchungen aus heutiger Sicht, in: Wirtschaft – Politik – Geschichte (wie Anm. 3), S. 37–58. Siehe auch FERNAND BRAUDEL, Die Preise in Europa von 1450 bis 1750, in: DERS., Schriften zur Geschichte, Bd. 2, Stuttgart 1993, S. 11–161.

²⁰ Die Hungersnöte des Früh- und Hochmittelalters (von 709 bis 1316) hat für das mittelalterliche Deutschland (einschließlich des heutigen Belgien, Lothringen, Österreich und Böhmen) erfasst FRITZ CURSCHMANN, Hungersnöte im Mittelalter: Ein Beitrag zur deutschen Wirtschaftsgeschichte des 8. bis 13. Jahrhunderts (Leipziger Studien aus dem Gebiet der Geschichte, Bd. 6, H. 1), Leipzig 1900, Neudruck Aalen 1970.

²¹ Geografisch-naturräumlich erstreckt sich der Oberrhein (die oberrheinische Tiefebene) im Norden bis zu den quer zum Rhein verlaufenden Höhenzügen von Hunsrück und Taunus.

Durchgesehen wurden 185 erzählende Quellen. Das Ergebnis liegt in einigen Tausend Quellenausügen vor. Erfasst wurden alle Berichte zu guten und schlechten Jahren sowie alle Angaben, die damit in Verbindung gebracht werden können: Berichte über Wetter und Witterung, über politische Ereignisse, über Krankheiten von Menschen, Pflanzen und Tieren, über Heuschrecken- und Mäuseplagen und anderes mehr.

Verzettelt ist das gesammelte Material nur schwer zugänglich. Es wurde daher in übersichtlichen Jahresberichten zusammengefasst und in drei Schritten präsentiert:

- Wetter- und Witterungsangaben, aufgelistet von Monat zu Monat;
- Angaben über die Quantität und Qualität der Ernten, vor allem bei Getreide und Wein; Preise für Lebensmittel, Urteile der Chronisten über die Versorgungslage;
- weitere Informationen, etwa Hinweise auf Krankheiten bei Mensch und Tier oder auf Insektenbefall.

Die chronikalischen Mitteilungen sind für manche Jahre wenige und knapp, für andere förmlich überquellend. Im ersten Fall hatten die Chronisten nicht viel zu berichten, das Jahr war unauffällig, „normal“. Im zweiten Fall fiel es offensichtlich aus dem Rahmen, positiv oder negativ; entsprechend viel wusste der Chronist zu sagen.

Da die Angaben so aufgelistet werden, wie sie in den Quellen erscheinen, ist mit der Zusammenstellung noch keine Aussage zum Wert der Quellenmitteilungen gemacht. Eine kritische Analyse muss folgen: Was hat der Chronist gewusst, was konnte er wissen, woher bezog er sein Wissen, wann schrieb er es auf? Das gilt auch und vor allem für die gesammelten chronikalischen Angaben zu Wetter und Witterung als möglicher Ursache von Ernteschwankungen. Hier sind die auf breiterem Fundament errichteten Arbeiten von Christian Pfister und Rüdiger Glaser zur Geschichte des Wetters und Klimas unbedingt beizuziehen.²²

4. Schwankungen von kurzer und von langer Dauer

Die Geschichte der Ernährungslagen und Ernährungskrisen verläuft auf zwei, miteinander verbundenen Zeitebenen, und dementsprechend muss der Arbeitsansatz des Historikers ein doppelter sein.²³

Gegenstand ist zum einen der kurzfristige Wechsel zwischen guten und schlechten Jahren,²⁴ der das Leben der Menschen handgreiflich und fühlbar – oft schmerzlich – bestimmte. Blieb die ausreichende Versorgung mit Lebensmitteln nachhaltig aus, herrschte Mangel in verschiedenen Stufen; die Quellen sprechen von „caristia“ und „fames“, von „Teuerung“ und „Hunger“.²⁵ Bei einem (über-)reichen Angebot herrschte dagegen eine „Wohlfeile“; alle Nahrungsgüter waren zu billigem Preis zu erwerben.

„Teuerung“ ist in den Quellen kein relativer, sondern ein absoluter Begriff. „Teuerung“ benennt einen Zustand, in dem die Preise für Grundnahrungsmittel einen solchen Stand erreicht

²² PFISTER, *Klimageschichte der Schweiz* (wie Anm. 15); DERS., *Wetternachhersage. 500 Jahre Klimavariationen und Naturkatastrophen*, Bern/Stuttgart/Wien 1999; RÜDIGER GLASER, *Klimageschichte Mitteleuropas. 1200 Jahre Wetter, Klima, Katastrophen*, Darmstadt 2008.

²³ Vgl. dazu ABEL, *Strukturen und Krisen* (wie Anm. 8), S. 2.

²⁴ ABEL, *Massenarmut im vorindustriellen Europa* (wie Anm. 1), S. 37–42, spricht von „Preisveränderungen zwischen den Jahren“.

²⁵ Vgl. ebd., S. 37–39.

hatten, dass eine große Zahl von Menschen nur mit erheblicher Mühe, unter Aufbietung aller Kräfte (und das heißt: über das normale Maß hinaus) die zum (Über-)Leben unverzichtbaren Nahrungsmittel erwerben konnte. Fließend ist die Abgrenzung von „Teuerung“ und „Hunger“ (Hungersnot). „Hunger“ herrschte, wenn eine merkliche Zahl von Menschen das existenzsichernde Minimum an Lebensmitteln nicht mehr erwerben konnte – sei es aus Mangel an Angebot oder aus dem Unvermögen, den geforderten Preis zu zahlen. Aus Mangel entsteht „Teuerung“, die sich zum „Hunger“, zur Hungersnot steigert.

Herausarbeiten sind zum anderen die „langfristigen Tendenzen oder Strukturen“, die „langen Linien“ des Verbrauchs in Quantität und Qualität.²⁶ Sie blieben den jeweils lebenden Menschen zumeist verborgen, erschließen sich aber dem rückschauenden Historiker.

5. Die Not als Ereignis

Die gesammelten Auszüge aus erzählenden Quellen, ergänzt oder auch korrigiert durch die uns bekannten Preise für Lebensmittel²⁷ und durch die erhaltenen Verwaltungsakten der Behörden,²⁸ ermöglichen in einem ersten Schritt die Erfassung und Darstellung der einzelnen Teuerungen und Hungersnöte. Fünf Aspekte stehen dabei im Mittelpunkt:

Ursachen

Auch den kurzfristigen Ernährungskrisen liegt in aller Regel ein ganzes Bündel von natürlichen und anthropogenen Ursachen zu Grunde, die das Angebot an Nahrungsmitteln abrupt für ein oder mehrere Jahre verringerten. Eigentliche Auslöser der Not („primäre Ursachen“) waren vor allem

- Witterungsunbilden oder Naturkatastrophen,
- Pflanzenschädlinge, Pflanzen- und Tierkrankheiten,
- Kriegseinwirkungen (Behinderung der Feldarbeit, Zerstörung der Felder, Raub, Zwangsabgaben).

Die Not verschärfen

- die menschliche Profitgier, Wucher und „Fürkauf“ (letzteres meint den Vor- oder Aufkauf von Nahrungsmitteln, d. h. den Marktentzug, zu spekulativen Zwecken),
- Angstkäufe,
- Handelssperren.

Ein Ernteausfall oder ein auf andere Weise verringertes Marktangebot wirkte in die jeweilige Gesellschaft hinein – und entfaltete erst unter den dort gegebenen Bedingungen seine Wirkung.²⁹ Mit zu bedenken ist deshalb immer auch der „Zustand“ der Gesellschaft (etwa Bevölkerungsgröße, Wirtschafts- und Sozialstruktur).

²⁶ Abel unterscheidet bei den „Schwingungen von längerer Dauer“ „Über-“ oder „Hyperzyklen“ (von ein bis zwei Jahrzehnten) und „säkulare Wellen“; ABEL, Massenarmut im vorindustriellen Europa (wie Anm. 1), S. 33–42. „Schwingungen von längerer Dauer“ werden unten in Kapitel 7 behandelt.

²⁷ Siehe oben, Anm. 19, und unten, Anm. 71.

²⁸ Für die Stadt Freiburg, um ein Beispiel zu geben, sind vor allem die Ratsprotokolle im Stadtarchiv zu nennen.

²⁹ Vgl. dazu auch STEFAN MILITZER, Klima – Klimageschichte – Geschichte, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 47 (1996), S. 71–88.

Erscheinungsbild

Unsere Aufmerksamkeit wird sodann dem Erscheinungsbild und dem Verlauf der Krise gelten. Wann und wie kündigte sich die Notlage an; wann kam es zu ersten Angstkäufen? Wie war die Lage auf den Märkten: Wie war das Angebot, wie entwickelten sich die Preise als Barometer der Not? Was erfahren wir vom Schicksal der Menschen (minderwertige Speisen, sichtbares Elend auf den Straßen, Kinderelend, Bettlerzüge, Hungertote)? Wie lief die Not aus; wieweit zog sie sich in das Folgejahr hinein, etwa weil reduziertes Saatgut trotz besserer Umstände noch zu einer geringen Ernte führte?

Obrigkeittliche Reaktionen materieller und sozialpsychologischer Art

Die Obrigkeiten setzten Hilfsmaßnahmen in Gang (Abgabe von verbilligtem Korn aus städtischen Vorräten; Festsetzung von Höchstpreisen für Lebensmittel und Begrenzung von Einkaufsmengen, Überwachung der Bäcker, Aufkauf von Korn in anderen Regionen). Um die prekäre Situation nicht weiter aufzuheizen, wurde den Reichen untersagt, Feste zu feiern. Gemeinsame Bittgottesdienste und Bekundungen christlicher Nächstenliebe sollten das Band zwischen Arm und Reich fester knüpfen und möglichem Aufruhr entgegensteuern.

Folgen und Konsequenzen

Zu den direkten Folgen ist all das zu rechnen, was sich mit einer bestimmten Krise in unmittelbaren und kurzfristigen Zusammenhang bringen lässt.³⁰ Dazu gehören vor allem Krankheiten und Seuchen, die zeitgleich oder mit nur geringer Verzögerung auftraten.³¹ Eine Folge der Krise waren auch eine erhöhte Sterblichkeit, weniger Eheschließungen und ein Rückgang der Geburten im Folgejahr. Im 18. Jahrhundert stiegen die Zahlen von Auswanderern nach einem Hungerjahr merklich an.³² Fürsten und Magistrate erließen, im Sinne vorausschauender Ordnungspolitik, neue Sittenmandate, sie verschärften Armen- und Bettlerordnungen oder erhöhten die Strafen für Eigentumsdelikte. In den letzten Fällen war die gerade vorausgegangene Not möglicherweise aber nur die gute Gelegenheit, längst Gewolltes mit guter Begründung durchzusetzen. Ob sich auch eine Veränderung der Ernährungskultur oder so weitreichende agrarische Innovationen, wie sie das 18. Jahrhundert brachte, mit einzelnen Notjahren in Verbindung bringen lassen (wenn auch nicht im Sinne direkter Kausalität, eher im Sinne der Beschleunigung eines längeren Prozesses), ist eine weitere, wenn auch oft nur schwer zu beantwortende Frage.

³⁰ Über die Folgen und Konsequenzen der Missernten um 1570 auf das Leben der Menschen handelt am Beispiel der Quellen des Wiener Bürgerspitals, doch mit vielen allgemeinen Darlegungen, ERICH LANDSTEINER, *Wenig Brot und saurer Wein. Kontinuität und Wandel in der zentraleuropäischen Ernährungskultur im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts*, in: *Kulturelle Konsequenzen der „Kleinen Eiszeit“/Cultural Consequences of the „Little Ice Age“*, hg. von WOLFGANG BEHRINGER, HARTMUT LEHMANN und CHRISTIAN PFISTER (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 212), Göttingen 2005, S. 87–147.

³¹ Auch wo sie nicht direkt durch die Mangelernährung verursacht waren, dürfte deren Ausbreitung doch durch die allgemeine Lage gefördert worden sein.

³² AARON FOGLEMAN, *Die Auswanderung aus Südbaden im 18. Jahrhundert*, in: *Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“* 106 (1987), S. 95–162. ARNE BIALUSCHEWSKI, *Die Auswanderungswelle des Jahres 1709. Zur Genese einer Massenbewegung am Ober- und Hochrhein*, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 151 (2003), S. 239–261.

Muster vorindustrieller Ernährungskrisen

An die Beschreibung der einzelnen Teuerungen und Hungersnöte wird man die Frage anschließen, ob es so etwas wie ein Muster oder sich wiederholende Abläufe der vorindustriellen Versorgungskrisen gab. Und zugleich ist zu fragen, wann und wo zumindest partielle Veränderungen zu beobachten sind. Denn so interessant und nötig es auch sein mag, die lange Reihe von Not- und Krisenjahren beschreibend darzustellen, Einsicht stellt sich doch erst ein, wenn man die einzelnen Ereignisse miteinander vergleicht und dabei sowohl nach Dauer wie auch nach Veränderung fragt.

Wie sich eine Hungerkrise im Spiegel der verfügbaren Quellen darstellt, soll exemplarisch am Geschehen der Jahre 1430 bis 1439 gezeigt werden.

Die Folge teurer Jahre beginnt in der Sicht der Zeitgenossen im Jahr 1430, *und solche theure hat 8 jar aninander geweret*.³³ Das ganze Jahr über wehten raue Winde. Ein harter Frost im Mai ließ die Reben und den Wein erfrieren.³⁴ *Es erfror och der rock [Roggen] und die gerst [...], das man den rocken an vil enden abmaigen muß, [...] und das das korn hie in diesen landen [um Konstanz] gar vast uffschlug und ward tür win und korn, also das ain mut korn, das vor dem ryffen galt aif schilling pfenning, darnach in 14 tagen sechzehn schilling pfenning*.³⁵ Die Quellen zum Jahr 1430 berichten auch von Zigeunern, die durch das Land zogen,³⁶ ebenso von schweren Ausschreitungen gegenüber Juden.³⁷ Ob beides mit der schlechten Ernährungslage in einen Zusammenhang zu bringen ist, bleibt eine offene Frage.

Das Jahr 1431 war ein *gut Jahr von korn und wyn*.³⁸ Im Dezember setzte jedoch ein ungewöhnlich kalter Winter ein, der bis Februar 1432 anhielt. *Und lag der snee uff ebenem lande nit vast gros; aber uff dem gebirge lag er gros und tieffe*. Äcker und Matten waren von Eis überzogen; alle Gewässer, auch der Rhein, froren zu. Tiere kamen um, Menschen erfroren auf den Straßen und im freien Feld.³⁹ Noch Anfang März lag der Schnee an vielen Orten so hoch, *das er*

³³ Die Chroniken der schwäbischen Städte. Augsburg, Bd. 4 (Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert, Bd. 23), Leipzig 1894, Neudruck Göttingen 1966, S. 34. Vgl. zum Folgenden PETER MEYER, Studien über die Teuerungsepoche von 1433 bis 1438, insbesondere über die Hungersnot von 1437–38 (Phil. Diss. Erlangen, Hannover 1914); ABEL, Strukturen und Krisen (wie Anm. 8), S. 85–95; CHRISTIAN JÖRG, Teure, Hunger, Großes Sterben. Hungersnöte und Versorgungskrisen in den Städten des Reiches während des 15. Jahrhunderts (Monographien zur Geschichte des Mittelalters, Bd. 55), Stuttgart 2008; GERHARD FOUQUET / GABRIEL ZEILINGER, Katastrophen im Spätmittelalter, Darmstadt/Mainz 2011, bes. S. 74–83.

³⁴ Die Chroniken Stettens, des Anonymus und Dachers, in: Das alte Konstanz in Schrift und Stift. Die Chroniken der Stadt Konstanz, hg. von PHILIPP RUPPERT, Konstanz 1891, S. 164.

³⁵ Ebd., S. 165.

³⁶ Ebd., S. 174: *ain schwarz volk [...], hiß man Ziginer und warent uß dem niedern Egipten oder nit verre bysits darvon von ainer insuln [...] sy stalent, was sy ankament*.

³⁷ F[RANZ] J[OSEPH] MONE, Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, Bd. 1, Karlsruhe 1848, S. 310–349, hier S. 333.

³⁸ Guggenbühl's Wyn Rechnung der statt Zürich von Anno 1421. Jahrs biss uff disse gegenwärtige Ziet. Auszug von RUDOLF WOLF, in: Vierteljahrsschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich 1 (1856), S. 407–410, 2 (1857), S. 93–96, 205–208, hier 1, S. 407.

³⁹ Rötteler Chronik. 1376–1432, hg. u. übersetzt von KLAUS SCHUBRING, Lörrach 1995, S. 182. Auch Guggenbühl's Wyn Rechnung (wie Anm. 38), S. 407: *diss Jahrs wass ess im Jener so kalt, dass vill menschen, wilde thier, auch die räben und fruchtbare beum erfrorend*.

*eim man bis an sine knie gieng.*⁴⁰ In Erwartung einer schlechten Ernte stiegen 1432 die Preise für Lebensmittel; ein *Mutt kernen* kostete in Konstanz jetzt 22 oder 23 Schilling Pfennig.⁴¹

1433 hielt die Preissteigerung für Nahrungsmittel weiter an; für ein *Mutt kernen* mussten, wieder in Konstanz, bis zu 30 Schilling gezahlt werden, *das man vil jammers und hungers an den lüten [...] sach [...]. Etlich lüt außent halb grusch in irem brot.*⁴² Da auch das Viehfutter knapp wurde (erst die Kälte 1431/32, dann ein heiß-trockener Sommer 1432), mussten viele Bauern ihr Vieh verkaufen. Die Fleischpreise fielen. Deshalb erlaubten die Geistlichen im Thurgau den Menschen, ohne Rücksicht auf Fastengebote Fleisch zu essen *von wegen der großen türe und hungersnot*. In Konstanz wurden täglich viele Menschen aus öffentlichen Mitteln versorgt (*kamen täglich an die spend*).⁴³

1434 gab es eine reiche Ernte, *das man hielt, das in drissig jaren vor uff ain jar nie als vil korn ward*. Die Preise gaben nach. Noch am 4. Juli wurde in Konstanz ein *Mutt kernen* für 26 Schilling Pfennig verkauft; 20 Tage später fiel der Preis auf zehn Schilling. Vergeblich hatten die „Reichen“ versucht, den Preis künstlich hochzuhalten.⁴⁴

Der Jahreswechsel 1434/35 gab wieder Anlass zur Sorge. Der Winter war ungewöhnlich kalt:⁴⁵ *der keltest winter, der in fünfzig jaren je ward.*⁴⁶ Bis Lichtmess 1435 waren in Konstanz *wol by zwaintzig schnee* gefallen. Der Rhein fror zu und der Bodensee gefror zum größten Teil. Menschen zogen über das Eis von Langenargen bis Arbon und von Rorschach bis Lindau; weiter im Norden überquerten Lastwagen den See. Auch der Zürichsee gefror. Tiere und Vögel suchten Schutz und Futter in der Stadt Zürich; *und botten die von Zürich jederman an lib und gut, das inen nieman was leids thuen solle, wo sy hinkometen, doselbs solt man inen ze essen geben. [...] Und es geschach groÿa schad an gewild, vögel und tier, die nit mochten vor schnee zum boden komen.*⁴⁷ Als Ende Februar Tauwetter einsetzte, kam es zu Überschwemmungen. In Zug versanken Anfang März mehr als 20 Häuser, Teile der Ringmauer und Türme im Wasser; 50 Menschen fanden den Tod.⁴⁸ In Konstanz, Überlingen und an anderen Orten ging ein *großer siechtag* um, *und wist doch nieman, was siechtagen es was.*⁴⁹

⁴⁰ Die Klingenberg Chronik, hg. von ANTON HENNE, Gotha 1861, S. 205, Anm. i.

⁴¹ PHILIPP RUPPERT, Nachtrag zu den Konstanzer Chroniken, in: DERS., Konstanzer Geschichtliche Beiträge, Bd. 4, Konstanz 1895, S. 117–121, hier S. 121.

⁴² Das alte Konstanz (wie Anm. 34), S. 175; RUPPERT, Nachtrag zu den Konstanzer Chroniken (wie Anm. 41), S. 121. Ein Rezept für ein Notbrot, gebacken 1571, gibt CHRISTIAN WURSTISEN, Baßler Chronick, Basel 1580, S. 690 f.: *Erstlich haben sie das Mehl gegen den Abend mit dem Sauerteig anmachen und uber Nacht haben oder gieren lassen. Morgens so viel geschällte Aepfel, als des Mehls, genommen, dieselbigen geschnitzelt, die Butzen und Grübeste daraus geschnitten, doch nicht gar zermusen lassen. Wann dann dieselbigen also weich gesotten, haben sie die in einen Korb oder Sack aufgehenckt, und die Bruhe darvon triefen lassen, darnach in den zuvor gemachten Teig gearbeitet, doch etwas mehr Salz darzu gebraucht, letztlich ausgewurckt und eingeschossen: ist also gar nahe noch soviel Brod daraus worden, als wenn es lauter Mehl gewesen.*

⁴³ Das alte Konstanz (wie Anm. 34), S. 175–177.

⁴⁴ Ebd., S. 180.

⁴⁵ Die größeren Basler Annalen. 238–1416. Beilage I: Kurze Fortsetzung der Größeren Basler Annalen (1418–1435), in: Basler Chroniken, Bd. 5, bearb. von AUGUST BERNOULLI, Leipzig 1895, S. 43 f.

⁴⁶ Zitat und zum Folgenden: Das alte Konstanz (wie Anm. 34), S. 183 f.; siehe auch ebd., S. 182.

⁴⁷ Zu Zürich siehe auch: Die Klingenberg Chronik (wie Anm. 40), S. 220.

⁴⁸ Die Klingenberg Chronik (wie Anm. 40), S. 221; Das alte Konstanz (wie Anm. 34), S. 184.

⁴⁹ Das alte Konstanz (wie Anm. 34), S. 186 f.

... das solicher großer hunger und not was in dem lande allenthalb ...



Anno 1436 Jar erfroren Wein und Korn welches eine große Teuerung machte und der arme Mann großen Mangel leiden mußte



Anno 1442 Jar war ein sehr nicht kalter Winter als kein man gedacht manne kind für sein mit wandern zu kommen bei 36 großen Jahren nicht im Winter

Abb. 4: Die kalten Winter 1436/37 und 1442/43: „Anno 1436 Jahr erfroren Wein und Korn, welches eine große Teuerung machte und der arme Mann großen Mangel leiden musste“. Aus: Neubauersche Chronik („Chronica der loblichen keyserlichen Reichsstadt Nürnberg alden Geschichten, beschriben Anno 1601 von Wolff Neubauer d. J.“) Stadtarchiv Nürnberg, F1 Nr. 49 fol. 32r.

Der Winter 1435/36 verlief durchschnittlich, denn die Chronisten fanden ihn nicht der Erwähnung wert. Die Frucht stand zur vollen Zufriedenheit. Die Bäume hatten ausgetrieben, als sie –

zumindest um Konstanz – von Würmern befallen wurden, die Blüten und Laub abfraßen, *das die böm sahent, als im winter*. Der Rat der Stadt ordnete an, dass man die Würmer von den Bäumen ablesen sollte.⁵⁰ Offensichtlich waren auch die Ratten zur Plage geworden, denn für jede gefangene Ratte zahlte die Stadt einen Heller.⁵¹ Durch Konstanz zogen zum zweiten Mal *Ziginer, man, froen und kind, [...] und stalent, was inen werden mocht*.⁵²

Der Winter 1436/37 zählt wieder zu den Strengwintern: *und do was der winter so kalt, das nieman uf dem land nüts kond geschaffen*.⁵³ Aus Konstanz heißt es: *do was es klem [...] und was kalt unz in die faston* (die Fastenzeit begann am 13. Februar und endete am 30. März); die Reben erfroren *von winterfrost und von riffon* im Mai, daher gab es wenig Wein.⁵⁴ *Dazu geriet das korn och nit wol und ward gar groß liden, jamer und not im land*.⁵⁵ Um Pfingsten und nochmals vor St. Martin stieg der Getreidepreis.⁵⁶ In Konstanz hegten Bürger den Verdacht, dass die Müller einen Teil des zum Mahlen gebrachten Kornes stahlen – *und was och also war*. Der Rat ließ beim Kornhaus eine Waage aufstellen, auf der die Bürger das Korn vor und das Mehl nach dem Mahlen unter Aufsicht wiegen sollten. Auch den Bäckern wurde eine entsprechende Auflage gemacht; Mehl und Brot wurden amtlich gewogen. Jetzt klagten die Bürger, *das inen grüsch und stob [in den Brotteig] geschütt und gefärbt ward, das es dester mer wäge*; und wieder fügt der Chronist hinzu: *was och also*.⁵⁷

Die schlechte Ernte des Jahres 1437 führte zu steigenden Preisen auch im Jahr 1438: Also *darnäch in dem 1438 jare viel thüre in dem lande [...], das des selben jares [1437] nit so vil gewahssen was nach dez lanndes notdurfft [...]. gedacht menigklich, es solte besser werden; da wart es leider in dem 1438 und nun jare untz uf die ernde noch swerer und grosser clam, denn vor ye gesin was*. Kostete das *viernzell* Dinkel in Basel im Frühjahr 1438 bis zu zwei Pfund Pfennig, stieg der Preis nach der Ernte auf drei bis vier Pfund⁵⁸ – *[u]nd wert disz by eim gantzen*

⁵⁰ Das alte Konstanz (wie Anm. 34), S. 190 f.

⁵¹ Ebd., S. 191.

⁵² Ebd., S. 191. In der Hoffnung auf einen guten Verdienst hatten angesichts des in Basel tagenden Konzils Bauern und Händler in und um Basel Korn gelagert; als der Preis nicht wie erwartet anzog, stießen sie es an Aufkäufer ab, *umb das inen etwas daruz gan mochte. dez so wart so vil korns von der statt und dem lannde gefürt, das wenig utzit beleibe*. Die Chronikalien der Ratsbücher. 1356–1548, in: Basler Chroniken, Bd. 4, bearb. von AUGUST BERNOULLI, Leipzig 1890, S. 1–105, hier S. 45.

⁵³ Die Klingenberg Chronik (wie Anm. 40), S. 236, Anm. aa. Die Zürcher mussten wegen der Kälte einen Kriegszug aufgeben; es handelte sich um erste Kämpfe zwischen Schwyz und Zürich um das Toggenburger Erbe.

⁵⁴ RUPPERT, Nachtrag zu den Konstanzer Chroniken (wie Anm. 41), S. 119; Das alte Konstanz (wie Anm. 34), S. 194.

⁵⁵ Das alte Konstanz (wie Anm. 34), S. 194.

⁵⁶ Les chroniques de Jacques Trausch et de Jean Wencker, in: Mitteilungen der Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsaß, 2. Folge, Bd. 15, Straßburg 1890, S. 3–73, 77–190, 193–207, hier Nr. 2760 (S. 57). Chronik eines ungenannten Toggenburgers, in: Kleine Toggenburger Chroniken, hg. von GUSTAV SCHERRER, St. Gallen 1874, S. 1–34, hier S. 12. Dazu: Das alte Konstanz (wie Anm. 34), S. 199. Vgl. auch Die Chroniken der schwäbischen Städte. Augsburg, Bd. 2 (Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert, Bd. 5), Leipzig 1866, Neudruck Göttingen 1965, S. 158, Anm. 5.

⁵⁷ Das alte Konstanz (wie Anm. 34), S. 198.

⁵⁸ Chronikalien der Ratsbücher (wie Anm. 52), S. 46; Das alte Konstanz (wie Anm. 34), S. 202: Um den Mai 1438 gab man *ainen mut kernen umb 36 schill. [d.] und gieng also je höher und je höher, das er ward gen umb 2 pfund [d.], und kam darzu, das er gieng umb 5 pfund haller*. Auch RUPPERT, Nachtrag zu den Konstanzer Chroniken (wie Anm. 41), S. 120: *ain mut kernen das jar VIII. hin II guldin und umb 3 pfd. haller [...] und kam daruz in dem Brachat [Juni], das man gab ain mut kernen umb IIII guldin*.

zor.⁵⁹ Zwar stand das Korn 1438 gut auf den Feldern und jeder hoffte auf eine Wohlfeile nach der Ernte, aber es *beschach nit [...] sluog wenig ab*.⁶⁰

Eine Konstanzer Quelle beschreibt die Situation der Menschen. Es fehlte an *korn in allem land wyt und brait, das solicher großer hunger und not was in dem lande allenthalb, das die welt nach verzaget ist worden. [...] Vil lüt uff dem land aussent nit anders dan krut und grüsch unter ainander kochet. Man sait, das vil lüt hunger sturben, wan es vand nieman kain korn. [...] und schickt man vil lüt ufß um korn, aber sy schuffent nütz*.⁶¹ An anderer Stelle heißt es: *do was es ain klem jar, aß kain mensch so alt nieg was, das gedenk, das es so duir nieg meg gewesen ist gesin [...] und die stat gab den arman ain mut umb XXXII schilling pf. [...] und wer die stat (nit) gesin, sog muistint vil arm luit in den zuinften hungern (gehept han) [...] und buchent die luit halbs gris und mel und etlich luter gris und das ist war und ist hörte gesin, den aß man es schribt. Und was uf den cristen nach in allen landen meg kain größer bresten und desselben jar ward in der mitterfasten gewelt herzog Albrecht von Oesterrich zug aim römischen kuing*.⁶²

Die landesweite Not traf die Menschen nicht gleichmäßig; die einen mehr, die anderen weniger und manche gar nicht. *Es warent och vil starker knecht in den stetten, die sich wudent vor hunger, vnd inen niemand nünts ze werchen geben wolt vmb die kost [...] It. es gieng och vff dem land so vbel vnd so hert von der türe, dass vil lüt was, die in ainem halben jar nie kain brot hatten, denn das si krut, reben vnd sölich ding sutten vnd assent; vnd wer kü hatt, der lebt wol, das si ducht, die assent milch vnd ziger [Käse], vnd sutten krut in der milch, vnd zugent sich also hin, vnd muost vil lüten jamer vnd grossen hunger vnd mangel an ir kinden sechen vnd gebresten an jn selb han. It. es was och dabi vil lüt, die vmb kain türe wissten in ir hüser, vnd och weder gebresten noch mangel hatten, weder mit essen noch mit trinken. Da die Not als Strafe Gottes für ein sündiges Leben der Menschen galt, kann der Chronist tadelnd hinzufügen: *Man sach och nit dass sich niemand ab diser grossen türe bessroti, weder arm noch rich*.⁶³*

Städte und Herren, die noch über Kornvorräte verfügten, hatten den Verkauf an Institutionen oder Personen „außer Landes“ verboten. Im Elsass hatten der Bischof von Straßburg, die stiftische Ritterschaft sowie die Städte Straßburg und Schlettstadt eine derartige Absprache getroffen. In Übereinstimmung damit untersagten die Straßburger den Baslern, bei ihnen Korn einzukaufen. Hingegen war der Straßburger Bischof *so gnädig*, den Baslern einen Getreidekauf in seinem Hoheitsgebiet zu erlauben. Die Schlettstädter reagierten mit Gewalt *und slügent unser wegen mit korn umbe und nament die unsern in eide, das wider zü inen ze antwurtende; das wir mit bitte und güte und mit unserm costen lidig schaffen müstent. des glichen die von Nüwemburg den unsern by inen ouch tatent*.⁶⁴

Die übergroße Not nährte Mutmaßungen und Argwohn. Eine Konstanzer Quelle bringt die Not in einen (wenngleich nicht expressis verbis gezogenen) Zusammenhang mit durchziehenden Zigeunern: *Und wo sy gezogen warent, do kam in nach in dem 1438 jar ain sollich große türy, der nie kain mensch gedacht hett*.⁶⁵ Und der Basler Rat glaubte, dass in den umliegenden österreichischen Herrschaften entgegen anderslautenden Versicherungen viel Korn lagerte.

⁵⁹ Die anonyme Chronik von 1445, in: Basler Chroniken, Bd. 5 (wie Anm. 45), S. 471–493, hier S. 447 f.: *im 38. im ougsten do kam ein türy zu Basel; wann ein viertzel korns galt 3 pfundt 8 schilling*.

⁶⁰ Die Klingenberg Chronik (wie Anm. 40), S. 121.

⁶¹ Das alte Konstanz (wie Anm. 34), S. 201.

⁶² RUPPERT, Nachtrag zu den Konstanzer Chroniken (wie Anm. 41), S. 120.

⁶³ Die Klingenberg Chronik (wie Anm. 40), S. 122.

⁶⁴ Chronikalien der Ratsbücher (wie Anm. 52), S. 46 f.

⁶⁵ Das alte Konstanz (wie Anm. 34), S. 174.

Denn selbst nach dem Abzug einer Armagnaken-Truppe aus der Gegend um Dammerkirch/Dannemarie (östlich Altkirch) im März 1439 wurde *dannocht grosz korn da [ge]funden [...] und me verkouffent denne vor*.⁶⁶

Auch 1439 sanken die Preise für Lebensmittel zunächst noch nicht.⁶⁷ Dazu wurde das Land von einer *pestilentz*, einem *großen Sterben* heimgesucht; die Toten mussten in Massengräbern beigesetzt werden. Zur Abwendung der Seuche nahmen die Menschen ihre Zuflucht zu Gott; Bittgänge führten nach Einsiedeln oder nach Todtmoos in den Schwarzwald *zu unser lieben froen*.⁶⁸

Die Wende zum Ende der Not leitete die reiche Ernte von 1439 ein. Zwei weitere gute Jahre folgten (1440 und 1441).⁶⁹

Die Not der 30er Jahre verlief in zwei Wellen oder Schüben. Eine Phase der „Teuerung“ (bis 1433 oder auch 1436) bereitete der „Hungersnot“ den Weg, die die Menschen in den Jahren 1437/1438/1439 heimsuchte. Die gesammelten erzählenden Quellen vom Ober- und Hochrhein



Abb. 5: Das wohlfeile Jahr 1439. Aus: Neubauersche Chronik („Chronica der loblichen keyserlichen Reichsstadt Nürnberg alden Geschichten, beschriben anno 1601 von Wolff Neubauer d. J.“), Stadtarchiv Nürnberg, F 1 Nr.49 fol. 30v.

⁶⁶ Chronikalien der Ratsbücher (wie Anm. 52), S. 47. Zu den Armagnaken siehe auch: Des Kaplans Nikolaus Gerung gen. Blauenstein Fortsetzung der Flores Temporum 1417–1475, Beilage: Vermischte einheimische Nachrichten, in: Basler Chroniken, Bd. 7, bearb. von AUGUST BERNOULLI, Leipzig 1915, S. 79–87, hier S. 84. Im Rahmen einer Fehde waren Ende Februar 1439 Armagnaken ins Elsass geholt worden; nachdem sie sich zunächst im Unterelsass aufgehalten hatten, waren sie dann auch nach Süden, ins Oberelsass gezogen. Ende März 1439 verließen sie das Land wieder.

⁶⁷ Siehe etwa: Die Chroniken Heinrichs von Beinheim 1365–1452 samt Fortsetzung 1465–1473, in: Basler Chroniken, Bd. 5 (wie Anm. 45), S. 327–441, hier S. 428: *Von grosser thüri des korns*.

⁶⁸ Das alte Konstanz (wie Anm. 34), S. 205–207.

⁶⁹ Zu 1439 siehe Abb. 5: „Ist da ein wohlfeiles Jahr zu Nürnberg gewesen“. [JOACHIM VON WATT], Chronik der Äbte des Klosters St. Gallen [...], in: JOACHIM VON WATT, Deutsche historische Schriften, 2 Bde.,

schildern die große Palette der die Not verursachenden, verschärfenden und begleitenden Faktoren: schlechtes Wetter, Ungeziefer, Ausfuhrverbote für Korn, Maßnahmen der Behörden. Sie schildern die Not der Menschen: die minderwertige Kost, den Hunger, Krankheit und Tod. Die Not mit ihren Folgen war für die Zeitgenossen eine Strafe Gottes, der die Menschen zu Einkehr und Umkehr ermahnte.

6. Statistik der Teuerungen und Hungersnöte am Ober- und Hochrhein

Es ist an dieser Stelle nicht möglich, die Teuerungen und Hungersnöte, welche die Menschen am Ober- und Hochrhein im Laufe von 500 Jahren (ca. 1350–1850) heimgesucht haben, im Einzelnen zu schildern. Ich begnüge mich damit, die Notjahre zu erfassen und aufzulisten. Dabei sollte man sich der eingeschränkten Aussagekraft bloßer Jahreszahlen bewusst sein. Die Jahre konnten mehr oder weniger teuer sein; die Ursachen, Begleitumstände und Auswirkungen der Krisen konnten erheblich differieren. Eine drohende Teuerung konnte durch Angstkäufe vorweggenommen werden und ebenso konnte ein Notjahr das verfügbare Saatgut so weit reduzieren, dass noch die Ernte des Folgejahres dürrftig ausfiel. Auch konnten die Preise nach einer Krisenzeit trotz besserer Ernte noch eine Weile hoch bleiben, da die durchlittene Not zu verstärkten Einkäufen führte (oder verführte).⁷⁰ Und schließlich lässt sich über die Aufnahme des einen oder des anderen Jahres in die Auflistung teurer Jahre trefflich streiten: War es „schon“ bzw. „noch“ teuer?

Als Ausgangsmaterial für eine Statistik von Teuerungen und Hungersnöten dienen vorhandene Preisreihen für Straßburg und Basel⁷¹ sowie die Berichte von Chronisten und Tagebuchschreibern.⁷² Die einen geben für zwei Handelsplätze von überörtlicher Bedeutung veranschlagte oder gezahlte Getreidepreise;⁷³ die anderen beschreiben anschaulich die Situation der Menschen.

St. Gallen 1875/77, hier Bd. 2, S. 83 (zu 1439 und 1440). Das alte Konstanz (wie Anm. 34), S. 217 (zu 1441, trotz eines nassen August): *Nun was es gar ein schöner sumer gesin und was gut korn worden.*

⁷⁰ Ein Ernteausfall kann daher zwei teure Jahre nach sich ziehen.

⁷¹ AUGUSTE C. HANAUER, *Études économiques sur l'Alsace ancienne et moderne*, Bd. 2: *Denrées et salaires*, Paris/Straßburg 1878, S. 82–86 (Basel), S. 91–101 (Straßburg). Die bei Hanauer gegebenen Preise für Basel ergänzt für die Jahre 1730–1738, 1740–1746 und 1748–1750 FRANÇOIS-G. DREYFUS, Beitrag zu den Preisbewegungen im Oberrheingebiet im 18. Jahrhundert, in: *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 47 (1960), S. 245–256, hier S. 256. Die Basler Preise geben den offiziellen *Schlag* (um Martini), die Straßburger Preise gezahlte Jahresdurchschnittspreise. Der Problematik, Marktpreise als Gradmesser für die materielle Lebenssituation einer breiten Land- und Stadtbevölkerung zu nehmen, bin ich mir durchaus bewusst, denn die Marktpreisgestaltung kann sehr vielen und variierenden Einflussfaktoren unterliegen. Deshalb ist es wichtig, neben die Preise die Berichte der Chronisten zu stellen.

⁷² Siehe dazu oben, S. 119 f. Einen Eindruck von den Quellen gibt HORST BUSZELLO, „Wohlfeile“ und „Teuerung“ am Oberrhein 1340–1525 im Spiegel zeitgenössischer erzählender Quellen, in: *Bauer, Reich und Reformation*. Festschrift für Günther Franz zum 80. Geburtstag, hg. von PETER BLICKLE, Stuttgart 1982, S. 18–42.

⁷³ Als „teuer“ bezeichne ich dabei alle Jahre, in denen der Getreidepreis um 25 % oder mehr gegenüber dem Durchschnitt des Jahrzehnts gestiegen ist, als „sehr teuer“ solche Jahre, in denen der Preis um 50 % oder mehr über dem Dezenniumsdurchschnitt lag. Diese Methode versagt nur dann, wenn ein ganzes Jahrzehnt durchlaufend teuer war; dann habe ich als Bezugspunkt das vorhergegangene (und evtl. das folgende) Jahrzehnt genommen.

Statistik teurer Jahre am Ober- und Hochrhein vom Beginn des 14. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Nach Straßburger und Basler Preisen sowie nach Angaben in erzählenden Quellen

Straßburger Preise (Jahresdurchschnittspreise): 1311–1316, 1319, 1342, 1350–1356, 1358, 1359, 1386–1397, 1399–1402, 1404–1406, 1408–1456, 1458–1473, 1475–1478, 1480–1496, 1498–1504, 1506, 1507, 1509, 1511–1514, 1516–1528, 1531–1550, 1552, 1554–1793, 1796 ff.

Basler Preise (*Schlag* um Martini): 1501–1682, 1730–1797

Teure Jahre nach Angaben in erzählenden Quellen: Jahreszahl unterstrichen

Teure Jahre nach Straßburger Preisen: Zusatz s

Teure Jahre nach Basler Preisen: Zusatz b

Extremjahre: Fettdruck

1311s, **1315s**, **1316s**, **1317** • 1342s, 1343 • 1364, 1365, 1366, 1367, 1368, 1369, 1370, 1371

1400s, 1401s • 1416s • 1430s, **1433**, 1437, **1438s**, **1439s**, 1440s

1480, **1481s**, **1482s** • **1491s** • 1501sb, 1502sb, 1503sb • 1511, 1512b • 1515, 1516sb, **1517sb**, 1518 • **1528sb**, **1529b**, **1530b**, **1531sb**, 1532sb, 1533s • 1544sb, 1545sb • 1550s • 1556b • 1562sb, 1563b, 1565, 1566sb • **1570sb**, **1571sb**, **1572sb**, **1573sb**, **1574sb**, 1575 • 1579sb, 1580sb • 1585sb, **1586sb**, 1587sb, 1588s, 1589sb • **1592b**, 1593s • 1602 • **1609sb**, **1610sb**, **1614sb**

1621b, **1622sb**, **1623sb** • 1627b, **1628b** • **1635sb**, **1636sb**, **1637sb**, **1638sb**, **1639sb**, 1640sb, 1641sb • 1662sb • **1675sb**, **1676sb**, 1677sb • 1689, **1690s**, **1691s**, **1692s**, **1693s**, **1694s**, 1698s, **1699s** • **1709s**, 1711s, 1712s, **1713s**, **1714s**

1720s • 1739sb, 1740sb, **1741sb**, 1742sb • 1749b • 1758b, 1760sb • **1770sb**, **1771sb**, 1772sb

1789sb, **1790sb** • **1793sb**, **1794b**, **1795b**, 1796b • 1802s, 1805 • 1811s, 1812s, 1813s

1816s, **1817s** • 1831s, 1832s • 1838s, 1839s • **1846s**, **1847s**

Es schien mir ratsam, die Liste der Krisenjahre mit der europaweiten Hungersnot im zweiten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts beginnen zu lassen (also nicht erst mit dem Auftreten der Pest 1348/49 und ihren Folgen).⁷⁴ Sie endet mit den Versorgungskrisen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.⁷⁵ Nach Abwägen aller Angaben heben sich 128 Jahre heraus, die im engeren

⁷⁴ Die älteren Hungersnöte (ab 709) sind aufgelistet bei CURSCHMANN, Hungersnöte im Mittelalter (wie Anm. 20), S. 82–85, dazu eine „Chronik der elementaren Ereignisse“, S. 87–217. Zu 1315–1317 siehe ABEL, Agrarkrisen (wie Anm. 13), S. 46–50.

⁷⁵ Bei den Jahren 1831/32 und 1838/39 habe ich lange geschwankt, ob sie als „teure“ Jahre aufzunehmen sind, denn sie heben sich aus den umliegenden Jahren nicht so deutlich heraus.

und eigentlichen Sinne als Jahre der „Teuerung“ („caristia“) oder des „Hungers“ („fames“) anzusprechen sind.⁷⁶

Die Gesamtzahl der Teuerungen und Hungersnöte beträgt im genannten Zeitraum 128. Davon waren mindestens 56 Jahre Extremjahre, d. h. besonders schwere Teuerungen oder Hungersnöte. Diese Zahlen bedeuten: Die Mehrzahl der Menschen stand im Schnitt alle vier bis fünf Jahre vor ernsthaften Ernährungsproblemen, die zu größtmöglichen Einschränkungen in der Lebensführung zwangen. Der Zeitabstand zwischen den Extremjahren betrug ab dem 15. Jahrhundert maximal 40 Jahre. Das heißt: In einer Lebensspanne von 60 Jahren drohte mindestens (!) eine, zumeist mehrjährige Hungersnot. Teuerungen und Hungersnöte trafen die Menschen in allen älteren Jahrhunderten mit „unregelmäßiger Regelmäßigkeit“;⁷⁷ sie waren bestenfalls zu mildern, nicht aber zu vermeiden. Und reich war, wer sich auch in solchen Jahren noch satt essen konnte.

Die Nahrungsdecke war in allen älteren Jahrhunderten auf Grund des dominierenden „agrarischen Nutzungssystems“ kurz.⁷⁸ Fiel die Ernte unterdurchschnittlich aus oder beeinträchtigten andere Faktoren das Marktangebot, verschob sich das Verhältnis von Angebot und Nachfrage an bzw. nach Lebensmitteln schnell zu Lasten der Konsumenten; es herrschte Mangel in verschiedenen Stufen bis hin zur Hungersnot.

Die bei weitem häufigste auslösende Ursache von Teuerungen und Hungersnöten waren die „Launen der Natur“, waren Wetter- und Witterungsunbilden.⁷⁹ Zwei Elemente müssen im „klimatischen Muster der Subsistenzkrise“⁸⁰ besonders gewichtet werden: „hohe Niederschläge im Hoch- und Spätsommer [...] und ein großes Wärmedefizit in den Frühjahrsmonaten“.⁸¹ Den

⁷⁶ Denn nicht jedes Jahr, in dem die Lebensmittelpreise, zudem auf einem überörtlichen Markt, höher als im Vorjahr waren, war auch ein „Teuerungs-“ oder „Hungerjahr“; siehe dazu nochmals die Definitionen oben, S. 120 f. und 129. In die Liste aufgenommen wurden alle Jahre, für die hohe Preise und chronikalische Berichte übereinstimmen. Dazu kamen Jahre, die von den Chronisten als solche der Teuerung oder des Hungers ausgewiesen wurden, während die Marktpreise (noch) nicht (oder nicht mehr) auffällig waren; für einige Jahre fehlen zudem Preisangaben. Schließlich wurden noch einige wenige Jahre berücksichtigt, die nur durch Preise als sehr teuer markiert sind. Gegenüber einer ersten Statistik „teurer“ Jahre, in: BUSZELLO, Teuerung und Hungersnot (wie Anm. 10), S. 48, habe ich noch die Jahre 1720, 1749, 1758 und 1760 als „teuer“ aufgenommen; hinzu kamen auf Grund des erweiterten Zeitrahmens die Jahre 1831, 1832, 1838, 1839, 1846 und 1847.

⁷⁷ VON HIPPEL, Armut (wie Anm. 16), S. 8. Eine auf das Notwendigste begrenzte Lebenshaltung war für die nicht begüterten Menschen bis in das 19. Jahrhundert immer gegenwärtige Realität. „Teuerung“ und „Hunger“ waren – im Sinne Fernand Braudels – eine strukturelle Realität der vorindustriellen Zeit.

⁷⁸ Zum „agrarischen Nutzungssystem“ siehe unten, S. 134 f.

⁷⁹ „Bis ans Ende des Ancien Régime waren Teuerungen [...] vor allem die Folge schlechter Wetterlagen, aber das Agrarsystem und die Marktverhältnisse sowie die Konjunktur der Protoindustrie haben neben kriegerischen Ereignissen zur Verschärfung der Krisen beigetragen.“ M[ARKUS] MATTMÜLLER, Hunger in der Alten Eidgenossenschaft, mit spezieller Berücksichtigung der Hungersnöte von 1688/94 und 1770/72, in: Bericht über die 35. Versammlung deutscher Historiker in Berlin. 3. bis 7. Oktober 1984, hg. von PETER SCHUMANN, Stuttgart 1985, S. 137 f., hier S. 138. „Die Hungersnöte erweisen, dass die Geschichte nur an ihrer Oberfläche von Menschen gestaltet wird, dass die Natur sowohl im Geben als auch im Verweigern die bestimmende Kraft gewesen ist.“ SCHUBERT, Essen und Trinken (wie Anm. 2), S. 33.

⁸⁰ PFISTER, Klimageschichte der Schweiz (wie Anm. 15), Teilband 2, S. 60–63.

⁸¹ Ebd., S. 62 f. – Zu Ernteeinbußen führten auch extrem heiße und trockene Sommer, doch waren die Folgen im allgemeinen weniger dramatisch. Eine Rekordsommerhitze und -trockenheit brachte das Jahr 1540. Vgl. BUSZELLO, Armut, Not und Pest (wie Anm. 16), S. 98 f. Trockenheit und Hitze ließ das Gras verdorren, das Viehfutter wurde knapp, und Notschlachtungen ließen die Fleischpreise sinken. Die Mühlen konnten nicht mahlen, so dass den Menschen das Mehl ausging.

Ernteertrag schmälerten auch hohe Niederschlagsmengen im Herbst und im Winter sowie zu große Kälte im Winter, besonders bei fehlender Schneebedeckung (die Frucht winterte aus).

Nächst den Witterungsunbilden waren Kriege und Kriegsfolgen Ursache für Teuerungen und Hungersnöte. Die Feldfrüchte wurden zerstört, die Ernte geraubt, das Vieh weggetrieben, die notwendigen Arbeiten behindert; Kontributionen wurden eingetrieben. Überdeutlich schlägt sich dieser Faktor – zusätzlich zu Witterungsunbilden – vor allem im Dreißigjährigen Krieg (am Oberrhein ab 1632) und in den sog. Franzosenkriegen nieder, die auch am Oberrhein ausgefochten wurden (Holländischer Krieg 1672–1679, Pfälzer Erbfolgekrieg 1688–1697 und Spanischer Erbfolgekrieg 1701–1713/14).

Auf inflationäre Prozesse gehen – zumindest auch – die Krisenjahre 1622/23 zurück.⁸²

7. Teuerungen und Hungersnöte im Langzeittrend

Ein Blick auf die Statistik von Teuerungen und Hungersnöten zeigt, dass Ernährungskrisen zur Lebenserfahrung der Menschen in den vorindustriellen Jahrhunderten gehörten. Die Produktion von Nahrungsmitteln war begrenzt, und es genügte ein Stoß, um das prekäre Verhältnis von Angebot und Nachfrage für ein oder mehrere Jahre aus dem Gleichgewicht zu bringen. Es wird aber auch deutlich, dass sich die Notjahre nicht gleichmäßig über die Jahrhunderte verteilen, dass sie sich vielmehr zu bestimmten Zeiten häuften und zu anderen zurücktraten.

Damit stellt sich die Frage, ob wir die Häufigkeit von Teuerungen und Hungersnöten (als kurzfristigen Ereignissen) in einen erklärenden Zusammenhang mit längerfristigen Schwankungen der Ernährungslage – und das heißt mit längerfristig wirkenden „Umständen“ natürlicher und gesellschaftlicher Art – bringen können.

Fünf Faktoren, die die Ernährungssituation breiter Bevölkerungsschichten nachhaltig und längerfristig prägen, rücke ich in den Vordergrund.

Das Klima

Es ist bekannt, dass sich das Klima nach dem hochmittelalterlichen Optimum seit dem 14. Jahrhundert zum Schlechteren veränderte. Die Temperaturen sanken, die Niederschläge nahmen zu. Plakativ wird die Phase der Abkühlung auch als „Kleine Eiszeit“ bezeichnet.⁸³ Die Klimaver-schlechterung war allerdings kein gleichmäßig-gleitender Prozess, sondern verlief mit deutlichen Schwankungen (die sich ihrerseits wieder in außergewöhnliche Einzelereignisse und kürzerfristige Witterungsperioden auflösen lassen).⁸⁴

⁸² S. unten, S. 139 f.

⁸³ Zur Problematik des Begriffs siehe PFISTER, *Klimageschichte der Schweiz* (wie Anm. 15), Teilband 1, S. 149. Will man den an sich strittigen Begriff beibehalten, sollte man ihn allerdings auf die Zeit von 1560 bis 1850/60 beschränken.

⁸⁴ Der folgende Abriss, der einer gewissen Simplifizierung nicht entgehen kann, basiert im wesentlichen auf PFISTER, *Klimageschichte der Schweiz* (wie Anm. 15), bes. Teilband 1, S. 118–132, 150 f., DERS., *Wetter-nachhersage* (wie Anm. 22), GLASER, *Klimageschichte Mitteleuropas* (wie Anm. 22), S. 202 (kurze Zusammenfassung); auch HANS VON RUDLOFF, *Die Schwankungen und Pendelungen des Klimas in Europa seit dem Beginn der regelmäßigen Instrumenten-Beobachtungen* (1670), Braunschweig 1967. Dazu kommt die Auswertung der eigenen Sammlung von Wetternachrichten zum Land am Ober- und Hoehrhein; siehe oben, S. 119 f.

- Das 14. Jahrhundert begann mit vier warmen und trockenen Jahrzehnten.⁸⁵ 1338 erlebte Europa eine Heuschreckeninvasion von „biblischem“ Ausmaß.
- Es folgte eine Phase der Abkühlung mit zahlreichen Ungunsthjahren und deutlich kälteren Jahrzehnten, besonders ausgeprägt zwischen 1450 und 1510. Ein Temperaturminimum wiesen die Jahre 1481–1490 auf. „Diese Abkühlungsphase war der Vorbote der Temperatureinbrüche in den nächsten zwei Jahrhunderten“.⁸⁶
- Zunächst folgte jedoch eine wärmere Periode, mit einer ausgeprägten Warmphase 1530–1560. Der Höhepunkt lag im Jahr 1540, das zehn Monate Mittelmeerklima brachte.
- Der Temperatursturz in eine ausgesprochene Kaltzeit kam mit dem Winter 1564/65, der von den Chronisten übereinstimmend als ungewöhnlich charakterisiert wird: *auch kein man so aldt, der solcher kelty gleich gedenken möcht*.⁸⁷ Die Winter wurden kälter und länger, die Frühjahre kälter, die Sommer nasser. Eine erste Kältespitze wiesen die späteren 80er und 90er Jahre dieses Jahrhunderts auf.⁸⁸ In den folgenden zwei Jahrzehnten bis ca. 1620, die klimageschichtlich vieles mit dem späten 16. Jahrhundert gemeinsam hatten, war der Witterungsverlauf durch eine ungewöhnlich große Variabilität gekennzeichnet; die Zahl der „extremen Monate“ stieg an, wobei sich „die extrem warmen, kalten, nassen und trockenen nahezu die Waage halten“.⁸⁹ Das Kennzeichen der Zeit von ca. 1630–1680 war weniger die Kälte als eher die Trockenheit,⁹⁰ bei merklichem Rückgang der Bandbreite von Anomalien. Gegen Ende der 80er Jahre des 17. Jahrhunderts setzte während des sog. Maunder-Minimums erneut ein sehr kaltes Regime ein („Kälte ohne Gnade“⁹¹, ca. 1684/87/88–1700/01), das geradezu als „Höhepunkt der ‚Kleinen Eiszeit‘“ bezeichnet werden kann.⁹²
- Zu Beginn des 18. Jahrhunderts, unterbrochen von einem Rückschlag 1712–1716, wurde es in allen Jahreszeiten für drei Jahrzehnte wieder deutlich wärmer (relatives Klimaoptimum).⁹³

⁸⁵ Die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts fällt nach Glaser noch in eine „besonders markante Wärmeepoche von 1200 bis 1350, die man mit dem sogenannten spätmittelalterlichen Wärmeoptimum bezeichnen könnte“. GLASER, *Klimageschichte* (wie Anm. 22), S. 202. Die Heuschrecken kamen von Osten und erreichten auch den Oberrhein. Weitere Heuschreckeninvasionen gab es 1339, 1340 und 1364.

⁸⁶ Ebd., S. 91.

⁸⁷ [DIEBOLD RYFF] Die Chronik des Fridolin Ryff 1514–1541, mit der Fortsetzung des Peter Ryff 1543–1585. Beilage VII: Aufzeichnungen des Diebold Ryff [1560–1585], in: *Basler Chroniken*, Bd. 1, hg. von WILHELM VISCHER und ALFRED STERN, Leipzig 1872, S. 218–229, hier S. 221; MARTIN HILLE, *Mensch und Klima in der frühen Neuzeit. Die Anfänge regelmäßiger Wetterbeobachtung, ‚Kleine Eiszeit‘, und ihre Wahrnehmung bei Renward Cysat (1545–1613)*, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 83 (2001), S. 63–91, hier S. 82, betont, dass Cysat „die Klimaveränderung nach 1560 wie kaum ein anderer von seinen Zeitgenossen registrierte“.

⁸⁸ 1583/86/88–1597/1601, je nach Jahreszeit; PFISTER, *Klimageschichte der Schweiz* (wie Anm. 15), Teilband 1, S. 119.

⁸⁹ Ebd., S. 122.

⁹⁰ Mit frostigen Wintern, späten Frühjahren, mehrheitlich temperierten Sommern und überwiegend warmen Herbst; ebd., S. 127. Dagegen betont GLASER, *Klimageschichte* (wie Anm. 22), S. 152, dass „zwischen 1621 und 1650 eine graduelle Akzentuierung von eher trocken geprägten Jahren zu feuchten und nassen nachweisbar ist“.

⁹¹ GLASER, *Klimageschichte* (wie Anm. 22), S. 163; auch PFISTER, *Klimageschichte der Schweiz* (wie Anm. 15), Teilband 1, S. 150: „Gegen Ende der 1680er Jahre wurde Europa von einem innerhalb des letzten halben Milleniums einmaligen Sturz der Jahrestemperaturen um 0,8° heimgesucht“ – Für den Beginn des Temperatursturzes kann man verschiedene Jahre ansetzen. Sehr kalt waren schon Winter und Frühling 1684.

⁹² PFISTER, *Klimageschichte der Schweiz* (wie Anm. 15), Teilband 1, S. 127.

⁹³ H[ERMANN] FLOHN, *Klimaschwankungen in historischer Zeit, [ein Beitrag] in: VON RUDLOFF, Die Schwankungen und Pendelungen des Klimas* (wie Anm. 84), S. 81–90, hier S. 89: „Eine vorübergehende Unterbre-

- Bei allen Schwankungen im Einzelnen (mit deutlich niedrigen Werten um 1740 und 1770) wiesen die klimatischen Verhältnisse bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts auch weiterhin eine merkliche Besserung gegenüber der Zeit von vor 1700 auf.⁹⁴
- Eine erneute Kälteperiode setzte mit dem zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts ein und dauerte bis zur Jahrhundertmitte.⁹⁵ Betrachtet vom Niederschlagsgeschehen, gliedern sich die 50 Jahre zwischen 1810 und 1860 in eine Trockenphase (1810–1830) und eine Feuchtphase (1840–1860).⁹⁶

Das agrarische Nutzungssystem

Darunter verstehe ich die Art und Weise, wie Landwirtschaft betrieben wurde, mit dem Ergebnis größerer oder geringerer Produktivität (Bodennutzungsformen, angebaute Kulturen, Art der Viehhaltung, Stand von Wissen und Technik, durch Herkommen sanktionierte oder rechtliche Rahmenbedingungen). Grundsätzlich gilt: „Die Größe der Landreserven und die gegebene Technologie stellten Barrieren dar, welche die frühneuzeitlichen Gesellschaften nicht ungestraft missachten durften.“⁹⁷

- Ackerland war begrenzt; es endete dort, wo der Anbau unmöglich oder unrentabel war; es endete zudem am Wald, der wichtigsten Ressourcen- und Energiequelle in vorindustrieller Zeit.⁹⁸
- Die Äcker mussten regelmäßig gedüngt werden. Dünger lieferte fast ausschließlich das Großvieh, wenn es in den Wintermonaten im Stall gehalten wurde – wofür ausreichend Futter erzeugt werden musste, was dem Ackerbau wieder Flächen entzog. In der warmen Jahreszeit, vom Frühjahr bis zum Herbst, waren (Natur-)Weiden und der Wald die wichtigste, weil unverzichtbare und deshalb schützenswerte Futterquelle.
- Bei der bis in das 18. Jahrhundert vorherrschenden, durch den Düngemangel erzwungenen Dreifelderwirtschaft lag stets ein Drittel der Äcker zur notwendigen Regeneration des Bodens „brach“.
- Wesentliche Innovationen, die die Nahrungsmittelproduktion steigerten, brachte erst das spätere 18. Jahrhundert. Die klassische Dreifelderwirtschaft wurde durch „Besömmerung“

chung der ‚kleinen Eiszeit‘ bildet die Periode 1700–1730.“ Dazu die Ausführungen von Hans von Rudloff im Einzelnen zum 18. Jahrhundert, ebd., S. 90–137. PFISTER, *Klimageschichte der Schweiz* (wie Anm. 15), Teilband 1, S. 129: „Kurz nach der Jahrhundertwende setzte eine anhaltende Erwärmung in allen Jahreszeiten ein. [...] Es ist dies die erste längere Periode seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, in welcher beide, Frühjahrs- und Sommermonate [...], durchschnittlich so warm oder wärmer waren als heute.“

⁹⁴ GLASER, *Klimageschichte* (wie Anm. 22), S. 202: „Bemerkenswert ist aber auch eine [...] markante Erwärmung von rund einem Grad zwischen 1700 und 1800.“ Für die Zeit von 1755 bis 1790 spricht PFISTER, *Klimageschichte der Schweiz* (wie Anm. 15), Teilband 1, S. 130, von einem Kontrast von kalten, trockenen Winter- und Frühlingsmonaten und kurzen warm-feuchten Sommern, welche in kühle Herbste übergingen. VON RUDLOFF, *Die Schwankungen und Pendelungen des Klimas* (wie Anm. 84), S. 131: „tritt das 18. Jahrhundert deutlich als eine Periode im Durchschnitt wärmerer Sommer auf“.

⁹⁵ PFISTER, *Klimageschichte der Schweiz* (wie Anm. 15), Teilband 1, S. 131: „Gemessen an der Dauer und Größe des thermischen Defizits handelt es sich um die ausgeprägteste Kaltperiode seit 1520!“

⁹⁶ Ebd.

⁹⁷ Ebd., Teilband 2, S. 127.

⁹⁸ „Die Ackerflächen konnten zwar in manchen Gebieten auf Kosten des Waldes erweitert werden. Man war sich jedoch bewusst, dass dies auf die Dauer die Energieversorgung unterminierte und dass im Gebirge die Rodungen in Form von Erdrutschen und Lawinen als Bumerang auf den Verursacher zurückwirkten.“ Ebd., Teilband 2, S. 127.

der Brache de facto abgeschafft.⁹⁹ Der Wiesenbau wurde verbessert; vermehrt wurden Futterpflanzen, vor allem Klee, angebaut. Dadurch konnte das Vieh länger im Stall gehalten werden – mit der Folge, dass sich die verfügbare Menge an Dung erhöhte und die Äcker besser gedüngt werden konnten. Die landwirtschaftlichen Erträge stiegen. Erntete man im 16. Jahrhundert für ein gesätes Getreidekorn fünf bis sechs Körner, waren es im späten 18. Jahrhundert am Oberrhein, je nach Getreideart, sieben bis neun, ja zehn Körner. Neben das Grundnahrungsmittel Getreide trat zunehmend die Kartoffel, die auf dem ehemaligen Brachfeld angepflanzt wurde.¹⁰⁰

Die demografische Entwicklung

Die Bevölkerungsentwicklung in Deutschland ist bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts durch zwei Expansionswellen gekennzeichnet.¹⁰¹ Die Maxima lagen um 1300 und um 1600. Zweimal wurde der Anstieg jäh unterbrochen. Die Ursachen dafür waren zum einen das „soziale Massaker“ der Pest von 1348/49, zum anderen die verheerenden demografischen Folgen des Dreißigjährigen Kriegs. Die Bevölkerung sank jeweils um 30–40 Prozent. Eine dritte Expansionswelle liegt im 18. Jahrhundert, vor allem in dessen 2. Hälfte. Die Bevölkerung stieg auf eine noch nie erreichte Höchstmarke.

Die Sozialstruktur

Mit einer steigenden Zahl von Menschen veränderte sich auch die Gesellschaftsstruktur.¹⁰² Auf dem Land nahm im Gebiet des Anerbenrechts die Zahl „weichender“ Geschwister zu. Den Hof erbte in der Regel der jüngste Sohn; die nicht erbenden Geschwister mussten ihr Auskommen, wollten sie ihr Leben nicht auf dem ehemals elterlichen Hof als Knechte oder Mägde führen,

⁹⁹ Man spricht auch von der „verbesserten Dreifelderwirtschaft“. Diese war gleichbedeutend mit einer Einschränkung des Flurzwangs und der Weide-/Huterechte.

¹⁰⁰ Vgl. dazu FRIEDRICH-WILHELM HENNING, Die Innovationen in der deutschen Landwirtschaft im ausgehenden 18. und im 19. Jahrhundert, in: Innovationsforschung als multidisziplinäre Aufgabe. Beiträge zur Theorie und Wirklichkeit von Innovationen im 19. Jahrhundert, red. von FRANK R. PFETSCH (Studien zum Wandel von Gesellschaft und Bildung im Neunzehnten Jahrhundert, Bd. 14), Göttingen 1975, S. 157–168; JEAN-MICHEL BOEHLER, Die „revolution agricole“ im Elsaß im Laufe des 18. Jahrhunderts: Fabel oder Tatsache?, in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 31 (1983), S. 27–40; CHRISTOPH VON GUNDLACH, Die Einführung neuer Grundnahrungsmittel. Dargestellt am Beispiel der Kartoffel, in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 35 (1987), S. 44–56; MONTANARI, Der Hunger und der Überfluss (wie Anm. 10), S. 157 f. Die Innovationen des 18. Jahrhunderts am südlichen Oberrhein beschreibt anschaulich der österreichische Kameralist Niklas von Galler; siehe HORST BUSZELLO, Bevölkerung, Landwirtschaft und Gewerbe am südlichen Oberrhein zu Ausgang des 18. Jahrhunderts. Bericht des österreichischen Kameralisten Niklas von Galler über seine Reise in das badische Oberland 1785, in: Europa in der Frühen Neuzeit. Festschrift für Günter Mühlplfordt, hg. von ERICH DONNERT, Bd. 7, Köln/Weimar/Wien 2008, S. 545–571, bes. S. 561–567; wieder in: Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“ 127 (2008), S. 73–99, bes. S. 90–95.

¹⁰¹ Vgl. zum Folgenden CHRISTIAN PFISTER, Bevölkerungsgeschichte und historische Demographie 1500–1800 (Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 28), München 1994, bes. S. 8–24, 73–80; NORBERT OHLER, Zur Bevölkerungsgeschichte von Baden-Württemberg in vorstatistischer Zeit, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 152 (2004), S. 9–22; GÜNTHER FRANZ, Der Dreißigjährige Krieg und das deutsche Volk (Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte, Bd. 7), Stuttgart/New York ⁴1979. Zum südlichen Oberrhein im 18. Jahrhundert siehe FOGLEMAN, Auswanderung aus Südbaden (wie Anm. 32).

¹⁰² Zur Literatur siehe oben, Anm. 16.

anderweitig suchen. Im Gebiet des Realteilungsrechts wuchs die Zahl der Klein- und Kleinstbetriebe (Vollbauern machten im 18. Jahrhundert nur 40–50 % der Dorfbevölkerung aus), die ihre Besitzer kaum mehr ernähren konnten. *Die Einwohner vermehren sich täglich. Die Güther werden verstueckert, folg. die Nahrung schwacher [...] Aus reichen Bauern werden mittelmäßige Burger. Diese verwandeln sich in Tagelöhner. Und wer gibt hernach der letzten Gattung zu schaffen?*, fragte bereits um 1750 ein markgräflich-badischer Beamter.¹⁰³ In den Städten betrieb das Handwerk eine Abschottungspolitik, folglich vermehrte sich die Zahl der Gesellen, Tagelöhner, Gelegenheitsarbeiter und protoindustriellen Heimarbeiter. Eine abnehmende Bevölkerung bot dagegen ärmeren Menschen durch frei werdende Ackerflächen oder Arbeitsstellen im Handwerk bessere Lebensbedingungen.

Politische Großereignisse, vor allem lange Kriegzeiten

In den hier betrachteten Zeitraum fielen der Dreißigjährige Krieg (mit direkten Kampfhandlungen am Oberrhein ab 1632) und die sogenannten Franzosenkriege (im Gesamtzeitraum von 1672 bis 1714). Kriege behinderten oder zerstörten Saat, Wachstum und Ernte; sie verringerten das Marktangebot durch Aufkäufe, Zwangsabgaben (Kontributionen) oder Raub.

Das gesellschaftliche System sieht Schwankungen der Ernährungslage (allgemeiner könnte man sagen: der elementaren Lebensführung) innerhalb eines Toleranzbereichs als normal an. Werden „Schwellenwerte“ (Belastungs- oder Tragfähigkeitsgrenzen) jedoch erreicht oder überschritten, herrscht Ausnahmezustand; die Menschen reagieren sensibel bis panisch.¹⁰⁴ Offensichtlich wurden im von uns betrachteten Zeitraum vom 14. bis zum 19. Jahrhundert derartige „Schwellenwerte“ der Ernährung auf Grund der gegebenen natürlichen und gesellschaftlichen Umstände unterschiedlich oft überschritten.

In die zweite Dekade des 14. Jahrhunderts fällt die schwere Hungersnot von 1315/1316/1317.¹⁰⁵ Der Auslöser der Not war schlechtes Wetter, waren Kälte und Nässe.¹⁰⁶ Die Antwort auf die Frage, warum die wetterbedingte Ernteminderung so gravierende Folgen zeitigte, liegt wohl in der Tatsache, dass die Bevölkerung „eine gewisse Grenze“ zur Überbevölkerung – bezogen auf die gegebenen wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen – zumindest erreicht, wenn nicht überschritten hatte.¹⁰⁷ Dreißig Jahre später reduzierte der „Schwarze Tod“, der die Länder Mitteleuropas in den Jahren 1348/49 (und danach in wiederkehrenden Wellen) heimsuchte, die Bevölkerung um 30–40 %. Gleichwohl sanken die Preise für Nahrungsmittel zunächst nicht.

¹⁰³ Zitiert nach FOGLEMAN, Auswanderung aus Südbaden (wie Anm. 32), S. 128.

¹⁰⁴ Siehe dazu MILITZER, Klima (wie Anm. 29), S. 80 f.

¹⁰⁵ Eine Schilderung gibt Johann von Winterthur: In Colmar seien die Hungertoten in zwei Massengräbern bestattet worden. Denn wegen der in der Stadt vorhandenen Kornvorräte seien die Menschen dort in Scharen zusammengeströmt. Die Chronik Johanns von Winterthur, hg. von FRIEDRICH BAETHGEN in Verbindung mit CARL BRUN (Monumenta Germaniae Historica. Scriptorum rerum germanicarum. Nova series, Bd. 3), Berlin 1955, S. 76. Fritsche Closener datiert die Not auf die Jahre 1316 und 1317: *von dem gebresten kam ein große sterbote. von dem sterbende wart der spital us der stat gezogen, der vormols was in Kremergasse gelegen, daz nū heißet ‚zu dem alten spital‘*. Fritsche (Friedrich) Closener's Chronik 1362, in: Die Chroniken der oberrheinischen Städte. Straßburg, Bd. 1 (Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert, Bd. 8), Leipzig 1870, Neudruck Göttingen 1961, S. 1–151, hier S. 135.

¹⁰⁶ Die ersten Jahrzehnte des 14. Jahrhunderts gehören noch zu einer ausgesprochenen Warmphase (1200–1350). Die zweite Dekade fällt insofern aus dem Rahmen.

¹⁰⁷ ABEL, Agrarkrisen und Agrarkonjunktur (wie Anm. 13), S. 49 f.

„Teuer“ waren insbesondere die Jahre von 1364 bis 1371: *Donoch in den andern joren kam missewahs und müse die die frucht verossent, das dise türunge wol 6 jor annander werte. und wenne korn underwilen abe slûg in einre ernen [...], so slûg es in dem jore wider uf [...] darzû koment ouch sterbotte.*¹⁰⁸ Widrige Wetter-Konstellationen trafen auf die einschneidenden wirtschaftlichen und sozialen Folgen der Pest. Das Massensterben ließ Höfe und Äcker, ja ganze Dörfer veröden und störte die Wirtschaftsabläufe. „Es sank der Anbau und mit dem Anbau das Angebot von Getreide“. Auf der Abnehmerseite hatten die Überlebenden durch Erbfälle und – soweit es sich um Lohnarbeiter handelte – durch Lohnsteigerungen einen finanziellen Spielraum gewonnen. „Auch das trug dazu bei, dass die Preise der Lebensmittel unmittelbar nach den Pestjahren stiegen.“¹⁰⁹

Seit den 70er Jahren des 14. Jahrhunderts mehren sich die Stimmen, die vom Anbruch guter Zeiten sprechen.¹¹⁰ Die Wirren, die die Pest im Wirtschaftsleben ausgelöst hatte, waren überwunden. Der Bevölkerungsrückgang verringerte spürbar die Nachfrage nach Lebensmitteln – ein Umstand, auf den die Landwirtschaft nicht in gleichem Maße und nur zögernd reagierte. Zwar deutete sich eine Verschlechterung des Klimas seit dem Ausgang des 14. Jahrhunderts an, doch konnte dieser Umstand die Wirkung der anderen Faktoren nicht nachhaltig mindern. Die Preise für Grundnahrungsmittel verharrten für mehr als ein Jahrhundert (bis 1526/27) auf einem niedrigen Niveau. Wurden in Straßburg für Roggen im Jahrzehnt 1381/90 durchschnittlich 49,6 Pfennig pro Rézal (Viertel) gezahlt, lag der Preis 1501/10 bei nicht mehr als 53,3 Pfennig.¹¹¹ Doch fehlten selbst in Zeiten, in denen sich die Lebensbedingungen für die Masse der Menschen zum Besseren wandten, die Notjahre nicht. Sie untermauern zum einen, dass der Nahrungsspielraum immer begrenzt war, so dass eine Sequenz von Missernten nicht aufgefangen werden konnte. Sie zeigen zum anderen, dass die Natur die Herrschaft über die Menschen behielt. Eine Reihe sehr teurer Jahre durchzieht das vierte Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts, beginnend mit dem Jahr 1430 und endend in der Hungersnot 1437/38.¹¹²

Der Umschwung zum langfristig Schlechteren begann, auf einem noch relativ niedrigen Preisniveau, mit einer Serie von Teuerungen am Ende des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts:¹¹³ 1480–1482, 1491, 1501–1503, 1511/12, 1515–1518, 1528–1533. Mögen die Jahre der

¹⁰⁸ Chronik des Jacob Twinger von Königshofen. 1400 (1415), in: Die Chroniken der oberrheinischen Städte. Straßburg, Bd. 1 und 2 (Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert, Bd. 8 und 9), Leipzig, 1870/71, Neudruck Göttingen 1961, hier Bd. 1, S. 489.

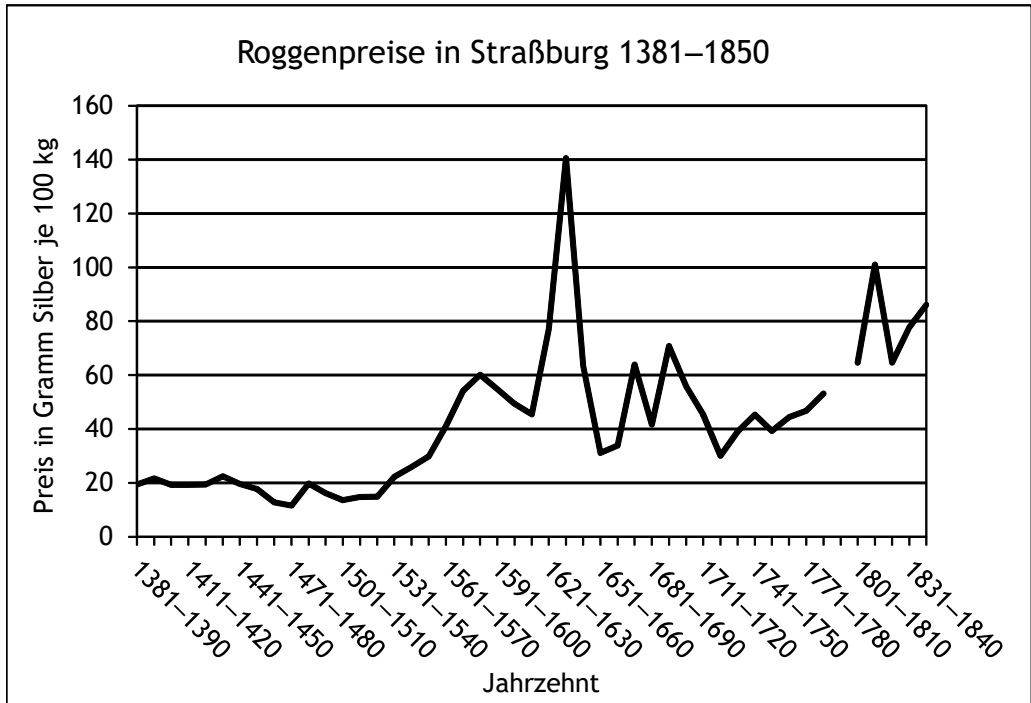
¹⁰⁹ ABEL, Agrarkrisen und Agrarkonjunktur (wie Anm. 13), S. 55. Die Löhne stiegen, weil das Angebot an Arbeitern gesunken war.

¹¹⁰ Zu 1395 heißt es: *Man hub auch an hellerbrod zu bachen, wann die pfennigwerth brod zu gross waren für einen menschen zu essen, welches zuvor nicht gewesen war*; Les chroniques de Jacques Trausch et de Jean Wencker (wie Anm. 56), Nr. 2583 (S. 6). Für die Zeit von 1340 bis 1525 siehe auch BUSZELLO, „Wohlfühle“ und „Teuerung“ (wie Anm. 72), S. 18–42.

¹¹¹ HANAUER, Études économiques (wie Anm. 71), S. 91, 94. Siehe auch die Grafik „Roggenpreise in Straßburg“, S. 138.

¹¹² Siehe oben, S. 123–129.

¹¹³ Die Teuerungen und Hungersnöte von 1480 bis 1533 sind dargestellt in BUSZELLO, Armut, Not und Pest (wie Anm. 16), S. 95–98; dazu ebd., S. 102–107, die Pestdurchzüge, die den Teuerungsjahren folgten. Siehe auch HUGO WERMELINGER, Lebensmittelteuerungen, ihre Bekämpfung und ihre politischen Rückwirkungen in Bern vom ausgehenden 15. Jahrhundert bis in die Zeit der Kappelerkriege (Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, Bd. 55), Bern 1971.



Grafik 1: Zehnjahresdurchschnitte der Roggenpreise in Straßburg 1381–1850. Nach ABEL, Agrarkrisen und Agrarkonjunktur (wie Anm. 13), S. 308.

ersten fünf Teuerungen, jeweils für sich genommen, auch nicht zu den schlimmsten Notjahren gehören, ist doch bemerkenswert, dass die Versorgungskrisen im Abstand von nur etwa zehn Jahren aufeinander folgten. Man muss annehmen, dass sich in ihnen sowohl die Klimaungunst wie das im Ausgang des 15. Jahrhunderts einsetzende Bevölkerungswachstum niederschlugen. Für den Einfluss des demografischen Faktors spricht vor allem, dass die letzte der eben genannten Teuerungen (die von 1528–1533, eine der großen Ernährungskrisen des 16. Jahrhunderts¹¹⁴) einen Preisschub auslöste, der in der Folgezeit nicht wieder unterboten wurde;¹¹⁵ offensichtlich wurde der Engpass in der Lebensmittelversorgung einer wachsenden Bevölkerung deutlich spürbar.¹¹⁶ Mit der Teuerung einher gingen Krankheiten, darunter wieder die Pest.

¹¹⁴ Rückblickend schreibt der Villingener Heinrich Hug: *die wellt gantz und gar arm und notig [war], dan die ture hatt woll 6 jar an ainander geweret. [...] Es war ain großer jomer, der handwerksman laid große nott mit im und sinen kiden [...] der fürkouff und der wucher hatt obhand in allen landen, und was alles thur, was der mensch leben sollt, nutt ußgenommen in kain weg.* Die Villingener Chronik des Heinrich Hug, hg. von CHRISTIAN RODER (Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart, Bd. 164), Tübingen 1883, S. 205–207.

¹¹⁵ Im Jahrzehnt 1531/40 stieg der Straßburger Roggenpreis im Mittel auf 93 Pfennig pro Rézal, 1541/50 auf 107,4 Pfennig pro Rézal; HANAUER, *Études économiques* (wie Anm. 71), S. 94. Siehe auch die Grafik: Getreidepreise in Deutschland, 1470–1620, bei ABEL, *Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Europa* (wie Anm. 1), S. 39, sowie die Grafik „Roggenpreise in Straßburg“ auf dieser Seite.

¹¹⁶ Angeführt sei die Gesamtdeutung dieses Zeitabschnitts bei ABEL, *Strukturen und Krisen* (wie Anm. 8), S. 121: „Vielleicht könnte man das letzte Viertel des 15. und das erste Viertel des 16. Jahrhunderts als eine Übergangsphase ansprechen, in der sich Tendenzen des langfristigen Preisabschwungs [...] mit Tendenzen

Für die nächsten 30 Jahre blieben die Menschen von schweren Teuerungen verschont. Dies dürfte eine Folge der ausgesprochen günstigen klimatischen Bedingungen gewesen sein, die die Produktivität des Bodens erhöhten. Doch wandte sich die Situation mit den 60er Jahren wieder und dauerhaft zum Schlechteren, wie eine einfache Überschlagsrechnung zeigt (s. die Tabelle).

Tabelle: Teuerungs- und Hungerjahre am Ober- und Hochrhein, bezogen auf Zeitabschnitte. (Nach den Angaben in der Statistik teurer Jahre, S. 130)

Zeitraum	Anzahl der Teuerungs- und Hungerjahre. In Klammern Extremjahre	Teuerungs- und Hungerjahre pro Jahrzehnt. In Klammern Extremjahre pro Jahrzehnt
1311–1371	14 (4)	2,3 (0,7)
1372–1479	9 (3)	0,8 (0,3)
1480–1539	19 (8)	3,2 (1,3)
1540–1559	4	2,0
1560–1619	23 (10)	3,8 (1,7)
1620–1649	12 (8)	4,0 (2,7)
1650–1669	1	0,5
1670–1718	16 (11)	3,2 (2,2)
1719–1788	11 (3)	1,6 (0,4)
1789–1815	11 (5)	4,4 (2,0)
1816–1847	8 (4)	2,7 (1,3)

Im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts veränderten sich die für die Landwirtschaft maßgebenden Klimatelemente spürbar zum Schlechteren.¹¹⁷ Die häufigen Ernteausfälle trafen auf eine „in vollem Wachstum befindliche Bevölkerung“.¹¹⁸ Die Kumulation der klimatischen und demografischen Entwicklungen führte zu schweren Krisen. Auffallend ist, dass alle Jahrzehnte im Zeitraum 1560–1620 von einer „Kette“ von Krisenjahren durchzogen sind; nur für die 90er Jahre fällt die Bilanz positiver aus. Den Höhepunkt bildeten die Hungerjahre von 1570–1574.¹¹⁹ Zu erwähnen sind aber auch die Extremjahre 1586 und 1592; und charakteristisch für das Gesamtbild der Periode sind ebenso die Jahre 1609–1614 mit Wetter- und Witterungsunst und dadurch verursachten Ernteausfällen.¹²⁰

Auch in der Geschichte der Teuerungen und Hungersnöte bildet der Dreißigjährige Krieg ein eigenes Kapitel.¹²¹ Am Beginn stehen drei außergewöhnlich teure Jahre: 1621/22/23. Sie sind das Ergebnis einer um sich greifenden Geldentwertung durch Münzmanipulation. Einmal

des langfristigen Aufschwungs verbanden, der sich im 16. Jahrhundert fortsetzte und im beginnenden 17. Jahrhundert gipfelte“.

¹¹⁷ Siehe dazu jetzt CHRISTIAN PFISTER, Weeping in the Snow. The Second Period of Little Ice Age-type Impacts, 1570–1630, in: Kulturelle Konsequenzen (wie Anm. 30), S. 31–86.

¹¹⁸ PFISTER, Klimageschichte der Schweiz (wie Anm. 15), Teilband 2, S. 104.

¹¹⁹ Siehe BUSZELLO, Armut, Not und Pest (wie Anm. 16), S. 99–101; DERS., Teuerung und Hungersnot am Ober- und Hochrhein (wie Anm. 10), S. 38–40.

¹²⁰ Siehe BUSZELLO, Armut, Not und Pest (wie Anm. 16), S. 101 f.

¹²¹ Zum Folgenden mit den Nachweisen BUSZELLO, Teuerung und Hungersnot am Ober- und Hochrhein (wie Anm. 10), S. 57. Jetzt auch ULRICH ROSSEAUX, Die Kipper und Wipper als publizistisches Ereignis (1620–1626). Eine Studie zu den Strukturen öffentlicher Kommunikation im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges (Schriften zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 67), Berlin 2001.

zur Finanzierung steigender Staatsausgaben in Gang gesetzt, entfaltete sie ein Eigenleben und erreichte ihren Höhepunkt in den „Kipper- und Wipper“-Jahren 1621–1623. Die Anbieter von Waren antworteten mit Preisen, die die Besitzer „schlechten“ Geldes nicht mehr bezahlen konnten. Erst als die Obrigkeiten reagierten, setzten wieder normale Zustände ein. Witterungsbedingt war die Teuerung der Jahre 1627/28. Das Jahr 1627 war kalt und nass; im Schwarzwald lag noch im Mai Schnee; im Juni musste man die Stuben heizen. 1628 war der Sommer nass und kalt. Darauf folgten noch einige gute Jahre, bis der große Krieg ab 1632 auch das Land am Oberrhein heimsuchte und die Not zum Dauerzustand machte. Mit dem Hunger kam wieder die Pest. Die Schweiz blieb vom direkten Kriegsgeschehen verschont. Doch stockten die Kornzufuhren aus dem Elsass und aus Schwaben; und die erhöhte Nachfrage im Reich bewirkte umgekehrt einen steigenden Export, was beides die Preise in der Eidgenossenschaft hochtrieb.

Der gewaltige Bevölkerungsverlust als Folge des Dreißigjährigen Kriegs minderte die Nachfrage nach Lebensmitteln. Zudem war das Klima der Landwirtschaft relativ (!) günstig. So hielt der Fall der Nahrungsmittelpreise, der schon in der Endphase des Krieges begonnen hatte, weiterhin an, und es entspricht der Gesamttendenz, dass die Menschen für gut zwanzig Jahre von Teuerungs- und Notjahren weitestgehend verschont blieben. Selbst wenn die Ernte witterungsbedingt gering ausfiel, vermerkten die Chronisten, dass keine spürbare Teuerung einsetzte.¹²²

Die für die Mehrzahl der Menschen positive Entwicklung brach in den 70er Jahren des 17. Jahrhunderts wieder ab. Das Land am Oberrhein wurde ein zweites Mal von einer Welle von Kriegen heimgesucht (Holländischer Krieg 1672–1679, Pfälzer Erbfolgekrieg 1688–1697, Spanischer Erbfolgekrieg 1701–1713/14).¹²³ Parallel dazu lag eine der kältesten Klimaperioden, die den Höhepunkt der „Kleinen Eiszeit“ markiert. Fehl- und Teuerungsjahre folgten dicht aufeinander. Auf ein Jahrzehnt entfielen im Zeitraum von 1670 bis 1718 im arithmetischen Mittel 3,2 Teuerungs- und Hungerjahre (für die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs beträgt die Zahl 4,0; siehe die Tabelle, S. 139).

Die Teuerungswelle von 1690–1699 reflektiert den Einfluss von Krieg und Klima auf die Lebensbedingungen der Menschen zu Ausgang des 17. Jahrhunderts.¹²⁴ Auf eine gleiche Situation treffen wir zu Beginn des folgenden Jahrhunderts: Zum Krieg kam wieder das Wetter.¹²⁵ Das Jahr 1709 wurde durch einen „Jahrhundertwinter“ eingeleitet: *Im Jahre 1709 war der grimmig kalte Winter, wie man seit dem Jahre 1684 keinen erlebt hatte.*¹²⁶ Als auf den extremen

¹²² So etwa MALACHIAS TSCHAMSER, *Annales oder Jahrs-Geschichten der Baarfüseren oder Minderen Brüdern S. Franc. ord. insgemein Conventualen genannt, zu Thann [1724], 2 Bde., Colmar 1864, hier Bd. 2, S. 598 f.*

¹²³ Zu den Kriegen am Oberrhein: HORST BUSZELLO, *Stadt und Herrschaft Lahr im „Hundertjährigen Krieg“ (1618–1714)*, in: *Geschichte der Stadt Lahr*, hg. von GABRIELE BOHNERT und DIETER GEUENICH, Bd. 2: *Vom Dreißigjährigen Krieg bis zum Ersten Weltkrieg*, Lahr 1991, S. 34–48.

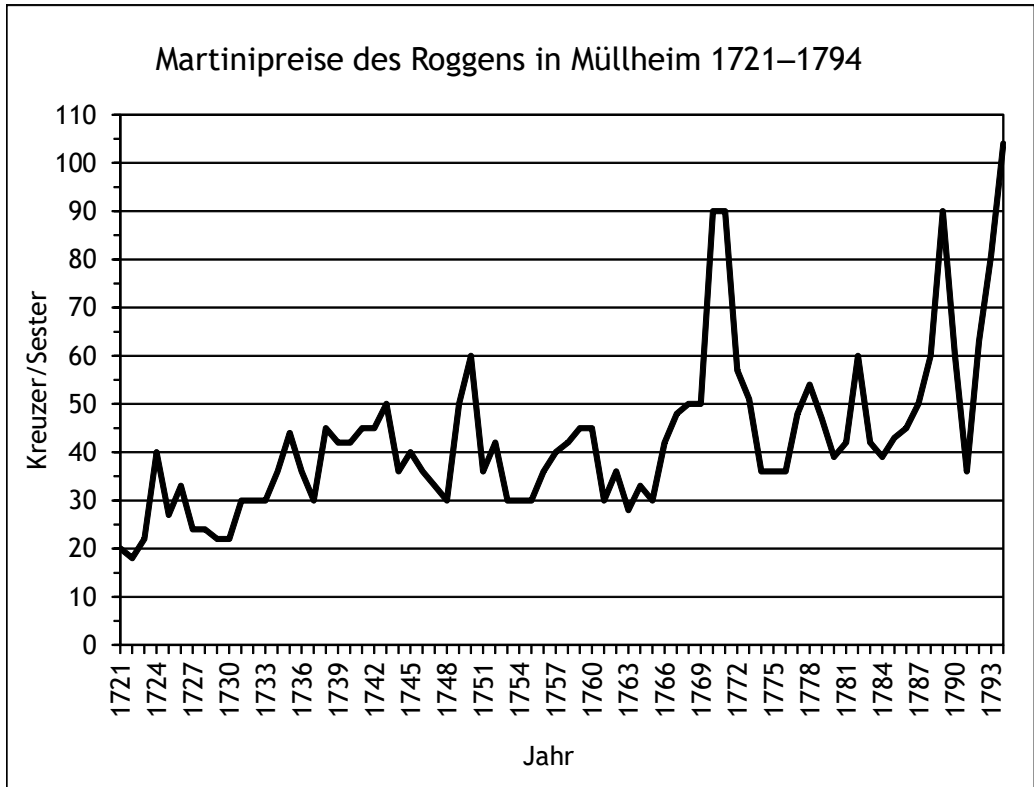
¹²⁴ Siehe dazu BUSZELLO, *Teuerung und Hungersnot am Ober- und Hochrhein* (wie Anm. 10), S. 41 f.

¹²⁵ Ebd., S. 58 f.

¹²⁶ GABRIEL WALSER, *Neue Appenzeller Chronik*, 2 Bde., Ebnat ²1825/28, hier Bd. 2, S. 291. Die Härte des Winters 1708/09 schildert Walser so: *Die Kälte [...] war so außerordentlich grimmig und heftig, daß viele Leute todt und erstarrt auf den Straßen und auch in den Betten gefunden wurden. Die Vögel, viele zahme und wilde Thiere fielen todt auf die Erde, die größten Tannen und Bäume zersprangen mit entsetzlichem Knallen, die meisten Reben aller Orten erfroren, die fruchtbaren Bäume verdarben, so daß weder Obst noch Wein wuchs.* Eine eingehende Schilderung auch bei HANS HEINRICH BLUNTSCHLI, *Memorabilia tigurina oder Merkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft Zürich*, Zürich ³1742, S. 232.

... das solicher großer hunger und not was in dem lande allenthalb ...

Winter auch noch ein nasser Sommer folgte, trieben der tatsächliche Ernteausfall und die Panikkäufe die Preise hoch. Die hohen Preise hielten auch in den folgenden Jahren an. *Das Jahr 1713 war eines von den allerbetrübtsten.*¹²⁷ Erst 1715 gaben die Preise wieder nach und fielen auf ein normales Niveau. Mit dem Ende der Kriege und einem wärmeren Klimaregime wendete sich die Lage der Menschen wieder zum Besseren.



Grafik 2: Martinipreise des Roggens in Müllheim 1721–1794. Nach ALFRED STRAUB, *Das badische Oberland im 18. Jahrhundert. Die Transformation einer bäuerlichen Gesellschaft vor der Industrialisierung* (Historische Studien, Bd. 429), Husum 1977, S. 165 f.

Spätestens in der Mitte des 18. Jahrhunderts waren die demografischen Lücken, die der Dreißigjährige Krieg im Reich hinterlassen hatte, wieder gefüllt, und in den nächsten Jahrzehnten wuchs die Bevölkerung auf eine neue Höchstmarke. Die Zahl der Armen vergrößerte sich – auf dem Land durch das Anwachsen der klein- und unterbäuerlichen Schicht, in der Stadt durch Zunahme der kleinen Handwerker, Gesellen, Tagelöhner und Arbeiter.¹²⁸ Selbst die „Mittelmänner“ des Kaiserstuhls, einer Landschaft mit ertragreichem Weinanbau, lagen nach Meinung Johann Georg Schlossers um 1770 an der unteren Grenze der Selbstversorgung: Sie stellten weder

¹²⁷ WALSER, *Neue Appenzeller Chronik* (wie Anm. 126), Bd. 2, S. 298. Dazu auch CHRISTIAN PFISTER, *Aggarkonjunktur und Witterungsverlauf im westlichen Schweizer Mittelland 1755–1797* (Jahrbuch der Geographischen Gesellschaft von Bern 1975, Beiheft 2), Bern 1975, S. 186 f.

¹²⁸ Zur Entwicklung der Sozialstruktur, auch im 18. Jahrhundert, siehe oben, S. 135 f.

rechte Ackersleute noch rechte Tagelöhner vor; sie waren gezwungen, sich zu verschulden, *um ein paar elende Mannshauet Matten zu kaufen, weil sie kein Vieh halten können und doch müssen*.¹²⁹ Die Preise für Nahrungsmittel stiegen kontinuierlich,¹³⁰ während die Löhne stagnierten. Dass die Menschen auch zwischen 1719 und 1788 Ernährungskrisen durchlebten, kann nicht verwundern. Bemerkenswert ist hingegen deren geringe Zahl. Im arithmetischen Mittel kamen auf ein Jahrzehnt 1,6 Notjahre (siehe die Tabelle, S. 139). Offensichtlich hatten die Innovationen in der Landwirtschaft die Lebensmittelversorgung selbst einer wachsenden Bevölkerung, wenn auch auf niedrigem Niveau, stabilisiert. Ein der Landwirtschaft günstiges Klima tat ein Übriges; die Krisenjahre 1739–1741 und 1770–1772¹³¹ fielen in kürzere Phasen schlechter Witterungsbedingungen.

In den gut zwei Jahrzehnten von ca. 1789 bis 1815 überschneidet sich witterungsbedingter Misswachs mit den direkten und indirekten Folgen der Französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege. Die Zahl der Krisenjahre stieg. Der Winter 1788/89 war sehr kalt, der folgende Frühling rau. *Als sich auf das Frühjahr 1790 Mangel an Kornfrüchten erzeugte, so rottete sich das liederliche Gesindel zusammen und hielt die Fruchtfuhren auf den Straßen an [...] da gab die Obrigkeit den Bürgern Korn um einen billigen Preis, auch den benachbarten Armen ließ sie Sesterweis zukommen*.¹³² Nach zwei Jahren mit ungewöhnlich heißen Sommern (1793, 1794) und einem Jahr mit kalt-trockenem Winter (1795) berichtet Ignaz Speckle, Abt des Klosters St. Peter bei Freiburg, zum Jahr 1796: *Jammer und Mangel ist groß und alle Viktualien werden sehr teuer*. Für das Jahr 1800 beklagt er die große Trockenheit im Sommer: *Bei den Lasten des Krieges ist die Tröckne eine große Plage*. Der Winter 1801/02 war streng, der Juli 1802 kalt und nass, der August heiß und trocken; der Misswachs allgemein. Das Jahr 1805 brachte einen nass-kalten Sommer und ungünstigen Herbst: *Zudem ist die Witterung äußerst schlecht. [...] Das Elend, der Druck ist dermal größer als noch immer in vorigen Kriegsjahren*. 1811 stiegen die Brotfrüchte wegen der langen Trockene [...] *sehr im Preise*; nur der Wein geriet vorzüglich. 1812 beklagt sich Ignaz Speckle über die in Baden eingeführte *Akzis oder die Besteuerung aller menschlicher Bedürfnisse*. Dem trocken-kalten Winter 1813 folgten ein kalter März und ein regnerischer Juli mit Überschwemmungen; zudem litt das Land, so der Abt, unter der *ungeheuren Anzahl durchziehender Truppen aller Nationen [...] Höfe und Dorfschaften sind aufgezehret, viele Häuser verlassen*.¹³³

¹²⁹ Zitiert nach ALBRECHT STROBEL, *Agrarverfassung im Übergang. Studien zur Agrargeschichte des badi-schen Breisgaus vom Beginn des 16. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts* (Forschungen zur oberrhein-schen Landesgeschichte, Bd. 23), Freiburg/München 1972, S. 127.

¹³⁰ Dazu DREYFUS, *Beitrag zu den Preisbewegungen im Oberrheingebiet im 18. Jahrhundert* (wie Anm. 71), S. 245–256. Zum Leben im 18. Jahrhundert siehe jetzt auch SUSANNE HOFFMANN, *Armut und Armenpflege im 18. Jahrhundert aus der Sicht des Armen Mannes im Tockenurg*, in: *Armut und Fürsorge in der frü-hen Neuzeit* (wie Anm. 18), S. 177–192.

¹³¹ BUSZELLO, *Teuerung und Hungersnot am Ober- und Hochrhein* (wie Anm. 10), S. 42–44, 59. Siehe auch CLEMENS ZIMMERMANN, *Obrigkeitliche Krisenregulierung und kommunale Interessen: Das Beispiel Würt-temberg 1770/71*, in: *Der Kampf um das tägliche Brot. Nahrungsmangel, Versorgungspolitik und Protest 1770–1990*, hg. von MANFRED GAILUS und HEINRICH VOLKMANN (Schriften des Zentralinstituts für Sozi-alwissenschaftliche Forschung der Freien Universität Berlin, Bd. 74), Opladen 1994, S. 107–131.

¹³² MATHEUS MIEG, *Der Stadt Mülhausen Geschichte bis zum Jahr 1816*, 1. Theil, Mülhausen 1816, S. 350.

¹³³ Alle Zitate von Ignaz Speckle aus: *Das Tagebuch von Ignaz Speckle, Abt von St. Peter im Schwarzwald*, hg. von URSMAR ENGELMANN, 2 Bde., Stuttgart 1965 und 1966, Bd. 1, S. 102, 358, Bd. 2, S. 110 f., 390, 394, 446.

... das solicher großer hunger und not was in dem lande allenthalb ...

In meteorologischer Hinsicht nimmt das Jahr 1816, das „Jahr ohne Sommer“, eine Sonderstellung ein. Die Ursache für die extrem widrige Witterung war der Ausbruch des Vulkans Tambora in Indonesien im April 1815. Der in der Stratosphäre gesammelte gewaltige Staubschleier „verminderte den Einfluss der Sonnenstrahlung, bewirkte eine Abkühlung der Erde und verzerrte die Muster der globalen Windzirkulation“.¹³⁴ Die Folge waren ein langer, schneereicher Winter 1815/16, Kälte, Regen und Überschwemmungen im Sommer 1816 sowie ein erneuter früher Wintereinbruch. Die Ernte missriet, die Preise stiegen, der Hunger herrschte. Zu Beginn des Jahres 1817 schrieb Ignaz Speckle in sein Tagebuch:¹³⁵ *Das neue Jahr öffnet traurige Aussichten. Aus allen Provinzen höret man Jammer über außerordentliche Teuerung und Mangel. Man befürchtet bis im Sommer große Not. [...] Auf unserm Schwarzwald wurden die Früchte an sehr vielen Orten nicht reif. Größtenteils konnte auch das meiste nicht eingeheimst werden, weil der Winter zu früh einfiel. Noch itzt, am 11. Hornung, da ich dieses schreibe, liegen Haber und Erdbirnen noch an vielen Orten unter dem Schnee und die eingeschnittenen Erdbirnen sind nicht reif.*

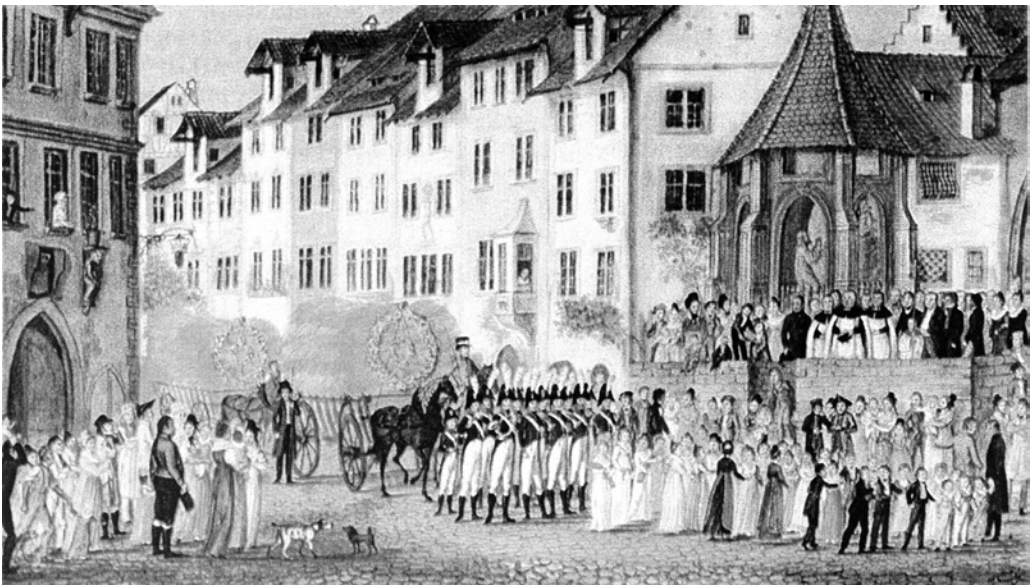


Abb. 6: „So dankten nach einer schrecklichen Teuerung die Einwohner Überlingens voll Freude dem Allgütigen für die Erstlinge seines Vatersegens d. 4. August 1817.“ Gemälde von Johann Sebastian Dirr (1766–1830), Städtisches Museum Überlingen.

¹³⁴ HUBERT H. LAMB, Klima und Kulturgeschichte. Der Einfluss des Wetters auf den Gang der Geschichte (Rowolts Enzyklopädie. Kulturen und Ideen, Bd. 478), Reinbeck bei Hamburg 1989, S. 272 f. Auch MANFRED VASOLD, Der Ausbruch des Tambora (Indonesien) im April 1815 und die Agrarkrise in Europa 1816/17, in: Geographische Rundschau 52 (2000), Heft 12, S. 56–60.

¹³⁵ Das Tagebuch von Ignaz Speckle (wie Anm. 133), Bd. 2, S. 539. Auch MARTIN OCHSNER, Das Hungerjahr 1817 im Lande Schwyz [...], in: Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz 18 (1907), S. 164–180.

Die letzte Hungersnot „alten Typs“ fällt in die Jahre 1846/47.¹³⁶ Bereits 1845 war ein Teil der Kartoffelernte auf Grund der grassierenden Kartoffelfäule, begünstigt durch einen regen- und gewitterreichen Sommer, ausgefallen: [...] *im Sommer gab es viele Gewitter und Regen. Die Kartoffeln geriethen zwar in einigen Gegenden wohl, aber an vielen Orten zeigte sich in diesem Gewächse eine bisher nie gekannte Krankheit. Die Kartoffeln bekamen nämlich schwarze Flecken, gerieten schnell in Fäulniß und wurden ungenießbar.*¹³⁷ 1846 zeigte sich die Kartoffelfäule erneut, zudem gab es eine Fehlernte beim Getreide: *Ein schöner aber sehr trockener Sommer und vielversprechende Kornfelder, ließen dieses Jahr auf eine reiche Ernte zählen; alles wurde gut eingesammelt; beim Dreschen zeigten sich die Früchte von sehr guter Qualität, gaben aber wenig Korn. Weil nun unglücklicher Weise die Kartoffelkrankheit sich wieder stark eingestellt hatte, und der Kornvorrath von 1845 beinahe aufgezehrt war, so fieng bald nach der Ernte eine Preiserhöhung im Weizen und andern Getreidesorten sich einzustellen [an].*¹³⁸ In Straßburg und Mülhausen stieg der Preis für Weizen um 50, für Roggen um 100 Prozent (1847, bezogen auf 1845).¹³⁹

In diesem Kapitel habe ich die kurzfristigen Ernährungskrisen in einen länger- bis langfristigen gesellschaftlichen und natürlichen Gesamtzusammenhang eingeordnet, in den Kampf des Menschen mit seinesgleichen und mit der Natur. Bevölkerungsgröße, Struktur der Gesellschaft, Klima, agrarisches Nutzungssystem sowie Kriegsereignisse sind die wichtigsten länger- bis langfristig prägenden Faktoren.¹⁴⁰ Eines dürfte dabei deutlich geworden sein: Teuerungen und Hungersnöte, so unberechenbar jede einzelne von ihnen die Menschen überfiel, waren in ihrer Häufigkeit und Schwere immer auch Ausdruck und Folge eines „dauernden“ natürlichen und gesellschaftlichen „Systems“, eines übergreifenden Gesamtzusammenhangs. Oder in den Worten von Michel Mollat: „So zerstörerisch sich Pest, Hunger und Krieg auch auswirken mochten, so bildeten sie [je für sich genommen] doch nur Stationen auf dem Kreuzweg der Armut.“¹⁴¹

8. Ein Nachwort

Die Frage, in welchem Ausmaß es in den vorindustriellen Jahrhunderten gelang, die Menschen ausreichend zu ernähren, war lange Zeit kein Thema der deutschen Geschichtsforschung.¹⁴² Erst

¹³⁶ Dazu auch ABEL, Massenarmut im vorindustriellen Europa (wie Anm. 1), S. 359–388; R[AINER] WIRTZ, Der „ohnehin notleidende“ Odenwald, in: Bericht über die 35. Versammlung deutscher Historiker in Berlin (wie Anm. 79), S. 142–144; MARIA VERONIKA MILTENBERGER, Das Brot des armen Mannes – von den Ernährungsbedingungen im 19. Jahrhundert, in: Badische Heimat 80 (2000), S. 385–398 (zu Waldshut). Zur „Trendwende“ in der Nahrungsmittelversorgung nach der Mitte des 19. Jahrhunderts siehe ULRICH KLUGE, Hunger – ein zeitloses Thema, in: Freiburger Universitätsblätter 96 (Mai 1987), S. 15–40, hier S. 22–30.

¹³⁷ Chronikalische Auszüge über Mülhausen, vom Jahr 1220 bis 1848 [...], Mülhausen 1848, S. 169 f.

¹³⁸ Ebd., S. 170 f.

¹³⁹ HANAUER, Études économiques (wie Anm. 71), S. 87, 100.

¹⁴⁰ Welchen Anteil sie jeweils an den längerfristigen Schwankungen der Ernährungslage sowie auch an den kurzzeitigen Krisen und Nöten hatten, war im knappen Überblick nicht zu bestimmen.

¹⁴¹ MICHEL MOLLAT, Die Armen im Mittelalter, München 1984, S. 187.

¹⁴² Im Jahr 1900 schrieb CURSCHMANN, Hungersnöte im Mittelalter (wie Anm. 20), S. 1: „Eine eingehende Behandlung der mittelalterlichen Hungersnöte, wie sie die vorliegende Arbeit geben will, kann vielleicht als ein etwas sonderbares Thema erscheinen“. Und Ulrich Kluge noch 1987: „Kollektiver Hunger, Ernährungskatastrophen und Strukturen öffentlicher Versorgung blieben in den geisteswissenschaftlichen Diszip-

der grundlegende Paradigmen-Wechsel, der sich in der (bundes-)deutschen Geschichtswissenschaft seit dem Ausgang der 50er Jahre des vergangenen Jahrhunderts vollzog, brachte auch auf diesem Gebiet eine Änderung.¹⁴³ Eine „neue Geschichte“ war angetreten, den „Würgegriff“ der bis dahin unbeschränkt herrschenden politischen Geschichte zu brechen. Sie erhob den Anspruch, die geschichtliche Wirklichkeit nicht nur anders, sondern auch besser, tiefer erklären zu können als die politische Geschichte mit ihrer, so der Vorwurf, Fixierung auf Vorgänge an der bloßen Oberfläche des Geschehens.

Die neue Ausrichtung der Geschichtswissenschaft wird am deutlichsten in der Wahl der Forschungsgegenstände. Nicht herausragende Individuen, „große Männer“ als selbstbestimmte Akteure des Geschehens stehen im Mittelpunkt der Betrachtung, sondern Kollektive, Gruppen, „Massen“. Nicht Ereignisse als kurzzeitiges, momenthaftes Geschehen sind Gegenstand der Forschung, sondern Zustände, Prozesse und Strukturen von langer Dauer. Zugleich verlagerte sich die Blickrichtung der Geschichtswissenschaft, die ja eine Geschichte vom Menschen ist und bleiben wollte, von „oben“ nach „unten“, von den Ausnahmestalten und Helden hin zum namenlosen „kleinen Mann“, der Geschichte mehr erleidet als gestaltet. Das Interesse galt dem unspektakulären alltäglichen Leben mit seinen materiellen und geistigen Anforderungen und Bewältigungsstrategien.

In einer so aufgestellten neuen Geschichtswissenschaft fand auch das Thema „Ernährungslagen und Ernährungskrisen in vorindustrieller Zeit“ – oder: Hunger als Massenphänomen – seinen Stellenwert und seine Akzeptanz. „Teuerungen“ und „Hungersnöte“, so wissen wir heute, gehörten zur schmerzlichen Erfahrung der Mehrheit der Menschen in allen früheren Jahrhunderten, auch in der von der Natur bevorzugten Landschaft am Ober- und Hochrhein.

Von den Ernährungskrisen führt ein kurzer Weg zu Wetter, Witterung und Klima, d. h. zu natürlichen Umweltfaktoren in ihrer Bedeutung für das Leben der Menschen in früherer Zeit.¹⁴⁴ Widriges Wetter führte immer wieder zu Minderernten, mit der Folge steigender Preise bis hin zu „Teuerung“ und „Hungersnot“. Ein sich – in Schwankungen – änderndes Klima (gleichbedeutend mit einer mehr oder weniger großen Häufigkeit bestimmter Wetterlagen) war eine, wenn auch nicht die einzige Ursache dafür, dass sich „Teuerungen“ und „Hungersnöte“ zu Zeiten mehr, zu Zeiten weniger oft einstellten. Und auch das war eine Forderung der neu ausgerichteten Geschichtswissenschaft: den Menschen in seinem Verhältnis zur ihn umgebenden Natur, zur natürlichen Umwelt zu sehen.

linien deutscher und anderer europäischer Universitäten bislang Randgebiete“; KLUGE, Stichworte zum Heft, in: Freiburger Universitätsblätter (wie Anm. 136), S. 11–13, hier S. 11. Auch SCHUBERT, Essen und Trinken im Mittelalter (wie Anm. 2), S. 33: „Die Geschichte des Hungers ist zum großen Teil ungeschrieben. Die Hungernden schreiben selten Geschichte und die Historiker sind selten hungrig.“

¹⁴³ Siehe dazu etwa PETER BURKE, Die „Annales“ im globalen Kontext, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften I (1990), S. 9–24; REINHARD SIEDER, Was heißt Sozialgeschichte, in: ebd., S. 25–48.

¹⁴⁴ „Weder Hungersnöte noch Teuerungen haben allein ökonomische Ursachen; sie sind [auch] nicht schlichtweg aus der sozialen Ungleichheit abzuleiten. Die von der Natur gewährte Nahrungsdecke ist zu kurz: physische Ursachen.“ So SCHUBERT, Essen und Trinken im Mittelalter (wie Anm. 2), S. 34.

„Das Erhabene giebt der Seele die schöne Ruhe ...“

Johann Wolfgang Goethe im jurassischen Moutier (Herbst 1779)¹

Michael Bärmann

In dankbarer Erinnerung an Professor Hermann Brommer

1. Goethe heute

„Goethe war, glaube ich, ein ziemlich wichtiger deutscher Dichter. Er lebt schon lange nicht mehr. Es gibt viele schöne Gedichte von ihm, die, soviel ich weiß, manchmal sehr kunstvoll gereimt sind. Sie wirken zwar altertümlich, und man versteht sie auch nicht immer gleich auf Anhieb, trotzdem werden manche dieser Texte vor allem von älteren Leuten heute noch auswendig aufgesagt, zum Beispiel auf Hochzeiten, bei Geburtstagsfeiern oder bei anderen festlichen Anlässen.“

Die grellbunte Palette solcher und ähnlicher Antworten von Schülerinnen und Schülern selbst auf Oberstufenniveau auf die Frage, wer Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) gewesen sei, ließe sich beliebig erweitern. Dabei ist das eigentlich Erstaunliche an derlei Spontanentgegnungen seitens der ‚Generation Facebook‘ weniger deren offensichtliche Unbekümmertheit, sondern vielmehr der Umstand, dass der Dichterstürm vergangener Tage inzwischen überhaupt noch als Bestandteil des thematischen Spektrums des Deutschunterrichtes wahrgenommen wird und sein literarisches Werk in den Schulzimmern nach wie vor sogar weitgehend widerspruchsfrei auf eine gewisse Akzeptanz stößt. Während aber – unser Eingangszitat hat bereits darauf hingedeutet – nach wie vor einzelne Vertreter der Großelterngeneration nicht selten in der Lage sind, ganze Goethe-Gedichte, ja sogar längere Dramenauszüge mehr oder weniger fehlerfrei und zuweilen auch mit gehörigem Pathos zu deklamieren, muss es den ins schulische Tagesgeschäft eingebundenen Lehrer von heute schon ins postrevolutionäre Südtunesien verschlagen, um auf einem holprigen ‚Transfer‘ vom unweit der Wüste gelegenen ‚Resort‘ zum entfernten Provinzflughafen einen Meilenstein lyrischen Schaffens wie etwa das berühmte „Willkommen und Abschied“ („Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!“)² vom scheppern-

¹ Der vorliegende Beitrag entstand größtenteils während des Sommers 2011, im Anschluss an eine vertiefte ‚Lernreflexion‘, welche die Schullektüre von Goethes „Werther“ betraf. Es ist mir an dieser Stelle eine mehr als angenehme Pflicht, den Kursteilnehmenden des Ausbildungs-‚Strangs‘ maturité professionelle commerciale bilingue post-CFC/zweisprachige kaufmännische Berufsmatura Post-EFZ (Fach: 1. Landessprache Deutsch) an der Ecole professionnelle commerciale Fribourg (Kaufmännische Berufsfachschule Freiburg) für zahlreiche Anregungen, weiterführende Hinweise, konstruktive Kritik, nicht zuletzt aber auch vor allem für die fortgesetzte Aufmerksamkeit und aktive Teilnahme am Unterricht, meinen herzlichen Dank abzustatten.

² Einführende Literatur zu diesem wohl im Frühjahr 1771 entstandenen sogenannten Sessenheimer Lied (benannt nach dem bei Hagenau/Hagenau gelegenen unterelsässischen Dorf Sessenheim, das 1770/71 quasi als Bühne für die Idylle zwischen dem Strassburger Studenten Goethe und der Pfarrerstochter Friederike Brion [1752–1813] diente): GERO VON WILPERT, Goethe-Lexikon (Kröners Taschenausgabe, Bd. 407), Stuttgart

den Lautsprecher eines nur notdürftig klimatisierten Überlandtransportmittels, dessen Radioempfangsanlage zur allgemeinen Verblüffung der Passagiere auf einen nicht ganz akzentfreien deutschsprachigen Sender eingestellt ist, dargeboten zu bekommen.³

Kein Zweifel: Im Rahmen des modernen Schulbetriebs hat die Präsenz des ‚Olympiers‘ schon seit geraumer Zeit nahezu eine Art Schwundstufe erreicht. Umso größer war das Stirnrunzeln, das, wie glaubhaft versichert wurde, ein allem Anschein nach durchaus ernst gemeinter Vorschlag erzeugte, der während des Winterhalbjahrs 2009/10 im zweisprachigen Fribourg zunächst auf eine gewisse Zurückhaltung stieß: Der auf den ersten Blick doch eher befremdlich anmutende Buchtitel „Die Leiden des jungen Werthers“ schien es aus unerfindlichen Gründen einer kleinen Gruppe von Maturandinnen und Maturanden derart angetan zu haben, dass man den Entschluss fasste, die Erstfassung dieses 1774 entstandenen und noch im Herbst des gleichen Jahres erstmals im Druck erschienenen Briefromans im Rahmen des regulären Deutschunterrichts zur gemeinsamen Lektüre vorzuschlagen,⁴ ein Ansinnen, dem alsbald stattgegeben wurde. Es kam, was kommen musste: Ungeachtet der relativ einfachen, an sich leicht verständlichen und insgesamt überschaubaren Tektonik dieses Epoche machenden Werkes erwies sich die Auseinandersetzung mit Form und Inhalt als ungemein schwieriges Unterfangen, das selbst unter Zuhilfenahme der einschlägigen Sekundärliteratur alles andere als einfach war, zumal die besagte Beschäftigung mit dem „Werther“ quasi frei von literaturgeschichtlichen Vorkenntnissen erfolgte.⁵

1998, S. 143 f., 1194 f. Zu den „Sesenheimer Liedern“ als solchen siehe ebd., S. 986 f. Texte und Kommentare: JOHANN WOLFGANG GOETHE, Gedichte 1756–1799, hg. von KARL EIBL (Johann Wolfgang Goethe, Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche, Bd. I.1; Bibliothek deutscher Klassiker, Bd. 18), Frankfurt a. M. 1987, S. 128 f., 283, 837 ff., 1014. Zur Interpretation siehe etwa GERHARD KAISER, Augenblicke deutscher Lyrik. Gedichte von Martin Luther bis Paul Celan (insel taschenbuch, Bd. 978), Frankfurt a. M. 1987, S. 117–144, 411–416. (Die jüngeren Auflagen dieses inzwischen leider vergriffenen Werkes waren mir bedauerlicherweise nicht zugänglich).

³ So geschehen am 23. Juli 2011.

⁴ Für den Schulunterricht bietet sich aus mehreren Gründen, auf die im vorliegenden Rahmen schon aus Platzgründen nicht eingegangen werden kann, folgende Leseausgabe an: JOHANN WOLFGANG GOETHE, Die Leiden des jungen Werthers. Erste Fassung 1774 (Reclams Universal-Bibliothek, Bd. 18632), Stuttgart 2009. Hierzu vgl. die ausführlich kommentierte Ausgabe in: JOHANN WOLFGANG GOETHE, Die Leiden des jungen Werthers. Die Wahlverwandtschaften. Kleine Prosa. Epen, in Zusammenarbeit mit CHRISTOPH BRECHT hg. von WALTRAUD WIETHÖLTER (Johann Wolfgang Goethe. Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche, Bd. I.8; Bibliothek deutscher Klassiker, Bd. 109), Frankfurt a. M. 1994, S. 9–267 (Text), 909–972 (Kommentar) (bietet einen übersichtlichen Paralleldruck der Fassungen von 1774 und 1787).

⁵ Hierzu siehe etwa folgende vor allem im schulischen Rahmen verwendete Einführungen (Auswahl): RÜDIGER BERNHARDT, Erläuterungen zu Johann Wolfgang Goethe. Die Leiden des jungen Werther (Königs Erläuterungen und Materialien, Bd. 79), Hollfeld⁶2009; MARIO LEIS, Johann Wolfgang Goethe. Die Leiden des jungen Werther (Lektüreschlüssel für Schülerinnen und Schüler; Reclams Universal-Bibliothek, Bd. 15312), Stuttgart 2008; KURT ROTHMANN, Johann Wolfgang Goethe. Die Leiden des jungen Werther. Erläuterungen und Dokumente (Reclams Universal-Bibliothek, Bd. 8113), Stuttgart 2005; MICHAEL RUMPF, Johann Wolfgang Goethe. Die Leiden des jungen Werther. Inhalt, Hintergrund, Interpretation (mentor Lektüre Durchblick, Bd. 322), München 2005. Weiter: VON WILPERT, Goethe-Lexikon (wie Anm. 2), S. 614–618; W[ERNER] KEL[LER] und [REDAKTION] K[INDLERS] N[EUES] L[ITERATUR] L[EXIKON], Art. ‚Die Leiden des jungen Werthers‘, in: Kindlers Neues Literatur Lexikon, Bd. 6, München 1989, S. 483–487.

2. Goethe in der Schweiz

Was tun in einer derartigen Situation? Eigenartigerweise zeigte man sich selbst angesichts einer geradezu beklemmenden Fülle interpretatorischer Herausforderungen alles andere als verlegen, sind doch, wie sich rasch ergab, für Goethes ‚Werther‘ stofflich-thematische ‚Ausläufer‘ nachweisbar, die gerade im Schweizer Raum zumindest punktuell Deutungsmöglichkeiten bieten, welche nicht zuletzt dem modernen Leser, der sich häufig durch eine relativ große Mobilität auszeichnet, zusätzliche Perspektiven eröffnen. Dabei gewähren vor allem Zeugnisse, die ursprünglich im Kontext der sogenannten Zweiten Schweizer Reise Goethes (12.09.1779–14.01.1780)⁶ anzusiedeln sind, einige interessante Einblicke auch und vor allem in die Übergangsphase zwischen den literarischen Epochen des Sturm und Drang (ca. 1767–1785)⁷ und der Klassik (ab ca. 1785).⁸ In diesem Zusammenhang ist besonders der Text eines Privatbriefes hervorzuheben, der im heute zum Kanton Bern gehörenden Jura, genauer in Moutier (Münster) entstand. Im Vorfeld einer näheren Inaugenscheinnahme dieses Schreibens sei das biografisch-werksgeschichtliche Umfeld des besagten Textzeugnisses kurz skizziert.⁹

September 1779: Fünf Jahre nach der Veröffentlichung des „Werther“-Romans und nur wenige Tage nachdem Herzog Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach (1757–1828)¹⁰ dem soeben erst dreißig Jahre alt gewordenen Johann Wolfgang Goethe den Titel eines Geheimen Rates verliehen hat, macht sich in der thüringischen Residenzstadt Weimar eine illustre Reisesgesellschaft auf den Weg in Richtung Frankfurt am Main. Als Zielort dieser Reise ist zunächst Düsseldorf vorgesehen. Goethe und sein herzoglicher Dienstherr werden auf ihrem Weg nicht nur von Oberforstmeister und Kammerherr Otto Joachim Moritz von Wedel (1752–1794), sondern auch von Goethes Diener Philipp Seidel (1755–1820), dem Kammerdiener Johann Conrad Wagner (1737–1802) und dem Weimarer Reitknecht und Jäger Johann Friedrich Blochberg begleitet.¹¹ Die Reiseroute führt zunächst über Schloss Ettersburg (Jagdschloss am

⁶ Einführende Literatur zu Goethes Schweizer Reisen: ROSMARIE ZELLER, Art. ‚Goethe, Johann Wolfgang von‘, in: *Historisches Lexikon der Schweiz*, Bd. 5, Basel 2006, S. 512; VON WILPERT, *Goethe-Lexikon* (wie Anm. 2), S. 972 ff., bes. S. 973; CHRISTOPH SIEGRIST, Art. ‚Schweiz‘, in: *Goethe-Handbuch*, Bd. 4/2. Personen, Sachen, Begriffe. L–Z, hg. von HANS-DIETRICH DAHNKE und REGINE OTTO, Stuttgart/Weimar 1998, S. 968–972. Weiter: CLAUDE REICHLER, *Entdeckung einer Landschaft. Reisende, Schriftsteller, Künstler und ihre Alpen*, aus dem Französischen von Rolf Schubert, Zürich 2005, passim; ADOLF MUSCHG, *Von einem, der auszog, leben zu lernen. Goethes Reisen in die Schweiz* (Bibliothek der Lebenskunst), Frankfurt a. M. 2004; BARBARA SCHNYDER-SEIDEL, *Goethe in der Schweiz: anders zu lesen. Von der Wahrheit in der Dichtung* letztem Teil, Bern/Stuttgart 1989; *Le voyage en Suisse. Anthologie des voyageurs français et européens de la Renaissance au XX^e siècle*, édition établi et présentée par CLAUDE REICHLER et ROLAND RUFFIEUX (Bouquins), Paris 1998, S. 404–444.

⁷ Zur Epoche des Sturm und Drang siehe etwa GERO VON WILPERT, *Sachwörterbuch der Literatur* (Kröners Taschenausgabe, Bd. 231), Stuttgart, 7. verbesserte und erweiterte Aufl. 1989, S. 901–905.

⁸ Einführendes zur Epoche: ebd., S. 455 ff.

⁹ Zum Folgenden siehe etwa die übersichtliche und detaillierte Zusammenstellung in: ROSE UNTERBERGER, *Die Goethe-Chronik*, Frankfurt a. M./Leipzig 2002, S. 74–78. Weiter: ROBERT STEIGER, *Goethes Leben von Tag zu Tag. Eine dokumentarische Chronik*, Bd. 2: 1776–1788, München/Zürich 1983, S. 214–269, bes. S. 221 f.

¹⁰ Zu ihm siehe etwa wieder VON WILPERT, *Goethe-Lexikon* (wie Anm. 2), S. 164 f.

¹¹ Zu den genannten Personen siehe wieder VON WILPERT, *Goethe-Lexikon* (wie Anm. 2), S. 980 f., 1138, 1154, wobei darauf hinzuweisen ist, dass zur historischen Persönlichkeit Johann Friedrich Blochbergs kaum nähere Informationen vorliegen. Der Name des Bediensteten erscheint zunächst im sogenannten *Fourierbuch* zur Hofhaltung Herzog Carl Augusts (Thüringisches Hauptstaatsarchiv Weimar, Hofmarschallamt

Fuß des Ettersberges, nördlich von Weimar), Erfurt, Gotha, Eisenach, Kassel und Fulda und endet vorläufig in Frankfurt, wo die Gruppe für einige Tage im Elternhaus des Dichters einquartiert wird. Allerdings werden bereits im Vorfeld des Aufenthaltes in Goethes Heimatstadt, zwischen Friedberg (nördlich von Frankfurt) und Frankfurt, die Reisepläne über den Haufen geworfen: Statt, wie ursprünglich vorgesehen, mit dem Schiff nach Düsseldorf zu reisen, fasst man den Entschluss, der Schweiz einen ausgedehnten Besuch abzustatten, und setzt von Frankfurt aus den Weg über Eberstadt (bei Darmstadt), Heidelberg, Schwetzingen, Speyer, Rheinzaubern und Seltz fort. Nach kurzen Abstechern nach Sessenheim, wo Goethe seine verflissene Jugendliebe, die elsässische Pfarrerstochter Friederike Brion (1752–1813),¹² wiedersieht, Straßburg, wo der Dichter seine einstige Verlobte Lili Schönemann (1758–1817)¹³ aufsucht, und Emmendingen, wo Goethes Schwager Johann Georg Schlosser (1739–1799)¹⁴ mit seiner zweiten Frau (seit 1778), Johanna geb. Fahlmer (1744–1821),¹⁵ lebt, erreicht die Reisegesellschaft am 1. Oktober 1779 Basel, wo sie im Gasthof „Zu den Drei Königen“ unterkommt.¹⁶ Bereits zwei Tage später, am 3. Oktober, wird die nächste Etappe der Reise in Angriff genommen. Über die einzelnen Stationen dieses nachfolgenden Abschnitts unterrichtet uns ausführlich das bereits erwähnte Schreiben Goethes, das allerdings nicht in Form eines Autografs des Dichters, sondern lediglich als Niederschrift seines Bediensteten Philipp Seidel überliefert ist.

Nr. 4528 [Zeitraum: 1. Januar–31. Dezember 1779], S. 178), das inzwischen auch online verfügbar ist: http://archive.thulb.uni-jena.de/ThHStAW/receive/ThHStAW_file_00000028. Hier wird *Reitknecht Blochberg* als Mitglied der Reisegruppe namentlich aufgeführt. Hierzu vgl. die Teiledition in: STEIGER, Goethes Leben von Tag zu Tag (wie Anm. 9), S. 214 (betr. 11. September 1779), sowie den Kommentar zu Goethes „Briefen aus der Schweiz“, der Blochbergs Namen falsch wiedergibt: JOHANN WOLFGANG GOETHE, Campagne in Frankreich. Belagerung von Mainz. Reiseschriften, hg. von KLAUS-DETLEF MÜLLER (Johann Wolfgang Goethe. Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche, Bd. I.16; Bibliothek deutscher Klassiker, Bd. 107), Frankfurt a. M. 1994, S. 717 (*Hermann Blomberg*). Zugriff auf weitere Belege zu Blochberg bietet neuerdings: Goethes Leben von Tag zu Tag. Generalregister. Namenregister – Register der Werke Goethes – Geographisches Register, hg. von SIEGFRIED SEIFERT, Gesamtedaktion SIEGFRIED SEIFERT, Redaktion des Namenregisters DORIS KUHLES, Berlin/Boston 2011, S. 37 (betr. 1779). Für entsprechende Auskünfte und weiterführende Hinweise danke ich Frau Dr. Ulrike Müller-Harang (Klassik Stiftung Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv). Zu Philipp Friedrich Seidel, der uns im Kontext des Briefes vom 3. Oktober 1779 (s. u.) noch beschäftigen wird, siehe auch CHRISTA RUDNIK, Art. ‚Seidel, Philipp Friedrich‘, in: Goethe-Handbuch (wie Anm. 6), S. 974 f.

¹² Zu ihr siehe bereits oben, Anm. 2.

¹³ Zu ihr siehe wieder VON WILPERT, Goethe-Lexikon (wie Anm. 2), S. 954 f. Lili (eigentlich: Anna Elisabeth) war seit 1778 mit dem Freiherrn Bernhard Friedrich (Bernard Frédéric) von Türckheim (1752–1831) verheiratet, der in Straßburg als Bankier tätig war und 1792 Bürgermeister wurde.

¹⁴ Zu ihm siehe wieder VON WILPERT, Goethe-Lexikon (wie Anm. 2), S. 948 f. Weiter: HANS-CHRISTOF KRAUS, Art. ‚Schlosser, Johann Georg‘, in: Neue Deutsche Biographie 23 (2007), S. 101 f.

¹⁵ Zu ihr siehe wieder VON WILPERT, Goethe-Lexikon (wie Anm. 2), S. 297. Goethes Schwester Cornelia Friederike Christiane (geb. 1750) hatte Schlosser 1773 geheiratet, war dann aber bereits im Juni 1777 gestorben. Siehe VON WILPERT, Goethe-Lexikon (wie Anm. 2), S. 393 f. Weiter: SIGRID DAMM, Cornelia Goethe, Frankfurt a. M. 1988.

¹⁶ STEIGER, Goethes Leben von Tag zu Tag (wie Anm. 9), S. 221. Diese im Jahr 1681 erstmals erwähnte Lokalität befand sich neben der sogenannten Mittleren Brücke und lag direkt am Rhein (Großbasel). Heute befindet sich dort das luxuriöse Grand Hotel „Les Trois Rois“ (aktuelle Adresse: Blumenrain 8, CH–4001 Basel). Zu Goethes Aufhalten in Basel siehe GUSTAV ADOLF WANNER, Berühmte Gäste in Basel, Basel³ 1988, S. 41–48, bes. S. 44 ff.



Abb. 1: „Entrée du Val de Moutier“. Zeichnung: Peter Birmann, Gravur: Franz Hegi. Aus: PHILIPPE-SIRICE BRIDEL, Voyage pittoresque de Basle à Bienne par les vallons de Mottiers-Grandval/les planches dessinées par Pierre Birmann [gravées par Fr. Hegi], accompagnées d'un texte de l'auteur de la Course de Basle à Bienne, Basel 1802, Tafel 13 (Schweizerische Nationalbibliothek, KAf CH 25 HelvRara).

Es entstand in den Abendstunden des 3. Oktober 1779 in Moutier/Münster und richtet sich an die Adresse Charlottes von Stein (1742–1827):¹⁷

Münster den 3. Okt. Sonntag Abends.

Ich eile nur von der letzten Station einige Worte aufzuzeichnen.

Von [Lücke] wo wir zu Mittag gegessen hatten, kamen wir bald in den engen Pass der hierher führt.

Durch den Rücken einer hohen und breiten Gebirgskette hat die Birsch ein mässiger Fluss sich einen Weeg von uralters gesucht. Das Bedürfniss mag nachher durch diese Schlüchter ängstlich nachgeklettert seyn. Die Römer erweiterten schon den Weeg und nun ist er sehr bequem durchgeführt. Das über Felsstücke rauschende Wasser und der Weeg gehen neben einander weg und machen an den meisten Orten die ganze Breite des Passes der auf beiden Seiten von Felsen beschlossn ist, die ein gemächlich aufgehobenes Auge fassen kann. Hinterwärts heben Gebirge sanft ihre Rücken, deren Gipfel uns von Nebel bedekt waren.

¹⁷ Seit dem Jahr 1764 Ehefrau des Weimarer Kammerherrn Baron Gottlob Ernst Josias von Stein (gest. 1793). Einführende Literatur: VON WILPERT, Goethe-Lexikon (wie Anm. 2), S. 1014 ff.; weiter: HELMUT KOOPMANN, Goethe und Frau von Stein. Geschichte einer Liebe, München 2002, bes. S. 112 (zum folgenden Brief).

Bald steigen an einander hängende Wände senkrecht auf, bald streichen gewaltige Lagen schief nach dem Fluss und dem Weeg ein, breite Massen sind auf einander gesetzt und gleich darneben stehen scharfe Klippen abgesetzt. Grosse Klüfte spalten sich aufwärts und Platten von Mauerstärke haben sich von dem übrigen Gesteine los getrennt. Einzelne Felsstücke sind herunter gestürzt, andere hängen noch über und lassen nach ihrer Lage fürchten dass sie dereinst gleichfalls heim kommen werden. Bald rund, bald spiz, bald bewachsen, bald nackt sind die Firsten der Felsen, wo oft noch oben drüber ein einzelner Kopf kahl und kühn herübersieht, und an Wänden und in der Tiefe schmiegen sich ausgewitterte Klüfte hinein.

Mir machte der Zug durch diese Enge eine grosse ruhige Empfindung. Das Erhabene giebt der Seele die schöne Ruhe, sie wird ganz dadurch ausgefüllt, fühlt sich so gros als sie seyn kann und giebt ein reines Gefühl, wenn es bis gegen den Rand steigt ohne überzulaufen. Mein Aug und meine Seele konnten die Gegenstände fassen, und da ich rein war, diese Empfindung nirgends falsch wiedersties, so wirkten sie was sie sollten. Wenn man solch ein Gefühl mit dem vergleicht, wenn wir uns mühselig im Kleinen umtreiben alle Mühe uns geben ihm so viel als möglich zu borgen und aufzufliken und unserm Geist durch seine eigne Kreatur eine Freude und Futter zu geben, so sieht man erst wie ein armseelig behelfes ist.

Ein iunger Mann den wir von Basel mitnahmen sagte es sei ihm lange nicht wie das erste mal und gab der Neuheit die Ehre. Ich möchte aber sagen wenn wir einen solchen Gegenstand zum erstenmal erblicken so weitet sich die ungewohnte Seele erst aus und es macht dies ein schmerzlich Vergnügen eine Ueberfülle die die Seele bewegt und uns wollüstige Thränen ablokt, durch diese Operation wird die Seele in sich grösser ohne es zu wissen und ist iener ersten Empfindung nicht mehr fähig, der Mensch glaubt verlohren zu haben, er hat aber gewonnen, was er an Wollust verliert gewinnt er an innrem Wachsthum; Hätte mich nur das Schicksaal in irgend eine grosse Gegend heissen wohnen, ich wollte mit iedem Morgen Nahrung der Grosheit aus ihr saugen, wie aus meinem lieblichen Thal Geduld und Stille.

Am Ende der Schlucht stiege ich ab und kehrte einen Theil alleine zurück. Ich entwikelte noch ein tiefes Gefühl was das Vergnügen auf einen hohen Grad für aufmerksame Augen vermehrt. Man ahndet im Dunkeln die Entstehung und das Leben dieser seltsamen Gestalten. Es mag geschehen seyn wie und wann es wolle, so haben sich diese Massen nach der Schwere und Aehnlichkeit ihrer Theile gros und einfach zusammengesetzt. Was für Revolutionen sie nachhero bewegt, getrennt, gespalten haben, so sind auch diese auch nur einzelne Erschütterungen gewesen und selbst der Gedanke einer so ungeheuren Bewegung giebt ein hohes Gefühl von ewiger Festigkeit. Die Zeit hat auch gebunden an die ewige Geseze, bald mehr bald weniger auf sie gewirkt.

Sie scheinen innerlich von gelblicher Farbe zu seyn, allein das Wetter und die Luft verändern die Oberfläche in graublau, dass nur hier und da in Streifen und in frischen Spalten die erste Farbe sichtbar ist. Langsam verwittert der Stein selbst und rundet sich an den Eken ab, weichere Fleken werden weggezehrt, und so giebt's gar zierlich ausgeschweifte Hölen und Löcher, die wenn sie mit scharffen Kannten und Spizzen zusammentreffen sich seltsam zeichnen.

Die Vegetation behauptet ihr Recht auf iedem Vorsprung, Fläche und Spalt fassen Fichten Wurzel, Moos und verwandte Kräuter säumen die Felsen. Man fühlt tief, hier ist nichts willkührliches, alles langsam bewegendes ewiges Gesez und nur [Lücke] Menschenhand ist der bequeme Weeg über den man durch diese seltsame Gegenden durchschleicht.¹⁸

¹⁸ Abdruck des Textes nach: JOHANN WOLFGANG GOETHE, Das erste Weimarer Jahrzehnt. Briefe, Tagebücher und Gespräche vom 7. November 1775 bis 2. September 1786, hg. von HARTMUT REINHARDT (Johann



Abb. 2: „Sortie des Roches de Moutier“. Zeichnung: Peter Birmann, Gravur: Franz Hegi. Aus: PHILIPPE-SIRICE BRIDEL, *Voyage pittoresque de Basle à Bienne par les vallons de Mottiers-Grandval/les planches dessinées par Pierre Birmann [gravées par Fr. Hegi], accompagnées d'un texte de l'auteur de la Course de Basle à Bienne*, Basel 1802, Tafel 15 (Schweizerische Nationalbibliothek, Kf CH 25 HelvRara).

Goethe hat seine Weimarer ‚Seelenfreundin‘ Charlotte von Stein mit insgesamt rund 1600 Briefen und Billets bedacht.¹⁹ Was genau hebt nun das vorliegende Schreiben aus der ‚Masse‘ dieser für die damalige Zeit relativ umfangreichen Privatkorrespondenz heraus? In dieser Form formuliert, wäre die Frage nach dem etwaigen Sonderstatus des Goethe-Briefes schlichtweg falsch gestellt, ist es doch, jedenfalls aus heutiger Sicht, weniger die Person der Adressatin, die im Vordergrund steht, sondern eine im Vergleich zu in früherer Zeit entstandenen Textzeugnissen modifizierte Wahrnehmungsform des Adressanten, die in diesen Zeilen erkennbar ist.

Wenden wir uns im Vorfeld einer eingehenden Diskussion dieser Frage zunächst dem sachlichen Gehalt des Brieftextes zu, so können wir zunächst konstatieren, dass uns das Schreiben einige nähere Details zum ‚Itinerar‘ der Reisegruppe verrät. Goethes Zeilen entstanden gemäß der zeitgenössischen Datumsangabe am Abend des 3. Oktober 1779, nach seinem Eintreffen in Münster. Philipp Seidel hat in seiner Niederschrift im Anschluss an den einleitenden Satz eine kleine Textlücke stehen lassen.²⁰ Diese Auslassung, die sich, wie der Kontext nahe legt, zwei-

Wolfgang Goethe. *Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche*, Bd. II.2 [29]; *Bibliothek deutscher Klassiker*, Bd. 140), Frankfurt a. M. 1997, Nr. 180, S. 196 ff.; hierzu siehe den Kommentar ebd., S. 853 ff.

¹⁹ So VON WILPERT, *Goethe-Lexikon* (wie Anm. 2), S. 1015.

²⁰ Diese Auslassung ist in der in Weimar aufbewahrten Ausfertigung (Nachweis des Originals: Brief Goethes an Charlotte von Stein vom 3.10.1779, Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv [GSA] 29/487 I) klar erkennbar und beruht nicht etwa auf einer Textverderbnis. Zugang zum entsprechenden Digitalisat bietet die Internetseite: <http://ora-web.swkk.de/swkk-db/goerep/index.html> (= Repertorium der Goethe-Briefe, hier WA-

fellos auf eine Ortsangabe bezieht, deutet darauf hin, dass Goethes Bediensteter (in einer schriftlichen Vorlage?) die topografische Bezeichnung einer Lokalität nicht entziffern konnte (und vielleicht zu einem späteren Zeitpunkt nachzutragen beabsichtigte). Bei der Mittagsstation, von der Goethe im zweiten Satz berichtet, handelt es sich möglicherweise um Soyhières, einen kleinen Ort nördlich von Delémont (Delsberg), dessen deutschsprachige Variante „Saugern“ lautet, oder aber um das Dorf Courrendlin (deutsch: „Rennendorf“, südöstlich von Delémont), das am Ausgang der sogenannten Klus von Choindez (nördlich von Moutier) liegt.²¹ Man wird somit davon ausgehen dürfen, dass die Reisegesellschaft von Basel aus an der hier in den Hochrhein mündenden Birs²² entlang durch das Laufental²³ gezogen war und erst gegen Ende des Tages Moutier erreichte, wo man sich im Gasthof „Cheval Blanc“ einquartierte.²⁴

Nr. 00850). An dieser Stelle möchte ich die Gelegenheit ergreifen, Frau Dr. Ulrike Müller-Harang (Klassik Stiftung Weimar/Goethe- und Schiller-Archiv) für die bereitwillig gewährte Einsichtnahme, für die Zusendung von entsprechenden Reproduktionen des Textes sowie für sachdienliche Hinweise und weiterreichende Informationen herzlich zu danken.

- ²¹ Einführende Literatur: FRANÇOIS KOHLER, Art. ‚Courrendlin‘, in: Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 3, Basel 2004, S. 513. Die einstige deutsche Bezeichnung „Rennendorf“ ist heute nicht mehr gebräuchlich. Im Kommentar zum Textabdruck des Goethe-Briefes (wie Anm. 18), S. 854 (zu 196,5), wird „Seyhière [sic!] (deutsch: Saugern)“ als Mittagsstation angegeben. Für diese dezidiert vorgetragene Lokalisierung gibt es jedoch keinen zwingenden Grund. In der sogenannten Hamburger Ausgabe werden hingegen beide Alternativen – Soyhières und Courrendlin – erwogen. Siehe: Goethes Briefe. Hamburger Ausgabe in 4 Bänden, Bd. I: Briefe der Jahre 1764–1786, textkritisch durchges. und mit Anmerkungen versehen von KARL ROBERT MANDELKOW unter Mitarbeit von BODO MORAWE, Hamburg ²1968, Nr. 210, S. 274 ff. (Textabdruck), S. 674 f. (Kommentar), hier S. 674 (zu 274,26). Der Umstand, dass Goethe in seiner Beschreibung betont, dass man von der Mittagsstation *bald in den engen Pass der hierher führt* gelangt sei, spricht eher für Courrendlin als für Soyhières als Rastpunkt: Die besagte Gemeinde liegt am Südrand des sogenannten Delsberger Beckens, das eine breite, mit eiszeitlichen Schottern angefüllte Senke im Faltenjura bildet und damit am Ende einer etwa sieben Kilometer langen, düster wirkenden Schluchtenreihe liegt, die als „Gorges de Moutier“ (Schluchten von Moutier) bezeichnet wird. Hierzu siehe etwa die plastische Darstellung bei FRANÇOIS KOHLER, Art. ‚Birs‘, in: Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 2, Basel 2003, S. 457 (Wiedergabe einer 1756 von Emanuel Büchel [1705–1775] angefertigten Karte, die sich in folgendem Werk David Herrlibergers [1697–1777] findet: DAVID HERRLIBERGER, Neue und vollständige Topographie der Eidgenossenschaft, T. 2, Basel 1758 [Faksimile: Frankfurt a. M./Basel 1928], nach S. 218. Übrigens ist die Karte Emanuel Büchels offenbar im Rahmen einer Reise entstanden, die der Zeichner zusammen mit August Johann Buxdorf [1696–1765] unternommen hatte. Siehe AUGUST JOH[ANN] BUXTORF, Die Reise nach der Birs=Quelle samt einer kurzen Beleuchtung der ohnferne von dar befindlichen Roemischen Steinschrift auf Pierre-Pertuis oder dem Durchbrochenen Felse, [o. O.] 1756, S. 65, 70).
- ²² Französisch: „La Birse“, ein linksseitiger Zufluss des Rheins, der im Berner Jura (östlich des Col de Pierre Pertuis, südwestlich des Dorfes Tavannes) entspringt und zunächst das Tal von Tavannes (Vallée de Tavannes) durchquert, um sich nach verschiedenen Klusen (Schluchten) bei Delémont/Delsberg mit den Bächen La Sorne und La Scheulte zu vereinigen. Nach dem Übertritt ins Laufental (hierzu siehe die folgenden Ausführungen) gelangt die Birs schließlich ins sogenannte Birseck, eine aus Schottern bestehende Tiefebene bei Aesch (südlich von Basel). Anders als zur Goethezeit sucht das Gewässer heute nicht mehr in zahlreichen Flussarmen den Rhein, sondern mündet beim Birskopf (zwischen Basel und Birsfelden) in den Hochrhein. Einführende Literatur: KOHLER, Art. ‚Birs‘ (wie Anm. 21). Weiter: RENÉ SALATHÉ, Die Birs. Bilder einer Flussgeschichte. La Birse. Esquisse de l’histoire d’une rivière, traduction par MARC REINHARDT (Quellen und Forschungen zur Geschichte und Landeskunde des Kantons Basel-Landschaft, Bd. 70), [Liestal] 2000, bes. S. 13–16.
- ²³ Benannt nach dem Hauptort Laufen, einem im Jahr 1295 vom Basler Bischof zur Stadt erhobenen Dorf (südlich von Basel). Darüber hinaus steht der Begriff „Laufental“ heute auch für den Bezirk Laufen, der bis 1994 zum Kanton Bern gehörte und nach mehreren Volksabstimmungen dem Kanton Basel-Landschaft beitrug.

Auch zur Zusammensetzung der Reisegruppe verraten Goethes Ausführungen Neues: In Basel hatte sich ein *junger Mann* der Gesellschaft angeschlossen. Die Identität dieses Mitreisenden lässt sich bedauerlicherweise weder durch Zeugnisse im Vorfeld der hier zur Diskussion stehenden Reiseetappe noch durch Quellen, die im Nachhinein entstanden sind, aufhellen.²⁵ Nicht auszuschließen ist, dass es sich bei dem Begleiter um einen ortskundigen Führer handelte, der die Reisegesellschaft bald nach der Ankunft in Moutier (oder wenig später) wieder verließ.²⁶

Der dritte und – zumindest aus literaturwissenschaftlicher Sicht – wohl mit Abstand bedeutendste Aspekt des Tagesrückblicks betrifft zunächst das erreichte Etappenziel: Im Anschluss an den *Zug durch diese Enge, am Ende der Schlucht*, scheint Goethe den Impuls verspürt zu haben, von seinem Pferd abzusteigen und einen Teil des soeben zurückgelegten Weges alleine zurückzukehren, um die ihn umgebende Naturkulisse nochmals auf sich einwirken zu lassen. Vor dem Hintergrund der im Verlauf des nachmittäglichen Ritts nach Moutier gewonnenen Eindrücke breitet der Dichter in seinem Tagesrapport nun ein spezifisches Panorama sowohl äußerer als auch innerer Wahrnehmungen aus, das von der einschlägigen Forschung geradezu als Über-

Einführende Literatur: ANNA C. FRIDRICH, Art. ‚Laufen (BL, Bezirk)‘, in: Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 7, Basel 2008, S. 681 f.; DIES., Art. ‚Laufen (BL, Gemeinde)‘, in: ebd., S. 682 f.

²⁴ Hierzu siehe wieder STEIGER, Goethes Leben von Tag zu Tag (wie Anm. 9), S. 222. Die genannte Herberge ist wohl identisch mit dem heute noch existierenden „Hôtel du Cheval-blanc“ (Adresse: Rue Centrale 52, CH-2740 Moutier), an dessen Außenfassade sich (erwartungsgemäß) eine entsprechende Erinnerungstafel befindet. Zur Reisegeschwindigkeit siehe etwa HERRLIBERGER, Neue und vollständige Topographie der Eidgenossenschaft (wie Anm. 21), S. 217: „Die Birs entspringet ganz nahe bey dem in dem Bistum Basel, ohnfern von dem Dorfe Dachselden gelegenen, und eine starke Tagreise von Basel entfernten, durchbrochenen Felsen, Pierre-Pertuis genannt.“

²⁵ Zum Basler Aufenthalt und zu den entsprechenden Quellenzeugnissen siehe wieder STEIGER, Goethes Leben von Tag zu Tag (wie Anm. 9), S. 221.

²⁶ Dass die Gruppe möglicherweise von einem Reisebegleiter geführt wurde, schließt die Benutzung von Kartenmaterial und zeitgenössischer Reiseliteratur natürlich nicht aus. Hierzu siehe etwa wieder STEIGER, Goethes Leben von Tag zu Tag (wie Anm. 9), S. 221, der (zum 3. Oktober 1779, d. h. zum Datum der Abreise von Basel) auf einen in Weimar entstandenen Brief Goethes an seinen Freund, den Weimarer Hofmeister und Schriftsteller Karl Ludwig von Knebel (1744–1834), verweist, der vom 4. Juni 1780 (sic!) datiert und mit dem Hinweis schließt: *Die zum Dictionaire de la Suisse gehörende Charte musst dir in Schafhausen oder Zürich gleich zu verschaffen suchen, sie ist sehr gut und zum Verständniß meines Reisevorschlags unentbehrlich*. Zitiert nach: JOHANN WOLFGANG GOETHE, Briefe der Jahre 1764–1786, hg. von ERNST BEUTLER (Johann Wolfgang Goethe, Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche. 28. August 1949, Bd. 18), Zürich 1951, Nr. 447, S. 497–502, hier S. 502. (Ebd., S. 501, erwähnt der Dichter übrigens u. a. die *Route durchs höchst interessante Münsterthal auf Basel*.) Auf welches Werk sich das von Goethe angeführte *Dictionaire de la Suisse* bezieht, wissen wir bedauerlicherweise nicht. Wie mir Frau Dr. Ulrike Müller-Harang von der Klassik Stiftung Weimar/Goethe- und Schiller-Archiv am 02.11.2011 brieflich mitteilte, findet sich in den Hinterlassenschaften des Dichters nichts, was mit diesem Werktitel in Zusammenhang stehen könnte. „Weder in seiner Bibliothek noch in den Rechnungen, auch nicht in der ehemals großherzoglichen Bibliothek findet sich irgendein Anhaltspunkt.“ Möglicherweise ist Goethes Hinweis auf ein zwei Teile umfassendes Nachschlagewerk des Berners Gottlieb Emanuel von Haller (1735–1786, Sohn Albrechts von Haller [1708–1777]) zu beziehen: *Dictionnaire géographique, historique et politique de la Suisse. Avec une carte géographique. Nouvelle édition, corrigée et augmentée, Genève 1777*. Das in Bern vorhandene Exemplar dieses Werkes (Exemplarnachweis: Bern UB Geschichte Panzerschrank HIS HHa 16) enthält eine großformatige Übersichtskarte der damaligen Schweiz: *Carte de la Suisse où sont les treize cantons, leurs alliés, et leurs sujets. Publ. par FRANCOIS GRASSET, Lausanne 1769*. Übrigens findet sich im zweiten Teil des ‚Dictionnaire‘ (S. 129 f.) ein kurzer Artikel über Moutier. Zur Persönlichkeit des Herausgebers siehe etwa THOMAS KLÖTI, Art. ‚Haller, Gottlieb Emanuel von‘, in: Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 6, Basel 2007, S. 59. Zum Vater Gottlieb Emanuel von Hallers siehe auch die folgenden Ausführungen.

gangszone zweier Kunstepochen gedeutet worden ist.²⁷ Worauf gründet diese auf den ersten Blick doch eher gewagte Interpretation des Briefes? Bereits während der Durchquerung des Passes hat, wie Goethe ausdrücklich festhält, *eine grosse ruhige Empfindung* vom Reisenden Besitz ergriffen. Unmittelbar hierauf folgt der Versuch, die Wirkungen des sogenannten *Erhabenen* auf das Innere in Worte zu fassen: *Das Erhabene giebt der Seele die schöne Ruhe, sie wird ganz dadurch ausgefüllt, fühlt sich so gros als sie seyn kann und giebt ein reines Gefühl, wenn es bis gegen den Rand steigt ohne überzulaufen.*²⁸

Es ist nicht das erste Mal, dass Goethe gegenüber Charlotte von Stein auf das Erhabene zu sprechen kommt: Bereits am 24. September 1779, also nur wenige Tage vor dem Eintreffen in Moutier, als die Reisegesellschaft nach der Abreise von Heidelberg über das nahe gelegene Schwetzingen unterwegs nach Speyer ist, äußert der Dichter, während er (*Gegen Speyer über am Rhein*) auf die Rheinfähre wartet, wiederum in brieflicher Form: *Wir streichen wie ein stiller Bach immer weiter gelassen in die Welt hin, haben heute den schönsten Tag, und bisher das erwünschte Glück. Auf diesem Weege rekapitulir ich mein ganz vorig Leben sehe alle alte bekannte wieder, Gott weis was sich am Ende zusammen summiren wird. Dem Herzog thuts sehr wohl, Wedel ist vergnügt. Die Schweiz liegt vor uns und wir hoffen mit Beystand des Himmels in den grosen Gestalten der Welt uns umzutreiben, und unsre Geister im Erhabnen der Natur zu baden.*²⁹

Eine weitere Bezugnahme auf den besagten Begriff erfolgt sodann kaum eine Woche nach der Reise durchs Birstal, als die Weimarer Reisegruppe in Lauterbrunnen (Berner Oberland, südöstlich von Interlaken)³⁰ angekommen ist und vor Ort den durch Albrechts von Haller (1708–1777) Lehrgedicht „Die Alpen“ (entst. 1729) auch zu literarischer Berühmtheit gelangten Staubbach-Wasserfall in Augenschein genommen hat.³¹ In einem Brief an Frau von Stein schreibt Goethe (zum 9. Oktober 1779) hierzu: *Wir sind ½ 5 wirklich hier in der Gegend angelangt und alles was ich bisher gewünscht, wir haben den Staubbach bei gutem Wetter zum erstenmal gesehen die Wolken der Oberrn Luft waren gebrochen und der blaue Himmel schien durch. An den Felswänden hielten Wolken, selbst das Haupt wo der Staubbach herunter kommt, war leicht bedekt. Es ist ein sehr erhabener Gegenstand. Und es ist vor ihm, wie bei allem grosen so lang es Bild ist so weis man doch nicht recht was man will. Es lässt sich von ihm kein*

²⁷ Hierzu siehe etwa den Kommentar in: GOETHE, Das erste Weimarer Jahrzehnt (wie Anm. 18), S. 854 f.; weiter: EMIL STAIGER, Goethe. [Bd. 1:] 1749–1786, Zürich/München ⁶1981, S. 336 f.; WOLFGANG BINDER, Das Ungeheure und das Geordnete. Die Schweiz in Goethes Werk, Zürich/München 1979, S. 13–18.

²⁸ GOETHE, Das erste Weimarer Jahrzehnt (wie Anm. 18), S. 196.

²⁹ Zitiert nach: GOETHE, Das erste Weimarer Jahrzehnt (wie Anm. 18), Nr. 178, S. 190–194, hier S. 190. Zu diesem Brief siehe auch wieder den Kommentar ebd., S. 850 ff. Weiter: STEIGER, Goethes Leben von Tag zu Tag (wie Anm. 9), S. 217.

³⁰ Hierzu siehe wieder VON WILPERT, Goethe-Lexikon (wie Anm. 2), S. 609 f. Weiter: STEIGER, Goethes Leben von Tag zu Tag (wie Anm. 9), S. 224.

³¹ Albrecht von Haller war der Vater des oben, Anm. 26, erwähnten Gottlieb Emanuel von Haller, dessen „Dictionnaire“ Goethe möglicherweise in seinem am 4. Juni 1780 entstandenen Brief an Knebel erwähnt. Einführende Literatur: VON WILPERT, Goethe-Lexikon (wie Anm. 2), S. 439 f.; URS BOSCHUNG, Art. „Haller, Albrecht von“, in: Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 6, Basel 2007, S. 55 ff.; S[IBYLLE] V[ON] G[ÜTLINGEN] und [REDAKTION] K[INDLERS] L[ITERATUR] L[EXIKON], Art. „Albrecht von Haller. Die Alpen“, in: Kindlers Neues Literatur Lexikon, Bd. 7, München 1990, S. 192 f. Der Vollständigkeit halber sei außerdem darauf hingewiesen, dass Goethe nur wenige Tage nach seinem Besuch Lauterbrunnens in einem Brief vom 16. Oktober 1779 an Charlotte von Stein *Vielerley über Hallern* erwähnt. Das Schreiben entstand in Bern, wo Albrecht von Haller zwei Jahre zuvor verstorben war. Nachweis: STEIGER, Goethes Leben von Tag zu Tag (wie Anm. 9), S. 227.

Bild machen, die Sie von ihm gesehen haben sehen sich mehr oder weniger ähnlich; aber wenn man drunter ist, wo man weder mehr Bilden noch beschreiben kann, dann ist man erst auf dem rechten Flek. Jezo sind die Wolken herein ins Thal gezogen und deken alle die heitere Gründe. Auf der rechten Seite steht die hohe Wand noch hervor über die der Staubbach herab kommt. Es wird Nacht, wir sind beim Pfarrer in Lauterbrunn eingekehrt es ist ein aus ein ander liegendes Dorf, genannt, wie die Leute sagen weil lauter Brunnen nichts als Brunnen in dieser Gegend von den Felsen herunter kommen.³²

Unmittelbar hierauf folgen knappe Bemerkungen zur Reise nach Moutier: *Ueber das Müns-terthal wodurch wir gekommen sind hab ich ein eigen Papier geschrieben die Gegenstände darinn sind sehr erhaben aber proportionirter zu dem Begriff der menschlichen Seele als wie die gegen die wir näher rüken, gegen das übergrosse ist und bleibt man zu klein. Ich werde mich entschliessen müssen Ihnen rükwärts ein Tagbuch so leicht und leidlich als möglich von unserer Reise zu machen.³³*

Dann vergehen fast zwei Monate bis Goethe, gegen Ende seiner Schweizer Reise, ein weiteres Mal das Erhabene explizit ins Blickfeld rückt. In einem am 7. Dezember 1779 in Schaffhausen entstandenen Brief an Charlotte von Stein kommt der Dichter auf den dortigen Rheinfall³⁴ und seine überraschende Begegnung mit dem befreundeten Johann Kaspar Lavater (1741–1801)³⁵ zu sprechen: *Mit allem meine beste bleib ich zurück, meine Reisebeschreibung stockt vom Wallis aus und doch kann ich die Schweiz nicht verlassen ohne Ihnen zu sagen dass wir auch hier schön Glück gehabt, und den Rheinfall gestern im hohen Sonnenschein gesehen haben. Lavater auch hat uns hier überrascht, sich zu Hause losgemacht und ist gestern hier hergekommen. Wir haben heut zusammen den Rheinfall wieder doch bey trüben Wetter gesehen, und immer glaubt man er wäre stärker als gestern. Wir haben einen starcken Dialog übers Erhabne geführt den ich auch aufzuschreiben schuldig bleiben werde. Es ist mit Lavater wie mit dem Rheinfall man glaubt auch man habe ihn nie so gesehen wenn man ihn wieder sieht, er ist*

³² Zitiert nach: GOETHE, Das erste Weimarer Jahrzehnt (wie Anm. 18), Nr. 182, S. 199–203, hier S. 199. Zur Topografie ist ergänzend anzumerken, dass sich der Staubbach weit der Gemeindegasse und des benachbarten Pfarrhauses über die steil aufragenden Felsen ins Tal ergießt. Goethe hat den besagten Wasserfall somit unmittelbar bei seiner Ankunft in Augenschein nehmen können. Hierzu vgl. die Abb. in: GOETHE, Gedichte 1756–1799 (wie Anm. 2), Abb. 11 (nach S. 1264) (= Adrian Zingg, „Der Staubbachfall bei Lauterbrunnen“, lavierte Sepiatuschzeichnung über Feder, 1757/59; Düsseldorf, Goethe-Museum). Auch in: Goethes Leben in Bilddokumenten, hg. von JÖRN GÖRES, München 1981, Abb. Nr. 137, S. 90. Dass Goethes „Gesang der Geister über den Wassern“ am 9./10. Oktober 1779 unter dem unmittelbaren Eindruck des Staubbach-Wasserfalls entstand, sei an dieser Stelle lediglich erwähnt. Hierzu siehe wieder VON WILPERT, Goethe-Lexikon (wie Anm. 2), S. 373, 610; GOETHE, Gedichte 1756–1799 (wie Anm. 2), S. 318 f. (Text), 1032 f. (Kommentar); Goethes Leben in Bilddokumenten, Abb. Nr. 138 f., S. 90.

³³ Zitiert nach: GOETHE, Das erste Weimarer Jahrzehnt (wie Anm. 18), S. 200.

³⁴ Goethe hatte das Naturschauspiel bereits im Rahmen seiner Ersten Schweizer Reise, am 7. Juni 1775, bewundert. Auch auf der Dritten Schweizer Reise besuchte der Dichter den Rheinfall (1797). Zu Goethes Aufenthalt in Schaffhausen und am Rheinfall siehe wieder VON WILPERT, Goethe-Lexikon (wie Anm. 2), S. 890, 929. Weiter: GEORG SCHWEDT, Goethe: Museen, Orte, Reiserouten (Das Reiselexikon), München 1996, S. 86 (Abb.), 127 f. (m. Abb.), 146 (Abb.).

³⁵ Zu Goethes Beziehungen zu Lavater siehe wieder VON WILPERT, Goethe-Lexikon (wie Anm. 2), S. 610 f.; weiter: GISELA LUGINBÜHL-WEBER, Art. ‚Lavater, Johann Kaspar‘, in: Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 7, Basel 2008, S. 716 f.

*die Blüte der Menschheit, das Beste vom besten. Adieu Morgen gehn wir von hier auf Stuttgart. Der Raum schwindet zwischen uns und es wird ein Augenblick seyn da wir uns wiedersehen.*³⁶

Kein Zweifel: Der Begriff des Erhabenen hat Goethe über einen längeren Zeitraum hinweg intensiv beschäftigt. Die Auseinandersetzung mit diesem Phänomen erscheint, zumindest soweit sich dies anhand schriftlicher Zeugnisse belegen lässt, primär an das persönliche Erleben der Schweizer Gebirgslandschaft gekoppelt.³⁷ Geistesgeschichtlich betrachtet bewegt sich der Dichter mit seinen Äußerungen im Kontext eines philosophisch-ästhetischen Diskurses im Vorfeld von Immanuel Kants (1724–1804) Analytik des Erhabenen in dessen „Kritik der Urteilskraft“ (1790) bzw. ihrer Rezeption durch Friedrich Schiller (1759–1805).³⁸ Dabei ist als konkrete Erfahrungsgrundlage für die einzelnen Formulierungen Goethes wohl eben gerade nicht die bis in die Antike zurückreichende literarisch-ästhetische Tradition der Lehre vom Erhabenen, sondern das persönliche Natur- und Selbsterleben des Dichters ausschlaggebend.³⁹ Was Goethes Phänomenologie des Erhabenen vor dem Hintergrund der in späterer Zeit stattfindenden Diskussion darüberhinaus auszeichnet, ist, wie es ein neuerer Kommentar zugespitzt formuliert, der Umstand, dass dessen Ansatz auf die gesetzhafte Erfassung der ‚großen‘ Natur durch das sich

³⁶ Zitiert nach: GOETHE, Das erste Weimarer Jahrzehnt (wie Anm. 18), Nr. 196, S. 230. Hierzu siehe auch wieder den Kommentar ebd., S. 869, wo u. a. auf Herzog Carl Augusts Erinnerung verwiesen wird, wonach Goethe und Lavater *ein traité du sublime, das nicht gering war*, praktiziert zu haben scheinen (m. Quellenangabe). Ebd. (m. Quellenangabe) findet sich darüber hinaus die Wiedergabe einer scherzhaften Anekdote, die Lavater am 12. Januar 1780 Goethe mitgeteilt hat: „*Goethe u. Lavater* standen unten am Rheinflall. Goethe behauptete der *Rheinflall* sei in Bewegung – Lavater, er stehe still – Nachdem sie eine Stunde darüber gezankt – habe L. damit geendet. ›Goethe, du trinkst zuviel Wein, drum scheint’s dir, der Rheinflall sei in Bewegung‹ – und G. damit ›und du zuviel Wasser, drum scheint’s dir, er stehe still –‹.“

³⁷ Übrigens diktierte Goethe rund ein halbes Jahrzehnt später, im Winter 1784/85, Charlotte von Stein seine „Studie nach Spinoza“ in die Feder, in deren Rahmen er wiederum explizit auf den Begriff des Erhabenen zu sprechen kam und den Versuch einer Begriffsbestimmung unternahm. Zur Datierung dieser „Studie“ siehe wieder UNTERBERGER, Die Goethe-Chronik (wie Anm. 9), S. 104. Ein direkter und konkreter Rückbezug zu den Eindrücken, die Goethe auf seiner Reise in die Schweiz empfangen hatte, ist in diesem Text allerdings nicht erkennbar. Edition: JOHANN WOLFGANG GOETHE, Erstes Weimarer Jahrzehnt. 1775–1786, Bd. 2, hg. von HANNELORE SCHLAFFER [u. a.] (Johann Wolfgang Goethe, Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe, Bd. 2.2), München/Wien 1987, S. 479–482, hier bes. S. 481; dazu den Kommentar ebd., S. 874–877; hierzu vgl. die ‚Frankfurter Ausgabe‘: JOHANN WOLFGANG GOETHE, Schriften zur allgemeinen Naturlehre, Geologie und Mineralogie, hg. von WOLF VON ENGELHARDT und MANFRED WENZEL (Johann Wolfgang Goethe, Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche, Bd. I.25; Bibliothek deutscher Klassiker, Bd. 40), Frankfurt a. M. 1989, S. 14–17, hier bes. S. 15; hierzu siehe den Kommentar ebd., S. 863–870. Goethes „Studie nach Spinoza“ erschien übrigens erst postum (1891) im Druck. Zu Goethes Spinoza-Rezeption siehe wieder VON WILPERT, Goethe-Lexikon (wie Anm. 2), S. 1005 f. (m. Lit.).

³⁸ Zu dieser Standortbestimmung siehe wieder die kommentierenden Bemerkungen in: GOETHE, Das erste Weimarer Jahrzehnt (wie Anm. 18), S. 854 f.

³⁹ Siehe ebd., wo u. a. auf den weiterführenden Überblicksartikel verwiesen wird: ARMIN MÜLLER / GIORGIO TONELLI / RENATE HOMANN, Art. ‚Erhaben, das Erhabene‘, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 2, Basel/Stuttgart 1972, Sp. 624–635 (m. Lit.). Neben den Ansätzen bei Aristophanes (um 445 v. Chr.–um 385 v. Chr.) und Platon (427 v. Chr.–347 v. Chr.) wird hier (ebd., Sp. 625 f.) vor allem die Longinus zugeschriebene (daher: ‚Pseudo-Longinos‘) griechische Abhandlung ‚Vom Erhabenen‘ („*Perí hýpsus*“, wohl I. Hälfte des I. Jh. n. Chr.) behandelt, die als theoretische Schrift noch zu Goethes Lebenszeit wirksam war. Textausgabe: LONGINUS, Vom Erhabenen. Griechisch/Deutsch, übers. u. hg. von OTTO SCHÖNBERGER (Reclams Universal-Bibliothek, Bd. 8469), Stuttgart 2008. Einführende Literatur zu Autor, Werk und Nachwirkung: F[RANCESCO] D[ONADI], Art. ‚Pseudo-Longinos‘, in: Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike. Altertum, Bd. 10, Stuttgart/Weimar 2001, Sp. 513–516 (m. Lit.).

seiner Präntionen entschlagende Ich abzielt und nicht etwa auf eine Überlegenheit der sich ihrer moralischen Bestimmung gewiss gewordenen Subjektivität.⁴⁰ Mehr noch: Im Hinblick auf die Schlussbemerkung Goethes, man fühle, dass hier *nichts willkürliches* sei, sondern vielmehr *alles langsam bewegendes ewiges Gesez*, erscheint es naheliegend, die Äußerungen des Dichters quasi als Vorwegnahme der Einsicht des ‚italienischen‘ Goethe zu werten, es bestünde eine letzte Konvergenz von Natur- und Kunstgesetzen.⁴¹

Goethes Erfahrung des Erhabenen, das, wie er ausdrücklich betont, der Seele eine *schöne Ruhe* verleiht, diese dadurch ausfüllt und ihr das Gefühl von Größe gibt, ist darüber hinaus mit einem Eindruck verbunden, der zunächst als *reines Gefühl* beschrieben wird, *wenn es bis gegen den Rand steigt ohne überzulaufen*.⁴² Bereits im darauf folgenden Satz gewinnt der Begriff der „Reinheit“ einen für die Wahrnehmung geradezu konstitutiven Charakter, wenn es heißt: *Mein Aug und meine Seele konnten die Gegenstände fassen, und da ich rein war, diese Empfindung nirgends falsch wiedersties, so wirkten sie was sie sollten*.⁴³ Auch diesem Begriff kommt quasi eine Art Signalfunktion zu. Er begegnet bei Goethe bereits im Vorfeld der Schweizer Reise, wenn es etwa am 7. August 1779, also rund zwei Monate vor der Niederschrift des Briefes in Moutier, im Tagebuch heißt: *Zu Hause aufgeräumt, meine Papiere durchgesehen und alle alten Schaaalen verbrannt. Andre Zeiten andre Sorgen. Stiller Rückblick aufs Leben, auf die Verworfenheit, Betriebsamkeit Wissbegierde der Jugend, wie sie überall herumschweift um etwas befriedigendes zu finden. Wie ich besonders in Geheimnissen, duncklen Imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden habe. Wie ich alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen, wie eine Art von demütiger Selbstgefälligkeit durch alles geht was ich damals schrieb. Wie kurzsinig in Menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe. Wie des Thuns, auch des Zweckmäsigen Denckens und Dichtens so wenig, wie in zeitverbender Empfindung und Schatten Leidenschaft gar viel Tage verthan, wie wenig mir davon zu Nuz kommen und da die Hälfte nun des Lebens vorüber ist, wie nun kein Weeg zurückgelegt sondern vielmehr ich nur dastehe wie einer der sich aus dem Wasser rettet und den die Sonne anfängt wohlthätig abzutrocknen. Die Zeit dass ich im Treiben der Welt bin seit 75 Oktbr. getrau ich noch nicht zu übersehen. Gott helfe weiter. und gebe Lichter, dass wir uns nicht selbst so viel im Weege stehn. Lasse uns von Morgen zum Abend das gehörige thun und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge. Dass man nicht sey wie Menschen die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen und alle Abend zu viel Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des reinen die sich bis auf den Bissen erstreckt den ich in Mund nehme, immer lichter in mir werden*.⁴⁴

Dass Goethe in diesen Aufzeichnungen den Versuch einer Art Grenzziehung zu seinen Jugendjahren unternimmt und den Beginn seines Wirkens *im Treiben der Welt* mit dem Ende Oktober 1775 erfolgten Aufbruch nach Weimar gleichsetzt, führt im vorliegenden Textzeugnis zwar nicht automatisch zu einer eingehenden Deutung der zurückliegenden Weimarer Jahre, lenkt aber den Blick zurück auf die Schlussphase der Frankfurter Zeit, in welcher der junge Dichter – übrigens nur wenige Monate nach seiner ersten Schweizer Reise (Mai bis Juli 1775), die er unter anderem mit den Grafen Friedrich Leopold (1750–1819) und Christian zu Stolberg-

⁴⁰ GOETHE, Das erste Weimarer Jahrzehnt (wie Anm. 18), S. 855.

⁴¹ Ebd.

⁴² Zitiert nach: GOETHE, Das erste Weimarer Jahrzehnt (wie Anm. 18), Nr. 180, S. 196.

⁴³ Zitiert nach: ebd., S. 196 f.

⁴⁴ Zitiert nach: ebd., S. 183 f.

Stolberg (1748–1821) unternommen hatte – im Rahmen eines Briefes an deren Schwester Auguste Louise Gräfin zu Stolberg-Stolberg (1753–1835)⁴⁵ am Abend des 19. September 1775 geschrieben hatte: *Und doch Liebste, wenn ich wieder so fühle dass mitten in alle dem Nichts, sich doch wieder so viel Häute von meinem Herzen lösen, so die convulsiven Spannungen meiner kleinen närrischen Composition nachlassen, mein Blick heitrer über Welt, mein Umgang mit den Menschen sichrer, fester, weiter wird, und doch mein innerstes immer ewig allein der heiligen Liebe gewidmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geist der reinheit der sie selbst ist ausstößt und so endlich lauter werden wird wie gesponnen Gold. – da lass ich's denn so gehen – Betrüge mich vielleicht selbst. – Und dancke Gott.*⁴⁶

Woher der junge Goethe die Idee vom *Geist der reinheit* bezog und welche grundlegende Rolle diese gedankliche Konzeption gerade für die Entstehung des klassischen Ideals spielte, hat vor allem Adolf Beck (1906–1981) in zwei grundlegenden Beiträgen dargelegt.⁴⁷ Neben Einflüssen von Seiten des Pietismus ist es vor allem pythagoreisches Gedankengut, das den geistigen Horizont des Dichters damals mitbestimmte und noch bei der Ausformung der Klassik eine nicht zu vernachlässigende Wirkung ausübte.⁴⁸ Auch hier wird somit erkennbar: Ein auf den ersten Blick vermeintlich spontan wirkender Natureindruck fügt sich unter Berücksichtigung zurückliegender Textzeugnisse in eine geistige Haltung ein, die bereits in der Frankfurter Zeit zumindest partiell vorgeformt gewesen zu sein scheint, um später in Weimar seine volle Wirkung zu entfalten.

3. Goethes „Briefe aus der Schweiz“

Wie unsere bisherigen Ausführungen gezeigt haben, liegt uns mit Goethes Brief an Charlotte von Stein ursprünglich ein autobiografisches Zeugnis vor, das im Rahmen der Zweiten Schweizer Reise primär dem Zweck gedient haben dürfte, vom Zwischenhalt Moutier aus Auskunft über die zurückliegende Reiseetappe zu geben. Doch Goethe wäre eben nicht Goethe gewesen,

⁴⁵ Zu den genannten Personen siehe wieder VON WILPERT, *Goethe-Lexikon* (wie Anm. 2), S. 1024 ff. (m. Lit.).

⁴⁶ Zitiert nach: JOHANN WOLFGANG GOETHE, *Von Frankfurt nach Weimar. Briefe, Tagebücher und Gespräche vom 23. Mai 1764 bis 30. Oktober 1775*, hg. von WILHELM GROSSE (*Johann Wolfgang Goethe, Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche, Bd. II.28; Bibliothek deutscher Klassiker, Bd. 139*), Frankfurt a. M. 1997, Nr. 399, S. 476–481, hier S. 480 f. (14.–19.9.1775); hierzu siehe wieder den Kommentar, ebd., S. 984 ff.

⁴⁷ ADOLF BECK, *Der ‚Geist der Reinheit‘ und die ‚Idee des Reinen‘. Deutsches und Frühgriechisches in Goethes Humanitätsideal*, in: *Goethe. Viermonatsschrift der Goethe-Gesellschaft N. F. 7* (1942), S. 160–169; DERS., in: ebd. N. F. 8 (1943), S. 19–57 (mit einigen aufschlussreichen autobiografischen Hinweisen zum Entstehungskontext [ebd., S. 19, Anm. 1]).

⁴⁸ Ein Einfluss, der sich auch und vor allem anhand von Goethes Übertragung ganzer Versabschnitte aus den „*Goldenen Sprüchen des Pythagoras*“ belegen lässt, wie ein am 7. und 8. September 1780 in Ilmenau (südwestlich von Weimar) entstandener Brief an Charlotte von Stein zeigt. Hierzu siehe wieder BECK, *Der ‚Geist der Reinheit‘ und die ‚Idee des Reinen‘* (1942) (wie Anm. 47), S. 165 ff. (mit Wiedergabe der von Goethe übersetzten Verse [ebd., S. 166]). Hierzu vgl. die vollständige Übertragung der „*Goldenen Sprüche*“ (von Wilhelm Binder, 1810–1884) in: *Antike Lyrik*, hg. von CARL FISCHER, München 1964, S. 398 ff. (mit Wiederabdruck der von Goethe übersetzten Verse [ebd., S. 400]). Im Kommentar zu Goethes Tagebuchaufzeichnungen vom 7. August 1779 (wie Anm. 18, S. 846) leitet der Herausgeber die *Idee des reinen* hingegen anders ab, wenn er anmerkt: „Wohl aus der Nachempfingung der *Iphigenie*: ein Selbstentwurf, der das eigene Ich von seinen Präntionen zu befreien, zur gesetzhaften Auffassung der Gegenstände zu befähigen sucht.“

hätte er nicht in einem sekundären Bearbeitungsschritt zu einem späteren Zeitpunkt in Form eines erneuten Zugriffs auf sein Schreiben vom 3. Oktober 1779 den Versuch unternommen, seine Aufzeichnungen in einen übergeordneten literarischen Kontext einzubinden. Beredtes Zeugnis hiervon geben die sogenannten Briefe aus der Schweiz, ein verhältnismäßig heterogenes Werk, das zumindest teilweise dem „Werther“ angelagert wurde und wohl vor dem Hintergrund dieses Briefromans zu lesen ist.⁴⁹ Näher betrachtet handelt es bei den „Briefen aus der Schweiz“ um Reisebrieferzählungen, die aus insgesamt zwei deutlich voneinander geschiedenen Teilen bestehen und direkt oder indirekt sowohl die Ereignisse der Ersten als auch Vorgänge der Zweiten Schweizer Reise verarbeiten.⁵⁰ Die sogenannte erste Abteilung des Werkes blieb unvollendet. Sie entstand erst 1796, also rund 16 Jahre nach der Zweiten Schweizer Reise, und erschien im Jahr 1808 als Bruchstück in der ersten Cotta-Ausgabe der Goethe-Schriften.⁵¹ Der Dichter gibt in diesem Fragment eine novellistische Begebenheit wieder, die sich aufgrund von weiteren Zeugnissen der Ersten Schweizer Reise zuordnen lässt, und zwar in Form einer episodenhaften Brieferzählung, die ein angebliches Erlebnis Werthers im Vorfeld seiner tragischen Bekanntschaft mit Lotte zum Gegenstand hat. Goethe äußert sich zum entsprechenden Textkorpus hinter der Maske des Herausgebers denn auch folgendermaßen: *Als vor mehreren Jahren uns nachstehende Briefe abschriftlich mitgeteilt wurden, behauptete man sie unter Werthers Papieren gefunden zu haben, und wollte wissen, daß er vor seiner Bekanntschaft mit Lotten in der Schweiz gewesen. Die Originale haben wir niemals gesehen, und mögen übrigens dem Gefühl*

⁴⁹ Ausgabe: JOHANN WOLFGANG GOETHE, Campagne in Frankreich. Belagerung von Mainz. Reiseschriften, hg. von KLAUS-DETLEF MÜLLER (Johann Wolfgang Goethe, Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche, Bd. I.16; Bibliothek deutscher Klassiker, Bd. 107), Frankfurt a. M. 1994, S. 16–88. Kommentar: ebd., S. 714–747. Einführende Literatur zum Werk: VON WILPERT, Goethe-Lexikon (wie Anm. 2), S. 139 f.; G[ISELA] UE[LLENBERG], Art. ‚Briefe aus der Schweiz‘, in: Kindlers Neues Literatur Lexikon, Bd. 6, München 1989, S. 447 f.

⁵⁰ Diese beiden (ungleich langen) Teile wurden mit den Zwischentiteln *Erste Abteilung* und *Zweite Abteilung* überschrieben. Edition: GOETHE, Campagne in Frankreich (wie Anm. 49), S. 16–31 (*Erste Abteilung*), S. 32–88 (*Zweite Abteilung*). Textgrundlage dieser modernen Ausgabe (s. ebd., S. 715): Goethe’s Werke. Eilfter Band, Tübingen in der J. G. Cotta’schen Buchhandlung 1808, S. 197–308. Zu diesem Druck und zum Verleger Johann Friedrich Cotta (1764–1832) siehe die folgenden Ausführungen.

⁵¹ Briefe aus der Schweiz. Erste Abtheilung, in: Goethe’s Werke, Eilfter Band, Tübingen in der J. G. Cotta’schen Buchhandlung 1808, S. 197–222. Einschränkend ist zu bemerken, dass die Brieferzählung u. a. auf Aufzeichnungen zurückgreift, die bereits 1775 vorlagen. Hierzu siehe immer noch FRANZ L. MÜLLER, Quellen und Redaktion von „Werthers Reise“, in: Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte 8, Ergänzungsheft (1909), S. 103–115. Weiter: GOETHE, Campagne in Frankreich (wie Anm. 49), S. 722. Literatur: NORBERT HAAS, Sehen und Beschreiben. Zu Goethes zweiter Schweizerreise, in: Reise und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts, hg. von WOLFGANG GRIEP und HANS-WOLF JÄGER (Neue Bremer Beiträge, Bd. 1), Heidelberg 1983, S. 1–13; BARBARA SCHNYDER-SEIDEL, „Frei wären die Schweizer?“ Goethes Briefe aus der Schweiz – Erste Abteilung, in: Schweizer Montashefte 62 (1982), S. 253–263; H. RUDOLF VAGET, Goethes Briefe aus der Schweiz. Erste Abteilung. Zum Problem des Dilettantismus in Goethes Ästhetik, in: Jahrbuch des Wiener Goethe-Vereins. Neue Folge der Chronik 70 (1966), S. 66–84; MANFRED LINK, Goethes Wertheriade „Briefe aus der Schweiz. Erste Abteilung“, in: Doitsu Bungaku 32 (1964), S. 107–120; WERNER VORDTRIEDE, Kunst und Natur in Werthers Schweizerreise, in: Monatshefte für Deutschen Unterricht, Deutsche Sprache und Literatur 41 (1949) (Nachdruck: Nendeln 1973), S. 218–224. Zu Goethes Beziehungen zum Tübinger Verlag Cotta und zur Cotta-Ausgabe siehe VON WILPERT, Goethe-Lexikon (wie Anm. 2), S. 193 f. Weiter: DOROTHEA KUHN, Art. ‚Cotta, Johann Friedrich‘, in: Goethe-Handbuch, Bd. 4/1. Personen, Sachen, Begriffe. A–K, hg. von HANS-DIETRICH DAHNKE und REGINE OTTO, Stuttgart/Weimar 1998, S. 175 ff.

*und Urteil des Lesers auf keine Weise vorgreifen: denn, wie dem auch sei, so wird man die wenigen Blätter nicht ohne Teilnahme durchlaufen können.*⁵²

Ganz anders hingegen die sogenannte Zweite Abteilung: Dieser ungleich längere Abschnitt der „Briefe aus der Schweiz“ entstand bereits 1780, also nicht lange nach dem Ende der Zweiten Schweizer Reise, und basiert im wesentlichen auf Originalzeugnissen, die Goethe zu einem zusammenhängenden literarischen Opus ausgestaltet hat.⁵³ Das Werk wurde im Jahr 1796 an prominenter Stelle publiziert: Kein Geringerer als Friedrich Schiller hatte den Weimarer Dichter um Beiträge für die von ihm herausgegebene literarische Monatsschrift „Die Horen“ (1795–1797) gebeten. Goethe übersandte seinem Freund am 12. Februar 1796 das Manuskript, das dann im gleichen Jahr im siebten Band (dort im *Achten Stück*) des genannten Organs unter dem Titel „Briefe auf einer Reise nach dem Gotthardt“ dem Lesepublikum vorgelegt wurde.⁵⁴ Wie die erste Abteilung wurde auch der zweite Teil der „Briefe“ dann im Jahr 1808 in der Cotta'schen Goethe-Edition wieder abgedruckt.⁵⁵ Die 1796 erfolgte Ausgabe in Schillers „Horen“ erfolgte allerdings unter gravierenden redaktionellen Eingriffen des Herausgebers.⁵⁶ So ist es wohl auch zu erklären, dass der genannte Abdruck mit einem auf den 27. Oktober (1779) datierten Brief Goethes beginnt⁵⁷ und unser am 3. Oktober 1779 in Moutier entstandenes Schreiben an Charlotte von Stein erst in späterer Zeit den Auftakt zur Zweiten Abteilung bildet.⁵⁸ Doch wie dem auch sei: Die allerspätestens durch die im Mai des Jahres 1807 durch Goethe vorgenommene Redaktion beider Abteilungen für die Cotta-Ausgabe⁵⁹ und die dadurch gewiss nicht

⁵² Zitiert nach: GOETHE, *Campagne in Frankreich* (wie Anm. 49), S. 16. Konsequenterweise bezeichnet Goethe diesen Text dann auch sowohl in seinem Tagebuch (18. Februar 1796) als auch in seinem autobiografischen Werk „Dichtung und Wahrheit“ (Teil IV, 19. Buch) als „Werthers Reise“: JOHANN WOLFGANG GOETHE, *Mit Schiller. Briefe, Tagebücher und Gespräche vom 24. Juni 1794 bis zum 9. Mai 1805*, T. 1: Vom 24. Juni 1794 bis zum 31. Dezember 1799, hg. von VOLKER C. DÖRR und NORBERT OELLERS (Johann Wolfgang Goethe, *Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche*, Bd. II.4 [31]; *Bibliothek deutscher Klassiker*, Bd. 156), Frankfurt a. M. 1998, Nr. 174, S. 172. Kommentar: ebd., S. 864; DERS., *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit*, hg. von KLAUS-DETLEF MÜLLER (Johann Wolfgang Goethe, *Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche*, Bd. I.14; *Bibliothek deutscher Klassiker*, Bd. 15), Frankfurt a. M. 1986, S. 815 f. Kommentar: ebd., S. 1286. Hierzu siehe wieder VON WILPERT, *Goethe-Lexikon* (wie Anm. 2), S. 139; GOETHE, *Campagne in Frankreich* (wie Anm. 49), S. 722.

⁵³ Zur Genese des Werkes siehe wieder GOETHE, *Campagne in Frankreich* (wie Anm. 49), S. 719 ff.

⁵⁴ Abdruck des entsprechenden Briefes Goethes an Schiller: GOETHE, *Mit Schiller* (wie Anm. 52), Nr. 171, S. 169 f. Kommentar: ebd., S. 862 f. Von dem Textabdruck in den „Horen“ liegt inzwischen ein Reprint vor: *Die Horen. Eine Monatsschrift*, hg. von SCHILLER, Jahrgang 1796, Bd. 7 u. 8, fotomechanischer Nachdruck des Exemplars der Cotta'schen Handschriftensammlung (Leihgabe der Stuttgarter Zeitung) im Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar, Darmstadt 1959, S. 811–876 [S. 29–94]. Hierzu siehe wieder GOETHE, *Campagne in Frankreich* (wie Anm. 49), S. 722.

⁵⁵ *Briefe aus der Schweiz. Zweyte Abtheilung*, in: *Goethe's Werke*, Eilfter Band, Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1808, S. 223–308. Zur weiteren Editions-geschichte siehe wieder GOETHE, *Campagne in Frankreich* (wie Anm. 49), S. 723.

⁵⁶ Hierzu siehe wieder GOETHE, *Campagne in Frankreich* (wie Anm. 49), S. 722.

⁵⁷ „Briefe aus der Schweiz“. *Zweyte Abtheilung*, in: *Goethe's Werke*, Eilfter Band, Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1808, S. 229–243. Hierzu vgl. die Ausgabe GOETHE, *Campagne in Frankreich* (wie Anm. 49), S. 34–44.

⁵⁸ *Briefe aus der Schweiz. Zweyte Abtheilung*, in: *Goethe's Werke*, Eilfter Band, Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1808, S. 225–228. Der Vollständigkeit halber sei bemerkt, dass für die zweite Abteilung der „Briefe aus der Schweiz“ nicht der Abdruck in Schillers „Horen“, sondern die diesem zugrunde liegende Handschrift verwendet wurde. Siehe wieder GOETHE, *Campagne in Frankreich* (wie Anm. 49), S. 723. Zu den verschiedenen Handschriften siehe ebd., S. 714 f.

⁵⁹ GOETHE, *Campagne in Frankreich* (wie Anm. 49), S. 723.

ohne Absicht des Dichters geschaffene Verbindung der beiden Teile vermitteln den Eindruck, dass der Brief vom Herbst 1779 nun als literarisches Werk gelesen werden sollte, das weniger als Reisebericht Goethes als vielmehr vor dem Hintergrund des Wertherschen Naturempfindens anzusiedeln ist.⁶⁰ Umso bemerkenswerter scheint aus heutiger Sicht die im Verlauf unserer Ausführungen bereits angedeutete Modifikation der Wahrnehmung auf dem Weg von der Epoche des Sturm und Drang zur Klassik. Oder, um es abschließend auf den Punkt zu bringen: Der Redaktor Goethe hat mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit zumindest billigend in Kauf genommen, dass der zeitgenössische Rezipient dem tragischen Helden Werther schon aufgrund des spezifischen Arrangements der „Briefe aus der Schweiz“ Züge eines Proto-Klassikers verlieh.

⁶⁰ Hierzu vgl. wieder GOETHE, *Campagne in Frankreich* (wie Anm. 49), S. 728 f. Für eine solche Interpretation des Textes spricht auch der Umstand, dass im elften Band der Cotta-Ausgabe Goethes „Leiden des jungen Werthers“ den Auftakt bildet (S. 1–196), gefolgt von den soeben ins Feld geführten Abteilungen der „Briefe aus der Schweiz“. Ein mit der Genese der verschiedenen Texte nicht vertrauter Rezipient las zumindest die erste Abteilung der „Briefe aus der Schweiz“ zweifellos als vom Autor nachgeschobene Ergänzung des „Werther“, die zweite Abteilung hingegen wurde zwar nicht ausdrücklich zugewiesen, ihre Zugehörigkeit zum Werk des tragischen Sturm und Drang-Helden jedoch ganz bewusst in Kauf genommen.

Baukultur in den Schweizer Alpen – zwischen Tradition und Moderne

Benno Furrer

Die Schweiz bietet auf kleinem Raum eine beachtliche Anzahl verschiedener sogenannter Hauslandschaften mit jeweils eigenständiger Geschichte und verschiedenen Bauformen. Natürliche Voraussetzungen und kulturelle Eigenheiten prägten diese Hauslandschaften. Sie lassen sich großräumig in das Schweizer Mittelland, die Voralpen und Alpennordseite, die alpinen Südtäler, die Westschweiz sowie den Jurabogen gliedern. Die Hausforschung¹ zeigt, dass im ländlichen Hausbau bis in die frühe Neuzeit vorwiegend in Holz gebaut worden ist. Darauf folgte in den meisten ländlichen Regionen der Schweiz eine Verlagerung zum Steinbau. Wenigstens drei Phasen der Agrarmodernisierungen haben die Landwirtschaft in der Schweiz nachhaltig verändert und damit auch die dazugehörigen Bauten. In zahlreichen Regionen der Alpen

¹ Auswahl: *Wallis*: ROLAND FLÜCKIGER-SEILER: Die Bauernhäuser des Kantons Wallis – Les maisons rurales du Valais, Bd. 2: Das Wohnhaus in Steinbauweise und die Vielzweckbauten (Val d'Illicz), tome 2: L'habitation en pierre et la maison concentrée (Val d'Illicz) (Die Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 14), Basel 2000; *Tessin*: MAX GSCHWEND, Die Bauernhäuser des Kantons Tessin - La casa rurale nel Canton Ticino (trad. Sandro Bianconi), Bd. 1: Der Hausbau (Die Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 4), Basel 1976; *Atlante dell'edilizia rurale in Ticino*, hg. von GIOVANNI BUZZI, Locarno 1993 ff.; *Mittelland*: CHRISTIAN RENFER, Die Bauernhäuser des Kantons Zürich, Bd. 1: Zürichsee und Knonauseramt (Die Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 9), Basel 1982; JEAN-PIERRE ANDEREGG, Die Bauernhäuser des Kantons Freiburg - La maison paysanne fribourgeoise, Bd. 1: Die Bezirke Saane, See, Sense (Die Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 7), Basel 1979; JEAN-PIERRE ANDEREGG, Die Bauernhäuser des Kantons Freiburg - La maison paysanne fribourgeoise, Bd. 2: Broye, Glâne, Gruyère et Veveyse (Die Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 8), Basel 1987; BENNO FURRER, Die Bauernhäuser der Kantone Schwyz und Zug (Die Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 21), Basel 1994; PIUS RÄBER, Die Bauernhäuser des Kantons Aargau, Bd. 2: Fricktal und Berner Aargau (Die Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 23), Baden 2002; ISABELL HERMANN, Die Bauernhäuser des Kantons Zürich, Bd. 3: Zürcher Weinland, Unterland und Limmattal (Die Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 11), Basel 1997; ERIKA TANNER: Die Bauernhäuser des Kantons Thurgau (Die Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 24), Basel 1998; MARTIN FURTER, Die Bauernhäuser der Kantone Basel-Landschaft und Basel-Stadt (Die Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 25), Basel 1999; *Alpen*: CHRISTOPH SIMONETT, Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden, Bd. 1: Wohnbauten (Die Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 1), Basel ²1983; DERS.: Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden, Bd. 2: Wirtschaftsbauten, Verzierungen, Brauchtum, Siedlungen (Die Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 2), Basel ²1987; BENNO FURRER, Die Bauernhäuser des Kantons Uri (Die Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 12), Basel 1985; HEINRICH CHRISTOPH AFFOLTER, Die Bauernhäuser des Kantons Bern, Bd. 1: Das Berner Oberland (Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 27), Basel 1990; CONSTANT WIESER, Zuoz, Geschichte und Gegenwart (Schweizer Heimatbücher, Bd. 190), Bern 1991; *Atlante dell'edilizia rurale in Ticino: Valle di Blenio*, hg. von GIOVANNI BUZZI, Locarno 1993; *Atlante dell'edilizia rurale in Ticino: Valmaggia*, Bd. 1 und 2, hg. von DEMS., Canobbio 1997; CLAUDIA MEILI, Die Entwicklung des Engadiner Haustypus, in: Bündner Monatsblatt, Heft 6 (1993), S. 411–444; DIEGO GIOVANOLI, Alpschermen und Maisensätze in Graubünden: bäuerliche Bauten, Betriebsstufen und Siedlungsstrukturen ausserhalb der Dörfer Graubündens von der frühen Neuzeit bis 1960, Bern 2003; ISABELL HERMANN, Die Bauernhäuser beider Appenzell: Appenzell Ausserrhoden Innerrhoden (Die Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 31), Basel 2004.

haben Tourismus und Kraftwerkbauten die traditionelle Hauslandschaft aufgemischt, in einigen Fällen bereichert, vereinzelt aber auch zerstört (Abb. 1).



Abb. 1: Cham, Oberwil 8. Wohnhaus von 1808. Nach der Hofübergabe an die jüngere Generation entstand daneben ein moderner Holzbau als „Stöckli“ (Altenteil) der Arch. Zumbühl & Heggli, 2005. Foto: Benno Furrer, 2005.

Bauen in Kenntnis und Nutzung natürlicher Ressourcen

Ein geradezu charakteristisches Phänomen im ländlichen Hausbau – nicht nur in den Alpen – ist eine verbreitete Kenntnis zu Vorkommen und Nutzungsmöglichkeit natürlicher Rohstoffe und mikroklimatischer Gegebenheiten. Angesichts der verfügbaren Fülle erstaunt es zunächst nicht, dass Nadelholz, Kalk und Gneis als Wand- und Dachmaterial Verwendung fanden, sei es in Form von Blockbauten, Bruchsteinmauern, Schindel- oder Steinplattendächern. Eine solch elementare Bauweise dominierte noch bis tief ins 19. Jahrhundert, bei Alpegebäuden sogar bis um 1950, weil sie unzweifelhaft Vorteile bietet: sie verwendet erneuerbare Ressourcen aus der näheren Umgebung und spart damit Material- und Transportkosten ein. Sie lässt einen hohen Grad an Eigenleistung durch den Auftraggeber zu, der gleichzeitig Verständnis für bauliche Zusammenhänge gewinnt. Dies mindert die Baukosten und erleichtert den Bauunterhalt. In vorindustrieller Zeit verstand man, die für das Überleben wichtige Vorratshaltung auf geschickte Art zu bewerkstelligen. Man kannte die verfügbaren natürlichen Ressourcen, etwa die konservierende Wirkung von Rauch und Salz. Milch und Butter lassen sich in Höhlen oder Kalkkellern am Fuße von Geröllhalden durch natürliche Luftströmungen oder Quellwasser kühlen (Abb. 2).



Abb. 2: Kaltkeller am Fusse einer Geröllhalde. Hier werden kühlende Luftströmungen genutzt, um Milch und Fleisch frisch zu halten. Unterschächen, Nitteren, 995 m ü. M. Foto: Benno Furrer, 2010.

Ein in der Bauforschung sehr häufig zu beobachtendes Phänomen ist die Wiederverwendung von Bauteilen bis hin zu vollständigem Abbau, Dislokation und Wiederaufbau. Dahinter stehen ganz verschiedene Gründe, die den Aspekt der Sparsamkeit, der damit verbunden zu sein scheint, deutlich relativieren. Nach dem Brand eines Hauses oder eines ganzen Dorfes macht es durchaus Sinn, wenn die meist kaum beschädigten Kellergeschosse die Basis für neu zu errichtende Häuser bilden. Dabei geht es nicht nur um materielle Einsparungen, sondern auch um die Vermeidung zeitraubender baurechtlicher Streitigkeiten – ein Aspekt, der sowohl in Dörfern als auch in Städten von großer Tragweite sein kann.

Nicht immer wurden Entscheide zur Wiederverwendung von Baumaterialien frei getroffen. Allzu oft, spätestens seit dem 16. Jahrhundert, kam die pure Notwendigkeit dazu. Bevölkerungszunahme und damit verbunden intensiviertere Bautätigkeit und erhöhter Holzverbrauch in Herd und Ofen sowie die weitverbreitete Waldweide für Rinder, Schweine und Ziegen fügten dem Wald beträchtlichen Schaden zu. Ein spürbarer Rückgang von Bauholz war die Folge, was wiederum eine Wiederverwendung desselben attraktiv bzw. nötig machte.

Eisen, Glas und Keramik waren bis zu ihrer industriellen Fertigung im ländlichen Hausbau immer teure Materialien. So erstaunt es nicht, alte Schlösser ehemaliger Stubentüren an Keller- und Kammertüren jüngerer Bauten anzutreffen. Dasselbe gilt zum Beispiel für Stubenfenster, die als ganzes, das heißt mit dem Holzrahmen, bei einer allfälligen Modernisierung am gleichen oder an einem anderen Haus als Kammerfenster wiedereingebaut worden sind. Kunterbunte

Mischungen von Ofenkacheln unterschiedlichster Provenienz verdeutlichen diesen Aspekt sehr klar: Nicht selten kann ein äußerlich bescheidenes Haus einer abgelegenen Bergliegenschaft einen prunkvollen, wenn auch torsoähnlichen Kachelofen aus einem Patrizierhaus vorzeigen. Für die vorindustrielle Zeit spiegelt die Wiederverwendung von Baumaterialien eine Situation, in der menschliche Arbeitskraft vergleichsweise kostengünstig, die Kosten für Baumaterial hingegen hoch waren. Die Industrialisierung brachte eine Umkehrung dieses Verhältnisses.

Frühe Beispiele von Holzbauten

Sucht man Belege für ländliche Holzbauten in der Schweiz aus der Zeit von 1250 bis um 1350, zeigen sich große Lücken. Während in der Zentralschweiz, im Wallis und im Bleniotal (TI) Bauten aus dem 12. und 13. Jahrhundert stehen, setzt der überlieferte Bestand im schweizerischen Mittelland erst für die Zeit um 1420 ein. Früheste Blockbauten, jene mit fassadensichtigen Bodenbohlen, sind aus dem 12. Jahrhundert belegt. Im schweizerischen Mittelland handelt es sich bei den ältesten ländlichen Holzbauten durchwegs um Ständerbohlenkonstruktionen. Mittelalterliche Pfosten- und Grubenhäuser aus der Zeit um 800 bis 1000 n. Chr. sind aus archäologischen Grabungen in den Kantonen Basel-Landschaft und Schaffhausen bekannt.² Aus Schriftquellen, insbesondere Urbaren und Leiheverträgen geistlicher Grundherrschaften (Klöster), sind konkrete Angaben zu Material, Konstruktions- und Nutzungsart ländlicher Bauten im Mittelalter überliefert. Solche Quellen erwähnen für Besitzungen im Kanton Zürich und den Zeitraum 1380 bis 1450 Bauteile und Funktionen, die sich als Vielzweckbauten in Ständerbohlen- und Hochstudbauweise interpretieren lassen. Das Versetzen von Gebäuden kam häufig vor.³

Ländlicher Holzbau zwischen 1250 und 1350 in den Alpen

In der Zentralschweiz sowie im Tessiner Bleniotal befinden sich hölzerne Wohnhäuser und Ökonomiegebäude, deren Bohlenböden nicht eingetuet sind und auf zwei Seiten fassadensichtig in Erscheinung treten. Die Stirnseiten der Bohlen bleiben über die ganze Breite einer Giebelfassade, meist bündig zu den Fassadenhölzern, sichtbar. Bei Fachwerk in Stockwerkbauweise

² WALTER ULRICH GUYAN, Das Mittelalterdorf Berslingen bei Schaffhausen, Ausgrabungen 1968–1970, in: Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 48 (1991), S. 193–292; KURT BÄNTELI / MARKUS HÖNEISEN / KURT ZUBLER, Berslingen – ein verschwundenes Dorf bei Schaffhausen (Schaffhauser Archäologie, Bd. 3), Schaffhausen 2000; ANKE BURZLER / KURT BÄNTELI / MARKUS HÖNEISEN, Das frühmittelalterliche Schleithelm – Siedlung, Gräberfeld und Kirche (Schaffhauser Archäologie, Bd. 5), Schaffhausen 2002. Zweischiffige Postenbauten mit Grundmassen von 11–16 m Länge und 5,5–6,5 m Breite. Wohnstallhäuser, in denen Mensch und Vieh unter einem Dach lebten. Größere vier- oder sechschiffige Grundrisse deuten auf einen inneren Wohnbereich mit seitlichen Anbauten hin und werden als Herrenhäuser interpretiert (BÄNTELI / HÖNEISEN / ZUBER, Berslingen [s. o.], S. 66).

³ ALFRED ZANGGER, Grundherrschaft und Bauern. Eine wirtschafts- und sozialgeschichtliche Untersuchung der Grundherrschaft der Prämonstratenserabtei Rütli (ZH) im Spätmittelalter, Zürich 1991, S. 440–443 und Tab. 29. Nebst Angaben zu Baumaterialien und Konstruktionen erschließen sich aus den Quellen auch Hinweise auf die Gebäudefunktionen und Siedlungsweise. Außerdem wird deutlich, wie häufig (selbstverständlich) Gebäudeversetzungen waren.

stellt diese Konstruktion eine Art Plattform dar, die als Basis für das nächstfolgende Stockwerk dienen konnte. Auch im Ständerbohlenbau gibt es einzelne Belege von fassadensichtigen Bodenbohlen.⁴ Formal lässt sie sich bis zu bronzezeitlichen Bauten zurückführen, zum Beispiel in Federsee um 1100 v. Chr. oder in der Siedlung Greifensee-Böschen.⁵



Abb. 3: Wohnhaus mit fassadensichtigen Boden-/Deckenbohlen, erbaut 1287. Blockbau mit Schindeldach. Umbau Kellergeschoss 1544, Anbau seitliche Kammern 18. Jahrhundert. Foto: Benno Furrer, 2001.

In den schweizerischen Voralpen gehören Wohnhäuser mit fassadensichtigen Boden-/Deckenbohlen zu den ältesten Holzwohnbauten überhaupt (Abb. 3). Datierungen ergaben Fällzeiten der Hölzer von 1176 bis um 1520. Die etwa 9 cm dicken Bohlen sind entweder gegenseitig überfälzt oder mit Nut und Kamm versehen. Beide Techniken kommen vor und es zeichnet sich keine Bevorzugung der einen oder anderen Form ab, weder hinsichtlich der Datierung noch in der

⁴ Beispiel Zug, Burg, Ständerbau Annex Nord, erbaut um 1355d (ADRIANO BOSCHETTI-MARADI / TONI HOFMANN, Der Bohlen-Ständerbau von 1355 auf der Burg Zug, in: *Mittelalter, Zeitschrift des Schweizerischen Burgenvereins*, Basel 2006/4, S. 173–188); Zug, Haus Stolzengraben, dat. 1445d, sekundärer Einbau eines Blockbauzimmers mit fassadensichtigen Bodenbohlen im 17. Jahrhundert; vgl. RÜDIGER ROTHKEGEL, Der Stolzengraben in Zug. Das Haus eines wohlhabenden Winzers aus dem Spätmittelalter? Mit einem Beitrag von Heinz Horat [Zur Restaurierung des Hauses Stolzengraben], in: *Tugium* 15 (1999), S. 131–151, hier S. 140, Abb. 18.

⁵ KARL KLÖCKNER, *Der Blockbau. Massivbauweise in Holz*, München 1982, S. 9; HANS REINERTH, *Das Federseemoor als Siedlungsland des Vorzeitmenschen (Führer zur Urgeschichte, Bd. 9)*, Augsburg 1929, Taf. XXVI; ULRICH RUOFF, Greiffensee-Böschen, Kanton Zürich. Die Unterwasser-Rettungsgraben, in: *helvetia archäologica* 113 (29/1998), S. 2–20, hier S. 7.

Lage der Bohlen (Wohn- oder Kammergeschoss). Stallscheunen und Speicher hat man auch im späten 19. Jahrhundert noch in dieser Bauweise errichtet, so zum Beispiel in Sedrun (GR) 1880.

Die größte bisher festgestellte Verbreitungsdichte für Wohnhäuser mit Fassadensichtigen Boden/Decken-Bohlen liegt in der Zentralschweiz, insbesondere im Kanton Schwyz.⁶ Zudem erweist sich das Bleniotal im Nordtessin, ein Steinbaugebiet mit hohem Anteil an Wohnhäusern in Blockbauweise, als weitere Region mit dieser Bauform. Nach bisherigen Erkenntnissen lässt sich das Verbreitungsgebiet der Holzwohnbauten mit Fassadensichtigen Bodenbohlen auf Gebiete östlich einer Linie Luzern-Brünig-Griespass-Domodossola einschränken. Relativ starke Vorkommen sind für das Sarntal nördlich von Bozen belegt. Einzelne Datierungen reichen ebenfalls ins 14. Jahrhundert zurück.⁷

Markanter Wandel der Hauslandschaften

Ein summarischer Überblick vermittelt für die meisten Talschaften der Alpen Bau- und Gestaltungskonjunkturen. Generell prägten in der Zeit vor 1500 die rein konstruktiven Merkmale den Hausbau; Ornamente und Inschriften oder gar Farbe kamen praktisch nicht vor. In der Gesamtförmung bleiben die Wohnhäuser mehrheitlich zweigeschossig mit flacher Dachneigung und Schindeleindeckung. Seitliche Lauben verstärken das Erscheinungsbild gedrungener Tätschdachhäuser. Auf der Alpennordseite prägten nach 1500 bis um 1800 die dem Blockbau angemessenen, horizontal angelegten Friese verschiedenster Art die Hauptfassaden. Im 17. und 18. Jahrhundert verschönern plastische Reliefformen, Inschriften und Malereien zahlreiche Bauten in den westlichen Alpen. Mit dem Aufkommen kostspieliger, verglaste Fenster wird auch ihr Schutz ein Thema, was sich in der Anlage von kleinen Schutzdächern zeigt. Nach 1800 werden die Hausfassaden wesentlich schlichter gehalten, die Fenster einzeln in Axen angeordnet und Ziegeldächer benötigen eine steilere Neigung. Die Lauben verlieren an Bedeutung und verschwinden ab Mitte des 19. Jahrhunderts ganz.

In der inneren Gliederung bleibt das sogenannte Vorderhaus mit Stube und Nebenstube als klassische Anlage bestehen, hingegen ermöglicht die Ausleitung des Rauches von Herd- und Ofen mittels Kaminzügen über das Dach hinaus die bessere Nutzung des Hinterhauses. Insbesondere im nun rauchfreien Obergeschoss können vermehrt spezifische Kammern auch im Hinterhaus angelegt werden oder gar eine zweite Wohnung im Obergeschoss (Abb. 4).

⁶ Vgl. BENNO FURRER, Bauernhäuser Schwyz und Zug (wie Anm. 1); DERS., Beiträge zur Hausgeschichte des 13. und 14. Jahrhunderts in der Innerschweiz, in: *Der Geschichtsfreund* 141 (1988), S. 175–200.

⁷ Malvaglia-Anzano (Vielzweckbau von 1506 mit wiederverwendeten Bauhölzern des 14. Jahrhunderts), Chiavasco (Vielzweckbau von 1534), Dandrio (Vielzweckbau, Bauphasen aus dem 14., 15. und 19. Jahrhundert. Vgl. *Atlante Blenio* (wie Anm. 1), S. 221 ff., 233 ff., 263 ff., 289 ff.

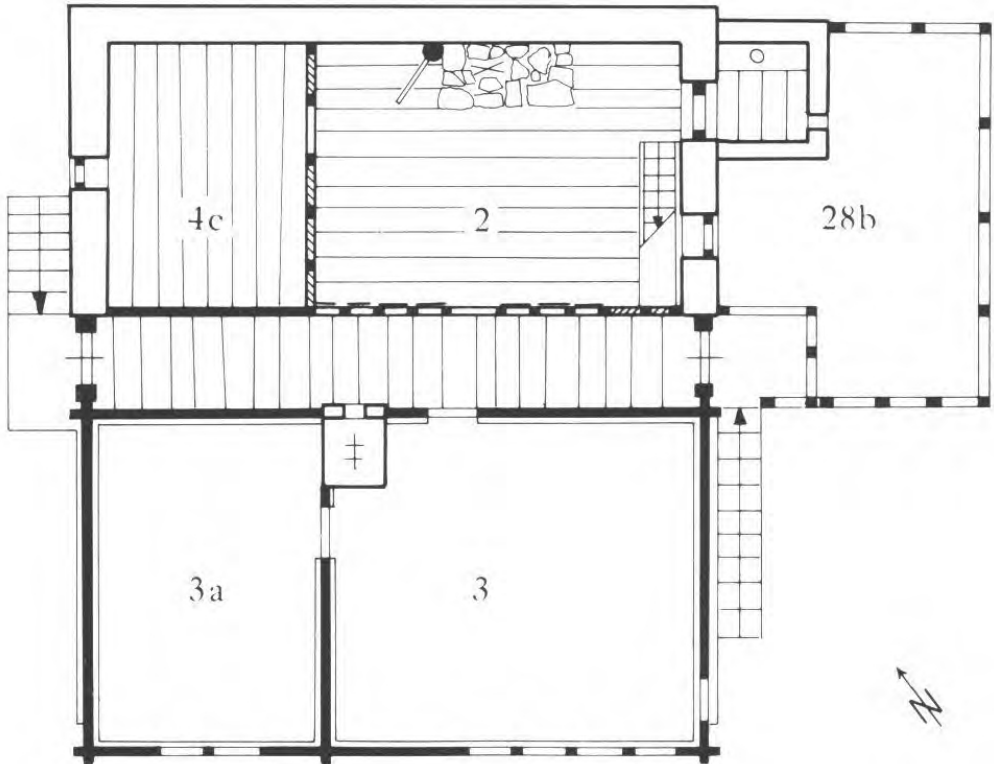


Abb. 4: Häufig zu findender Grundriss im alpinen Wohnhaus - Gemauertes Hinterhaus mit Küche (2) und Vorratskammer (4c). Vorderhaus in Blockbau enthält die Stube (3) mit dem Ofen und das Elternschlafzimmer (3a). Aus: FURRER, die Bauernhäuser Uri (wie Anm. 1), Abb. 744.

Ästhetik mit Hintergedanken

Inwiefern führen handwerkliche Materialbearbeitungen zu Formen, die benutzerfreundlich, dauerhaft und qualitativ sind? Einfachste Zierformen, etwa die Fase an Kanthölzern, lassen sich bereits an Bauten aus dem 13. Jahrhundert feststellen. Die Absicht dabei, relativ scharfe Balkenkanten mit dem Ziehmesser zu brechen, könnte sein, Verletzungen sowohl bei Hausbewohnern als auch am Bauteil selbst zu vermindern. Mit wenig menschlichem Gestaltungswillen entsteht daraus bereits eine kleine Verzierung. Ähnliches gilt bei der Eiche für den weichen, sich farblich vom Restholz abhebenden Splint. Bei Türpfosten beispielsweise konnten solche Unterschiede störend wirken. Eine breite Zierfase macht aus der Not eine Tugend.

An profilierten Friesen und Balkenköpfen tropft das Regenwasser besser ab, die Fassade nässt weniger ein. Pfettenkonsolen, als statisches Element zur Verteilung der Dachlast eingebaut, werden bei den weit ausladenden Dächern Berner Oberländer Häuser zum exponierten



Abb. 5: Fassade mit diversen Friesen und geschnitzten Holzornamenten. Les Moulins (VD), 1659. Foto: Benno Furrer, 1991.

Schauplatz für Verzierungen. Verputz oder Farbanstriche schützen grundsätzlich das Trägermaterial vor Witterungseinflüssen (Abb. 5). Bei reich bemalten Holzfassaden oder mit Sgraffito und Farbe dekorierten Verputzflächen hinkt der Nutzen allerdings beträchtlich hinter dem Aufwand für den Unterhalt nach.

Aus der Fülle der Gestaltungsformen greife ich einen Aspekt heraus, den Farbdekor. Dabei lassen sich einzelne Regionen herauschälen, bei denen die Farbigekeit eine herausragende Rolle spielte und zwar an hölzernen wie auf gemauerten Fassaden.

Konzentriert man sich zunächst auf die Betrachtung von *Holzbauten*, dann heben sich zwei Regionen deutlich ab: Das Berner Oberland für Bauten ab Mitte des 16. Jahrhunderts bis um 1800 und die Region Appenzell Innerrhoden von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts (Abb. 6). In anderen Gebieten, etwa im Urserental, im Toggenburg oder im St. Galler Rheintal finden sich farbig gefasste oder mit Malereien dekorierte, herausragende Einzelbauten oder es handelt sich um räumlich und zeitlich eher kurzlebige Erscheinungen, wie zum Beispiel farbige Fensterumrahmungen im Gebiet der Gemeinden Isenthal, Seelisberg und Emmeten.

In Regionen mit offensichtlich sehr wenigen, farbig gefassten Holzfassaden fehlt die Malerei aber keineswegs. Vielmehr ist zu beobachten, dass die qualitätvollen Malereien sich dort auf Innenräume konzentrieren, so etwa auf Stuben und Kammern, auf Kellerräume oder Hausflure. Bemerkenswert ist eine offensichtlich unterschiedliche Grundhaltung gegenüber Charakter und Platzierung von Ornamenten zwischen dem Berner Oberland und der Zentralschweiz: dort ein reichhaltiger, plastischer und farbiger Dekor an Außenfassaden bei eher karger Innenraum-

gestaltung, hier Fassaden mit spärlicher Holzzier, jedoch üppig gestalteten Innenräumen. Dies alles ist im vergleichbaren Zeitraum zwischen 1600 und 1800 sowie in einem landschaftlich und sozioökonomisch ähnlichen Umfeld anzutreffen.

Zudem finden sich in Regionen, die als „farblos“ gelten, immer auch Beispiele, bei denen zwar das hölzerne Vorderhaus keine oder eine nur sehr untergeordnete Farbverwendung aufweist, gemauerte Kellersockel oder Hinterhausbereiche hingegen sehr wohl mit Malerei versehen sein können. In der Regel handelt es sich dabei um Architekturmalerei, Eckquadrierung, Säulen und Fensterbekrönungen oder um figurlich-szenische Malerei.⁸

Die Zuordnung bemalter Bauten hinsichtlich der sozialen Stellung der Bauherrschaft weist – wohl nicht überraschend – für die frühen Beispiele auf Angehörige einer ländlichen Oberschicht, etwa Ratsherren, oder durch Söldneranwerbung, Vieh- und Käsehandel reich gewordene Bauern und Patrizier hin.

Im Berner Oberland weisen älteste, im 15./16. Jahrhundert erbaute Häuser, weder Farbe, Spruch noch Datum auf. Um 1550 tauchen in den östlichen Tälern dieser Region erste farblich gefasste Friese und Kerben auf. Früheste Wohnhäuser mit Farbfassaden datieren von 1564 (Gemeinde Bönigen) und 1589 (Gemeinde Saanen). Verwendet werden die Farben Schwarz und Rot. Im 17./18. Jahrhundert gehört die Farbe in der Gestaltung der Fassaden von Neubauten in einigen Talschaften des Berner Oberlandes praktisch zum Standardrepertoire und flacht nach 1750 deutlich ab.⁹

Ab 1760 kommt es im Berner Oberland zu einem grundsätzlichen Wandel im Verhältnis zu Fassadenmalerei und Farbe: Bei Neubauten wird auf Buntheit, Hausspruch und Datum verzichtet. Ein 1820 erbautes Haus in Boltigen erscheint mit einer vollständig grau gestrichenen Holzfassade.

Demgegenüber gewinnt die Farbe in der Fassadengestaltung in der Region Appenzell Innerrhoden gegen Mitte des 19. Jahrhunderts enorm an Bedeutung.¹⁰ Fast wie aus dem „Nichts“ wird dort die ans Haus angebaute Stallscheune hauptsächlicher Träger von Farbe und Dekor, während das Wohnhaus sich mit einem schlichten Farbton begnügt (Abb. 7).



Abb. 6: Wohnhaus mit bemalter und geschnitzter Fassade. Saanen (BE), Pfyffenegg 10, erbaut 1659. Foto: Benno Furrer, 2009.

⁸ Landschaftswappen, Szenen mit Tells Apfelschuss, heimkehrendem Krieger oder aus der biblischen Geschichte, vgl. AFFOLTER, Bauernhäuser Bern (wie Anm. 1), S. 411–419; MORITZ FLURY-ROVA / WERNER KUSTER, Ein Zyklus bäuerlicher Renaissance-Malereien in Sidwald. Neu St. Johann im Toggenburg, in: Schweizerischer Kunstführer 82/812 (2007).

⁹ AFFOLTER, Bauernhäuser Bern (wie Anm. 1), S. 375.

¹⁰ MARCEL ZÜND, Farbe und Malerei, in: HERMANN, Bauernhäuser Appenzell (wie Anm. 1), S. 163–203.



Abb. 7: Hell bemaltes Wohnhaus und in den Farbtönen Gelb, Rot und Grün gehaltene Stallscheune sind in Appenzell Innerrhoden häufig verwendete Farbkombinationen. Appenzell, Meistersrüte, Töbeli (Al). Foto: Archiv Bauernhausforschung, um 2000.

Bei Steinbauten mit Farbdekor dominiert eindeutig das Engadin, wo vom 16. bis zum 18. Jahrhundert das Sgraffito die vorherrschende Fassadenzier ist. Offensichtlich hat sich in höheren Lagen die durch italienische Wanderkünstler importierte Technik im Vergleich zu Wandmalereien besser bewährt. Dagegen sind szenische und geometrische Farbanstriche auf gemauerten Teilen alpiner Blockbauten der zentralen und westlichen Alpen immer punktuell und an Bauten der dörflichen Oberschicht gebunden.¹¹

Nutzungsstufen und besondere Ausprägung der Bauten

Im alpinen Raum ist die sogenannte Stufenwirtschaft eine verbreitete und bewährte Strategie zur Nutzung beschränkter Ressourcen.¹² Die „Auslagerung“ von Vieh in Teilbetriebe (Alp, Maiensäß) bildet eine wichtige Voraussetzung für die Gewinnung von Winterfutter, insbesondere bei großen Höhendifferenzen und entsprechend kurzen Vegetationszeiten (Abb. 8a). Dar-

¹¹ FLÜCKINGER-SEILER, Bauernhäuser Wallis (wie Anm. 1).

¹² Schweizerische Bauernhausforschung, ein Projekt der Gesellschaft für Volkskunde mit Unterstützung der Kantone und des Schweizerischen Nationalfonds. Publikationen: Die Bauernhäuser der Schweiz, 1965 ff. Bis 2006 sind 28 Bände erschienen. Alpine Wüstungsforschung durch Historisches Seminar der Universität Basel unter der Leitung von Prof. Werner Meyer. GIOVANOLI, Alpschermen (wie Anm. 1); Gweil – Maisäß und Alpen, hg. von BARBARA KEILER, KLAUS PFEIFER und ANDREAS RUDIGIER (Montafoner Schriftenreihe, Bd. 6), Schruns 2002.

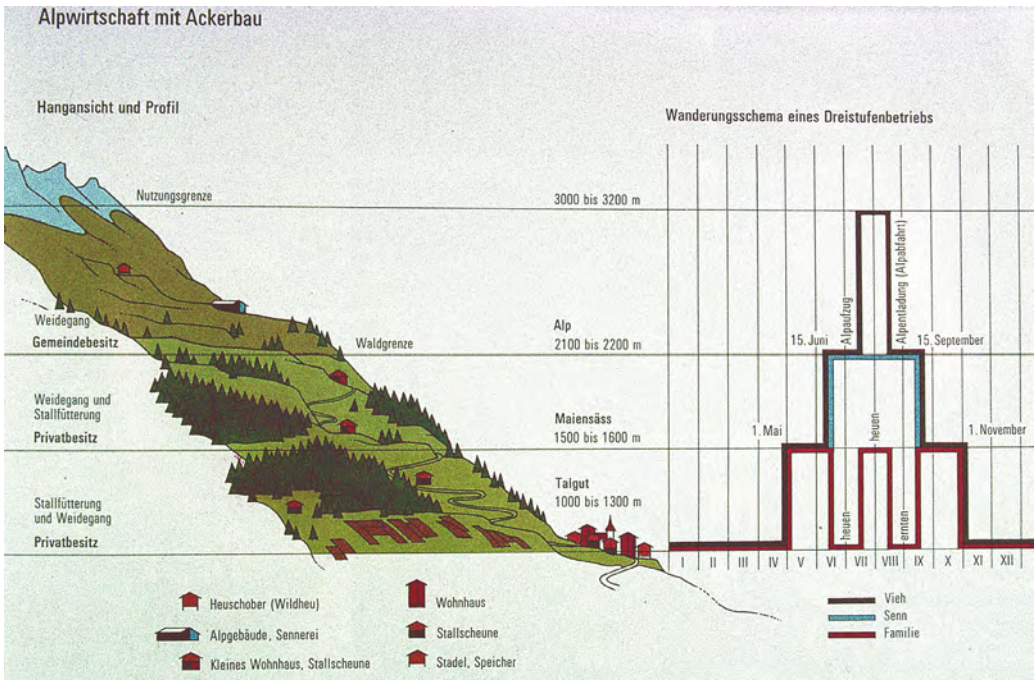


Abb. 8a: Schema saisonale Wanderung mit Talstufe, Berg (Maiensäß) und Alp. Aus: OSCAR BÄR, Geographie der Schweiz, Zürich 1979, S. 175. © Lehrmittelverlag Zürich.

über hinaus ergibt sich aus unterschiedlichen Höhenlagen und Expositionen der einzelnen Nutzungsstufen auch eine gewisse Risikoabsicherung gegenüber Witterung und Naturgefahren, etwa Lawinen, Überschwemmungen oder Murgängen. Ein landwirtschaftlicher Stufenbetrieb gliedert sich in ein Talgut, die Alp und allfällige Maiensäße. Auf jeder dieser Höhen- bzw. Nutzungsstufen befinden sich Wohn- und Wirtschaftsgebäude. Eines der Wohnhäuser bildet dabei in der Regel den Hauptsitz der Familie. In einem jahreszeitlichen Rhythmus ziehen die ganze Familie oder einzelne Mitglieder mit Vieh und Habe umher und legen dabei z. T. beträchtliche horizontale und vertikale Distanzen zurück. Zwischen einem Stufenbetrieb im Wallis, Tessin, in Graubünden bzw. in den nördlichen Voralpen treten große Unterschiede bezüglich bewirtschafteter Flächen, Personalverteilung und demzufolge auch den Gebäudegattungen auf. Die Bezeichnungen für die Maiensäß-Stufe wechseln je nach Region: Im deutschen Sprachraum heißt sie *Berg*, *Vorsass*, *Vorwinterig*, *Atzmähder*, im französischen Sprachgebiet *mayen*, im Italienischen *monte*, *maggengho* und im Räto-Romanischen *acla* oder *cuolm*. Gemeinsam ist allen Stufenbetrieben, dass die Maiensäße sich praktisch immer in Privatbesitz befinden, während es für die Alpstufe verschiedenste Modelle gibt. Je nach Distanz zu der Dauersiedlung stehen im Maiensäß einfache oder mit Bauten der Talstufe vergleichbare Wohnhäuser sowie Ökonomiegebäude. Es sind vor allem aus dem Tessin auch Verhältnisse bekannt, wo man im Heuraum des Heustalles schläft und – falls überhaupt – auf improvisierten Feuerstellen kocht (Abb. 8b).



Abb. 8b: Maiensäß Wohnhaus, erbaut 1831. Bürglen, Neien. Reduzierte Wohnform für die temporäre Nutzung. Foto: Benno Furrer, 1982.

Maiensäße sind Betriebsvariable

Während der Besitz eines Talgutes¹³ sowie Eigentum oder Nutzungsrechte an Alpsommerweiden unabdingbar sind, kann ein Maiensäß als Betriebsvergrößerung dazukommen, bzw. bei schlechterer Wirtschaftslage wieder veräußert werden. Dasselbe gilt bei Änderungen in der Familienstruktur. Eine größere Familie macht es einerseits erst möglich, einen Stufenbetrieb am Leben zu erhalten, ist andererseits zur Erlangung eines ausreichenden Einkommens oft auch nötig. So kann beispielsweise der Sohn eine ursprünglich als Maiensäß genutzte Liegenschaft übernehmen und ganzjährig bewirtschaften. Die Höhenlage (Situierung) des Maiensäßes ist eher zweitrangig, das heißt Maiensäße können oberhalb, unterhalb oder auf gleicher Höhenlage wie die Dauersiedlung liegen.

Wenn der grundsätzliche Ablauf der Stufenwirtschaft sich auch in einem relativ einfachen Schema darstellen lässt, sind die tatsächlich ausgeübten Formen außerordentlich vielfältig. Markante Abweichungen gibt es aber nicht nur von einem Bergtal zum anderen, sondern auch zwischen den Familien innerhalb einer Gemeinde und innerhalb derselben Familie im Laufe der Zeit.

¹³ An diesem Wohnhaus oder an der Hofstelle, seltener am Familiennamen, haften wesentliche Rechte, z. B. auf Wald- und Weidenutzung sowie Alprechte.

Mit dem Aufstreben der Städte im nördlichen Alpenvorland, aber insbesondere in der Poebene, entstand eine größere Nachfrage nach Rindvieh für Mast und Fleischproduktion. Verschiedene Regionen der Zentralschweiz gaben den Ackerbau praktisch ganz zugunsten von Viehzucht und Käseproduktion auf. Das Rindvieh wurde in größeren Herden jeweils im Herbst nach Oberitalien verkauft. Diese Viehwirtschaft erreichte im 15. und 16. Jahrhundert ihren Höhepunkt. Zur Haltung von größeren Viehbeständen waren einerseits entsprechende Sömmerungsweiden, zur Gewinnung von Winterfutter, aber auch zusätzliche Flächen nötig. In einer von der Topografie sehr eingeschränkten Region mit engen Tälern, bedroht von Naturgefahren, vergrößerte man die natürlich waldfreien Flächen oberhalb der Waldgrenze durch Rodung nach unten oder gewann Weideflächen in geeigneten Berghängen. Hier siedelten sich die Maiensäße an.¹⁴

In einem Gebiet mit reiner Vieh- und Milchwirtschaft genügt eigentlich ein zweistufiger Betrieb; wenn das Vieh im Sommer auf den Alpen weidet, können im Talbetrieb die Heuvorräte für den Winter angelegt werden. Umfasst ein Landwirtschaftsbetrieb neben Viehwirtschaft auch noch Ackerbau, Reb- sowie Kastanienkulturen, so vervielfachen sich die Bauten und Anlagen, und die organisatorischen, innerfamiliären Abläufe werden derart kompliziert, dass sie von Außenstehenden bzw. aus heutiger Sicht nur schwer nachzuvollziehen sind.

Zwischen Tradition und Innovation – Bauhandwerker in den Alpen

Es war wohl immer schon so – einfache Bauaufgaben löst der Bauer selber, mit oder ohne Hilfe von Nachbarn. Dies gilt etwa für einräumige Sennhütten, kleinere Ställe und Schöpfe oder Reparaturen. Bei komplexeren Vorhaben, beim Neubau eines Wohnhauses, kommen ausgebildete Handwerker ins Spiel, doch bringt der Bauer als Bauherr einen größtmöglichen Beitrag an Eigenleistung mit ein: Ausheben von Fundamentgräben, Bruchsteinmauern, Beschaffung von Baumaterial (Baumstämme, Sand, Bruchstein) (Abb. 9). Nun ist es im Alpenraum, wo die Handwerker nicht in Zünften organisiert waren, recht schwierig, Namen und Herkommen der am ländlichen Hausbau beteiligten Handwerker zu fassen. Schriftliche Aufzeichnungen zum Hausbau auf dem Lande sucht man meist ver-



Abb. 9: Wohnhaus, Kaltkeller und Terrassierung in Bruchsteinmauerwerk. Nutzung des steilen Terrains unter Verwendung lokaler Baumaterialien mit beispielhafter handwerklicher Umsetzung der Bauaufgabe. Mergoscia, Bresciadiga. Foto: Benno Furrer, 2003.

¹⁴ FURRER, Bauernhäuser Uri (wie Anm. 1), S. 346–347.

gebens. Vor etwa 1500 sind Inschriften am Bau generell selten und wenn vorhanden, beschränken sie sich auf eine Jahreszahl. Abgesehen von diesem Phänomen, das wohl mit mangelnden Schreibkenntnissen zu tun hat, gibt es Regionen, in denen ab dem 16. Jahrhundert Zimmerleute und Bauherrschaften ihr Werk jeweils mit vollem Namen oder wenigstens mit Initialen kennzeichneten. Zur selben Zeit und darüber hinaus bleiben andere Gebiete diesbezüglich anonym. So darf man reformierte Talschaften im Berner Oberland und im Pays d'Enhaut, in Graubünden und Glarnerland als inschriftenfreundliche Gegenden betrachten, die katholischen Gebiete Innerschweiz, Tessin und Wallis hingegen als „stumm“. Die Kenntnisse und Aussagen zum Bauhandwerk bleiben daher örtlich und zeitlich beschränkt.

Generalunternehmer im ländlichen Hausbau – Zimmermeister im Berner Oberland

Im Berner Oberland gab es offensichtlich ganze Zimmermeisterdynastien, die zu außerordentlichen Leistungen fähig waren.¹⁵ Sie beherrschten die gängigen Konstruktionstechniken, wie Blockbau oder Ständerbau, gleichermaßen. Austausch und Neuerungen erfolgten über die Wanderhandwerker eher im Bereich der Ornamentik als im rein zimmertechnischen Aufbau. Für besondere Aufgaben, etwa den Bau eines neuen Rathauses oder einer Kirche, holte man sich die entsprechenden Fachleute oft aus entfernten Regionen. Insbesondere Maurer aus der Val Sesia und dem Maggiateal oder Stuckateure aus dem Vorarlberg prägten im 17. und 18. Jahrhundert zahlreiche Kirchenbauten der Zentralschweiz. Wenn sich Gelegenheit bot, engagierten Patrizier die an einer öffentlichen Bauaufgabe beschäftigten Handwerker für den privaten Hausbau.¹⁶

Die Häuser von Vertretern der ländlichen Oberschicht, von Patriziat, reichen oder armen Bauern unterscheiden sich grundsätzlich weniger im Baumaterial – es handelt sich mehrheitlich um Holzbauten –, sondern in Volumen, Fassadendekor und Ausstattung. Zu eigentlichen Neukonzeptionen kommt es kaum oder sie beschränken sich auf Ausnahmeseiteerscheinungen (Ital Reding, Stockalper, von Salis). Die politischen Führer begründeten ihr Vermögen hauptsächlich auf weitläufigem Handel (Salz, Textilien) und mit der Vermittlung von Söldnern an verschiedene europäische Königshäuser. Über Kontakte und verwandtschaftliche Beziehungen zu Personen in eidgenössischen Städten sowie Metropolen Italiens, Frankreichs oder Spaniens kamen sie auch mit den dortigen kulturellen Errungenschaften in Kontakt. Davon ist bei den Wohnhäusern ihrer Heimatorte eher in der Wohnraumausstattung etwas zu bemerken als in der architektonischen Ausgestaltung.¹⁷ Bauern ihrerseits gingen als Söldner in der Regel ohne Bildung zu mehr oder weniger lange dauernden Unternehmungen ins Ausland und kehrten nicht selten mit wenig Geld oder gar verletzt zurück. Ähnlich wie die Bewohner an europäischen Transitrouten (Gott-

¹⁵ Der Simmentaler Zimmermeister Hans Messerli hatte 1797 seinen 285 First aufgerichtet (AFFOLTER, Bauernhäuser Bern [wie Anm. 1], S. 202). Im Muotatal mehrere Generationen Zimmerleute Grossmann (FURRER, Bauernhäuser Schwyz [wie Anm. 1], S. 511).

¹⁶ So zum Beispiel Ritter Peter Gisler in Bürglen 1609. Vgl. FURRER, Bauernhäuser Uri (wie Anm. 1), S. 79; Gewerbliche Migration im Alpenraum / La migrazione artigiana nelle Alpi, Historikertagung in Davos 1991, red. von URSUS BRUNOLD (Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft Alpenländer, N. F. 5), Bozen 1994.

¹⁷ Aus städtischem Umfeld übernommene architektonische Elemente bilden beispielsweise Giebelbogen (Ründi) oder Mansarddach (AFFOLTER, Bauernhäuser Bern [wie Anm. 1], S. 199; ANDEREGG, Bauernhäuser Freiburg (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 134–136.

hard-, Simplon-, Julierpass) lassen diese sich zuhause nicht von vertrauten Vorstellungen abbringen, wie ein Haus auszusehen hat. Eine Ausnahme bilden offensichtlich die Engadiner Zuckerbäcker, wovon zahlreiche Neubauten von erfolgreich aus dem „Ausland“ zurückgekehrten Bündnern zeugen.¹⁸

Interessant ist es zu beobachten, welchen Einfluss einschneidende Ereignisse, wie Naturkatastrophen oder einseitige Nutzungsmuster auf Bauverhalten und Baukultur nahmen. Im Wallis, einem traditionellen Holzbaug Gebiet, dauerte es bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts und es brauchte staatlichen Druck, um nach einem der nicht gerade seltenen Dorfbrände die Steinbauweise oder gar eine neue Bauordnung durchzusetzen. Am klarsten kommt diese Entwicklung im Wiederaufbau von Obergesteln nach dem Brand von 1868 zum Ausdruck. Aber bereits nach 1900 schlug das Pendel unter dem Einfluss des 1905 gegründeten Schweizer Heimatschutzes wieder zugunsten des Holzbaus um.¹⁹ In Euseigne wurden nach dem Brand von 1917 abschließend Blockbauten neu errichtet.

Das „Engadinerhaus“ – ein neuer Bautyp setzt sich durch

Im Engadin haben die Verwüstungen, die der Dreißigjährige Krieg im 17. Jahrhundert unter den damals noch dominierenden Holzbauten angerichtet hatte, aber auch der relativ rasche wirtschaftliche Aufschwung verbunden mit Bevölkerungswachstum und Zentralisierung der Landwirtschaft, zu den heute vertrauten Vielzweckbauten in Stein bzw. mit einer Mantelmauer eingefassten Blockbauten geführt.²⁰ Die Mischnutzung im Engadinerhaus widersprach zwar den Idealen der bürgerlichen Wohnkultur. Doch dienten die verputzten Außenflächen mit Sgraffito und Malerei als Projektionsflächen für Wohlstand und Baukultur. Das Engadinerhaus kann als Paradebeispiel gelten für eine Entwicklung von polygonalen Baukörpern unterschiedlicher Dimensionen und Materialien zu einer zumindest äußerlich homogeneren Erscheinung (Abb. 10).

Die Durchsetzung eines Haustyps im Engadin ist ein sehr interessantes Phänomen, dessen Ursachen auf verschiedenen Ebenen anzusetzen sind: in der sozialen Dorforganisation, der Topografie sowie in Organisationsstrukturen der Landwirtschaft. Die Hauptfassaden der Häuser richten sich auf zentrale Plätze mit dem Dorfbrunnen oder einen Straßenzug aus, auf Stellen von sozialer Relevanz also. Um diese zu gewährleisten, griffen Bauherr und Handwerker zu Mitteln wie vorspringende Stubenteile, Luken und Erker.²¹

Spätestens im 16. Jahrhundert machte sich gebietsweise ein empfindlicher Mangel an Bauholz bemerkbar, sei es wegen verbreiteter Übernutzungen von Wäldern (Verbiss durch Ziegen), sei es durch Rodungen und Holzexport Richtung Salzsiedereien in Hallein. Im Engadin und im Urserental ging man daher dazu über, die Wirtschaftsgebäude bis auf die Dachkonstruktion vollständig in Stein zu errichten. Im 19. Jahrhundert ergab sich in der Leventina, aber auch im Unterwallis, als Folge von Verordnungen zur Holzeinsparung ein neuer Bautyp, der sogenannte

¹⁸ PETER MICHAEL-CAFLISCH, „Wer leben kann wie ein Hund, erspart“ – Zur Geschichte der Bündner Zuckerbäcker in der Fremde (Geschichte der Alpen, Bd. 12), Zürich 2007, S. 273–289.

¹⁹ FLÜCKIGER-SEILER, Bauernhäuser Wallis (wie Anm. 1), S. 103–129.

²⁰ CLAUDIA MEILI-SENN / LUDMILA SEIFERT-UHERKOVICH, Die gewachsene Fassade: Zur äusseren Erscheinung des Engadinerhauses, in: Kunst+Architektur 2 (2006), S. 41–47.

²¹ Ebd., S. 46.



Abb.10: Vielzweckbau. Wohnteil gemauert und mit Sgraffito Ornamenten dekoriert. Ökonomieteil in Blockbau. Ftan, Sura Bügl 32, 17. Jahrhundert. Foto: Benno Furrer, 2011.

Pfeilerstall. Dabei sind das Stallgeschoss und die vier Ecken des Heuraums gemauert. Nur die Zwischenbereiche im Heuraumgeschoss bestehen aus einer Holzkonstruktion.²²

Kulturlandschaft im Wandel

Eine von Stufenwirtschaft geprägte Landschaft weist oder vielmehr wies ein vielgestaltiges, manchmal aber auch recht karges bis eintöniges Erscheinungsbild auf. Es fallen einerseits die mit einzelnen Häusern oder ganzen Baugruppen bestandenen Rodunginseln der steilen, bewaldeten Talflanken auf. Die Wohnbauten stehen an relativ sicheren, besonnten Standorten, die Wirtschaftsbauten – vor allem Heuställe – in den Weiden an betrieblich günstigen Plätzen. Zwischen den Siedlungen, den Weiden, Äckern und Rebbergen verläuft ein Netz von Wegen, an deren Rändern oft keine Büsche oder Bäume aufzukommen vermögen, weil die Pflanzen im zarten Jungstadium von durchziehenden Menschen und Tieren entweder zertreten oder von letzteren auch ge-

²² MEILI-SENN / SEIFERT-UHERKOVICH (wie Anm. 20), *Gewachsene Fassade*, S. 44; FURRER, *Bauernhäuser Uri* (wie Anm. 1), S. 116–117; YVONNE KOCHERHANS, *Gemeinde Tujetsch. Historische Siedlungs- und Nutzungsformen zwischen Dorf und Alp*, in: *Bündner Monatsblatt. Zeitschrift für bündnerische Geschichte und Landeskunde* 6 (1994), S. 400.

fressen werden. Dabei hat die Erosion insbesondere in steilerem Gelände ein leichtes Spiel, Sand und Kies der Wege zu verschwemmen. Ältere Fotografien, z. B. aus dem Tal der Maggia oder dem Bleniotal, zeigen wenig liebliche, sondern karg-kahle, von Ackerterrassen und Wegspuren geprägte Landschaften.²³

Mit zunehmender Motorisierung auch in der Landwirtschaft, dem Ausbau der Erschließungsstraßen vom Tal bis zu abgelegenen Alpen und dem allgemeinen Strukturwandel in der Landwirtschaft hat sich auch die ehemalige Stufenwirtschaft verändert. Bis 1945/50 waren in den meisten Alpentälern praktisch alle landwirtschaftlichen Bauten genutzt. 1992 standen 70 % davon leer oder waren zerfallen. Weitgehend auf der Strecke geblieben ist dabei vor allem die zwischengelagerte Stufe der Maiensäbwirtschaft.²⁴ Das hier produzierte Heu wird längst nicht mehr vom Vieh an Ort und Stelle verzehrt, sondern per Transporter in den Talbetrieb geführt. Seit einigen Jahren schon werden aufgelassene Maiensäbliengenschaften, vor allem im Tessin, wieder von Wald und Busch in Beschlag genommen.

Die Industrialisierung und der ländliche Hausbau

Nach 1800 kann man eine generelle Vereinfachung in Form und Gestaltung der ländlichen Bauten feststellen. Industriell gefertigte Baumaterialien waren kostengünstig zu erwerben und auf dem neu entstandenen Eisenbahn- und Straßennetz leichter zu transportieren. Überhaupt stürzten die verbesserten Transportwege, über die Getreide aus Amerika und Mitteleuropa die Schweiz erreichten, den Ackerbau nach 1850 hierzulande in eine tiefe Krise. Zahlreiche Konkurse waren die Folge und im Schweizerischen Mittelland stellten viele Betriebe auf Vieh- und Milchwirtschaft um. Die zunehmende Motorisierung und Mechanisierung ab 1945 sowie wachsende Zahl von Gesetzen und Vorschriften führen insbesondere bei Ökonomiebauten zu großen konzeptionellen Veränderungen.

Ein interessantes Phänomen stellt im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts die wachsende Beliebtheit vorgefertigter Chalets für Industriearbeiter und einfache Angestellte des Bundes dar. Die neuen Chalet-Quartiere an Industrieorten der Voralpen und Alpen verkörpern ab 1920 Gedankengut des bürgerlichen *Chalet-Suisse*. In der bevorzugten Umsetzung der Bauten in Heimatstil kann eine Reaktion auf das moderne *Neue Bauen* gesehen werden (Abb. 11).²⁵

²³ Atlante Valmaggia (wie Anm. 1), S. 40–67; Atlante Blenio (wie Anm. 1), S. 19–31.

²⁴ Z. B. PIERRE WALTHER, Zur Brachlegung der Monti und Alpen im Verzascatal, in: *Geographica Helvetica* 1 (1980), S. 25–29; ARMANDO DONATI, monti, uomini e pietre, in: *Sollana Quaderni ticiniesi* 18 (1992), S. 111.

²⁵ BENNO FURRER, Heimelig wohnen im Chalet Daheim. Fabrikchalets für Arbeiter und Beamte aus der Zeit zwischen 1920 und 1940, in: *Kunst+Architektur* 1 (2010), S. 62–67.



Abb.11: Chalet Susi, erbaut 1929 von Baumeister G. Muggli für Simon Wigger, Papierfabrikarbeiter. Cham, Hünenbergerstrasse 30. Foto: Benno Furrer, 2009.

Kraftwerk und Holiday-Resort Alpen

Neue Bauimpulse im ländlichen Hausbau gingen von Ökonomischen Gesellschaften (18. Jahrhundert), landwirtschaftlichen Bauämtern (ab 1880), von der Gesetzgebung (Tierschutz) aus. In wenigstens drei Phasen²⁶ der Agrarmodernisierung setzten sich neue, verbesserte landwirtschaftliche Produktionsweisen durch, etwa die Sommerstallhaltung, Kleeanbau, Milchverarbeitung in Talkäsereien. Diese Impulse brachten dort, wo sie überhaupt Beachtung fanden, auch modifizierte Ökonomiebauten mit sich. Die Wohnhäuser blieben davon zunächst kaum betroffen.

Die Zeit nach 1945 brachte in den Alpen nachhaltige wirtschaftliche und gesellschaftliche Veränderungen. Zahlreiche Kraftwerkprojekte, Straßenbauten und Tourismusanlagen führen in einzelnen Tälern zu Abwanderung, Betriebsschließungen und Umnutzungen. In anderen kommt es dadurch zu einem bescheidenen Aufschwung. Die Liberalisierung der Agrarmärkte fördert die innerbetrieblichen Rationalisierungen und Betriebszusammenlegungen. Neue Landwirtschaftsstrukturen und politische Vorgaben führen zur vermehrten Diversifizierung mit teilweise landwirtschaftsfremden Betriebszweigen (Biogas, Windkraft), Umstellungen auf Mutterkuh-

²⁶ Drei Phasen der Agrarmodernisierung in der Schweiz: Erstens die organische nach 1760, zweitens die mechanische ab 1880 und drittens die industrielle nach 1950 (nach CHRISTIAN PFISTER, Historisch-geografische Einleitung, in: HEINRICH CHRISTOPH AFFOLTER, Die Bauernhäuser des Kantons Bern, Bd. 3: Das tiefere Berner Mittelland [Die Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 29], Bern 2013, S. 18–26.).



Abb. 12: Stallbau von Arch. Gion Caminada in Vrin. Foto: Adrian Michael, 2011.

und Freilaufhaltung oder Agrotourismus, die Verbindung von Landwirtschaft und Tourismus mit Schlaf im Stroh und Lamatrekking. In der Folge entstehen große Leerbestände bei landwirtschaftlichen Bauten, nicht nur in den Alpen.

Seit den 1970er Jahren, insbesondere nach 2000, bauen Großinvestoren zum Teil riesige Freizeitanlagen. Die sogenannten Holiday-Resorts in den Alpen schmücken sich mit Ikonen renommierter Architekturbüros und bringen so völlig neue Dimensionen und Formen in die Landschaft ein. Davon profitieren vor allem große Wintersportdestinationen in den Alpentälern, eigentlich verstädterte Dörfer mit Agglomerationsgürtel. Daneben sind neu entstehende landwirtschaftliche Bauten mehrheitlich geprägt von einer rationellen und kostengünstigen, jedoch wenig ästhetischen Baumeisterarchitektur. Wünschbar wäre eine neue Baukultur, die ansprechendes Design, intelligenten Energiehaushalt mit ortsüblichen Materialien umsetzt. Dies alles zu einem Preis, den sich auch normale Bewohner der Alpen leisten können. Ansätze dazu gibt es, sie sind wohl in Graubünden häufiger zu beobachten als anderswo.

Herausragendes leistete Gion A. Caminada in Vrin, aber nicht nur dort (Abb. 12). „Alle seine Bauten binden sich ohne Anbiederung eng an den gewachsenen Habitus von Dorf und Landschaft.“ Für Caminada bildet die lokale Wertschöpfung einen wesentlichen Faktor im Überleben alpiner Dorfschaften, des Bauens im Berggebiet. „Die Menschen sollen in der Gemeinde bleiben. Dafür muss man ihnen die Möglichkeit zum Wohnen und Arbeiten geben, Infrastruk-

turen pflegen und ausbauen, eigene Ressourcen am Ort nutzen.“²⁷ Eine Vielzahl bekannter Architekten haben in den Alpen bemerkenswerte Bauten erstellt. Herausgegriffen seien hier: Peter Zumthor: Wohnhäuser in Jenaz (Haus Luzi) und Vals-Leis; Gujan & Conrad Palty: Ziegenalp Puzetta im Val Medel (2005); Daniele Marques (Luzern): Transformation von Pfeilerstall in Wohnhaus, Bergün (1994); Miller & Maranta (Basel): Erweiterungsbau an Villa Garbald in Castasegna (2004); Margrit Baumann, Marc Loeliger, Barbara Strub. Hofstatt und Haus „zur Stiege“ in Bürglen (Abb. 13). Conradin Clavuot (Chur); Dieter Jüngling und Andreas Hagmann: Stall und Wohnhaus in Ftan (GR), um nur eine kleine Auswahl anzuführen.²⁸ Bei diesen Beispielen handelt es sich oft um Solitäre. Es geht aber auch um das „Weiterbauen“ an älteren Objekten. Gute Lösungen profitieren von intensiven Auseinandersetzungen von Architekt und Bauherrschaft mit Landschaft, Materialien und überlieferter Baukultur. Die Architektur macht sich hier die typische Armut bzw. Kargheit der Bergregionen zu Eigen, welche gekennzeichnet ist von einer beschränkten Verfügbarkeit von Werkstoffen und Techniken. Die Bauten dienen einem Zweck, entsprechend knapp ist die Verwendung von Bauteilen, was dazu führt, dass keiner dieser neuen Bauten pittoresk wirkt.²⁹



Abb. 13: Renoviertes Bauernhaus und zu Wohnhaus umgebaute Stallscheune. Bürglen (UR), Zur Stiege. Umbau Arch. Margrit Baumann, Marc Loeliger, Barbara Strub 2003. Foto: Baumann / Loeliger / Strub, 2003.

²⁷ KÖBI GANTENBEIN / MARCO GUETG / RALPH FEINER, *Himmelsleiter und Felsentherme. Architekturwandern in Graubünden*, Leck 2009, S. 442; Gion A. Caminada (Vrin), *Wohnhäuser und Stallscheunen in Vrin, Mädcheninternat Disentis* (2004).

²⁸ Auswahl aus: GANTENBEIN / GUETG / FEINER, *Himmelsleiter* (wie Anm. 27.), S. 79, 118, 294, 360, 412, 442, 453 sowie *Neues Bauen in den Alpen. Architekturpreis 2006*, hg. von CHRISTOPH MAYR FINGERLE, Basel 2006, S. 202; Auszeichnungen durch Prix Lignum (<http://www.prixlignum.ch/>); Weitere Literaturauswahl: *Der Liechtenstein-Preis für nachhaltiges Bauen in den Alpen. Beilage zu Hochparterre 4* (2011); *Der nicht mehr gebrauchte Stall. Augenschein in Vorarlberg, Südtirol und Graubünden. Ausstellungskatalog, Beilage zu Hochparterre 8* (2010); *Weiterbauen am Land. Verlust und Erhalt der bäuerlichen Kulturlandschaft in den Alpen*, hg. von CHRISTOPH HÖLZ und WALTER HAUSER (Schriftenreihe des Archivs für Baukunst im Adambräu, Bd. 5), Innsbruck, 2. bearb. Aufl. 2011.

²⁹ *Neues Bauen in den Alpen* (wie Anm. 28), S. 198.

Allerdings ist in vielen Gebieten ein Konsens im ländlichen Hausbau abhanden gekommen. Über weite Strecken – auch in den Alpentälern – herrscht Pluralismus und gut ist, was dem Einzelindividuum nützt und gefällt. Die Gesellschaft ist mobil und wird intensiv umworben. Architektonisch bemerkenswerte moderne Bauten sind jedoch nie losgelöst von ihrer Umgebung. In kleinen, für den mondänen Tourismus uninteressanten Siedlungen entstehen solche Bauten, weil die Auftraggeber genau an diesem Ort leben und dazugehören wollen. Solche Häuser sind, wie erwähnt, das Produkt einer intensiven Auseinandersetzung von Bauherrschaft und Architekt mit der lokalen Baukultur (Abb. 14, 15).



Abb. 15: An einzelnen Orten mit überbordendem Zweiwohnungsbau finden sich seltsame Blüten von Rustikalität und Entfremdung. Grimentz (VS), 1997. Foto: Benno Furrer, 1997.



Abb. 14: Modernes Blockhaus im kleinen Weiler Eisten, Blatten (VS). Arch. Daniel Troger, Zimmerei Ernst Troger und Söhne 2006. Foto: Benno Furrer, 2006.

Zwischen Schöllenschlucht und Gottardpass entsteht auf Initiative des umtriebigen Ägypters Samih Sawiris zurzeit ein neuer Holiday-Resort. Die ersten Visualisierungen für Neubauten im Ferienresort weisen nach Devanthéry und Lamunière zwar die Grundelemente der traditionellen Bauweise der Siedlung und der Wohnbauten auf: gemauertes Sockelgeschoss (in Beton), Holzwände, Giebeldächer. Die Hochbauten stehen nahe beieinander und giebelständig zur Straße, sind aber im Gegensatz zu den traditionellen Wohnhäusern durchwegs dreigeschossig. Moderne Achitekturelemente kommen vor allem bei Türen und Fenstern zum Einsatz. Daneben entlehnt die vorgeschlagene Bauweise, weit über das Urserental hinausgreifend, Stilele-

mente aus dem benachbarten Alpenraum, etwa Balkone, Steinplattendächer oder Sichtmauerwerk. Das Fünfsternehotel *Chedi* von Denniston International Architects and Planners Ltd., mit Wohnungen und Residenzen auf dem Areal des ehemaligen Grandhotels Bellevue, wird in der Eigenwerbung „Alpenjuwel“ genannt, welches sich harmonisch in die Umgebung einfügt (Abb. 16).³⁰ Es weist immerhin Minergie-Standard auf und zu seinem Bau sollen „verschiedene Materialien aus der Region“ verwendet werden. In der architektonischen Ausdrucksweise sind zwar wohlthuende Unterschiede zu sogenannten „Jumbo-Chalets“ verschiedener alpiner Skistationen aus den 1970/80er Jahren vorhanden. Dennoch könnte der Eindruck entstehen, dass hier die hölzerne Fassade und das Giebeldach eine Art Lebkuchenhaus-Idylle erzeugen. Jedenfalls gehen der 34 m hohe, fünfgeschossige, gemauerte Baukörper und die Holzfassade keine ursächliche Verbindung ein, wie bei traditionellen Holzhäusern. Die Zone, in der das Hotel zu stehen kommt, ist allerdings mit Hotel- und Apparthäusern vorbelastet, deren Architektur nicht zu den besten Leistungen zählt.

Nicht einmal Max Germann vom Urner Büro Germann und Achermann, das die Umsetzung vor Ort betreut, ist von dem Entwurf wirklich überzeugt. Zwar lobt er pflichtschuldig dessen „Potential“ – dennoch ist die Skepsis unüberhörbar, die in seinen Worten mitschwingt: „Das Hotel The Chedi Andermatt ist kein Repräsentant moderner Schweizer Architektur mit avantgardistischen Ambitionen, sondern der Entwurf eines Ausländers für die Schweiz. Es ist eine Aussensicht, die zeigt, wie man die Schweiz gerne sehen würde. Denniston nimmt traditionelle



Abb. 16: The Chedi, Andermatt. Im neu entstehenden Ferien-Resort des ägyptischen Investors Samih Sawiris erfolgte am 10. November 2011 das Richtfest für das Fünfsternehotel Chedi. Denniston International Architects and Planners Ltd. haben das „Alpenjuwel“ geplant, welches sich – laut Verkaufsdossier – dank des Architekturkonzeptes harmonisch in die Umgebung einfügt. Das ambitionöse Projekt wird in Zusammenarbeit mit den lokalen Architekten Germann & Achermann aus Altdorf umgesetzt. Andermatt Foto: Oras-com, <http://www.thechedi-anderematt.com/de#de/home/terms-a-conditions> (Stand 2010).

³⁰ Neue Zuger Zeitung vom 24. April 2009, S. 24; Neue Zuger Zeitung vom 8. August 2009, S. 27. Bild in: <http://www.thechedi-anderematt.com/> (Stand 2010). Der Spatenstich für den Hotelbau erfolgte 2010.

Bauformen auf, stellt sie aber teilweise in einen neuen Kontext und konfrontiert sie mit modernen Versatzstücken. Das ist eine Gratwanderung, die Können und Erfahrung voraussetzt, damit das Projekt nicht in die Kitschcke abruht. Aufgrund der enormen Grösse des Hotels muss das Volumen gegliedert werden und sich mit dem Dorf vertragen, es darf aber auch nicht zu niedlich wirken. In diesem Spannungsfeld bewegt sich das Projekt.“³¹ Bleibt zu hoffen, dass die traditionelle Baukultur eine nachhaltige, ebenso qualitätvolle Weiterentwicklung erfährt.

³¹ <http://www.serendipity-suite.de/?p=8612>.

„... einen Gehalt wie unser Freiburger Bild haben sie alle nicht ...“

Hans Adolf Bühlers „Prometheusfresko“ im Kollegiengebäude I

Christina Soltani

Anlässlich des 100-jährigen Jubiläums des Kollegiengebäudes I der Universität Freiburg ist es lohnend, den Blick auch auf das repräsentativste originale Ausstattungsstück des Gebäudes, das zwischen 1910 und 1912 von Hans Adolf Bühler (1877–1951) geschaffene *Prometheusfresko*, zu richten.¹ Es befindet sich in der sogenannten Prometheushalle (Abb. 1 und 2) über den Türen zur Aula im ersten Obergeschoss des Gebäudes und dominiert mit einer Höhe von beinahe vier Metern und einer Länge von elf Metern den mit schwarzem Marmor getäfelten Raum.² Nach seiner Fertigstellung löste das Gemälde neben überaus begeisterten Reaktionen damals wie heute Diskussionen unter den Universitätsangehörigen aus. Während einst Hans Adolf Bühlers Interpretation des Prometheusmythos und vor allem die Nacktheit der Figuren kritisiert wurden,³ sorgt das Gemälde heute wegen der kulturpolitischen Aktivitäten des Malers zur Zeit des Nationalsozialismus für Zündstoff.

Bühler hatte in den Jahren 1933 und 1934 als Direktor der Akademie der Bildenden Künste und der Kunsthalle in Karlsruhe im Einvernehmen mit dem nationalsozialistischen Kultusminister Otto Wacker zahlreiche Versuche unternommen, Kunst und Kultur nach eigenen Vorstellungen umzuformen.⁴ Zu den Maßnahmen der badischen Kulturpolitik gehörten die Entlassungen zahlreicher Akademieprofessoren und die Organisation einer sogenannten „Schreckenskammerausstellung“ in der Karlsruher Kunsthalle, mit der die Kunst und die Ankaufspolitik des Museums während der Weimarer Republik angeprangert wurden.⁵ Bühler war zudem die künst-

¹ Der Aufsatz entstand aus meinem am 10. November 2011 (damals noch unter dem Namen Christina Richl) gehaltenen Vortrag im Rahmen der Vortragsreihe des Alemannischen Instituts „100 Jahre Kollegiengebäude I“.

² Die helle Kassettendecke der Halle war noch bis 1936 mit Stuckornamenten verziert und wirkte dadurch dunkler.

³ Der Künstler sah sich mit *Angriffe[n] und Bemängelungen* der Arbeit von *Seiten der Universitätsleute* während eines Vortrags *vor ein paar hundert Menschen* in der Universität konfrontiert, siehe Nachlass Hans Adolf Bühler (Privatbesitz) (im Folgenden: Nachlass Bühler): Bühler an Beringer, 03.08.1912. Die Nacktheit der Figuren wurde von den Zeitgenossen als *verletzend* empfunden, siehe Stadtarchiv Freiburg: D. Sm. 13/5 Wingenroth an Stadtrat, 07.05.1914.

⁴ Bühler war ein Anhänger der Völkischen Bewegung, wie unter anderem aus seinen zahlreichen Aufsätzen in der völkischen Zeitschrift „Das Bild“ hervorgeht, siehe dazu KIRSTEN BAUMANN, *Wortgefechte – Völkische und Nationalsozialistische Kunstkritik 1927–1939*, Weimar 2002 (Dissertation Bochum 2001), S. 61–78.

⁵ Siehe dazu Stilstreit und Führerprinzip. Künstler und Werk in Baden 1930–1945 (Ausstellungskatalog Staatliche Kunsthalle Karlsruhe), hg. von WILFRIED RÖSSLING, Karlsruhe 1987 und WILFRIED RÖSSLING, *Kunst in Karlsruhe 1933–1945*, in: *Kunst in Karlsruhe 1900–1950* (Ausstellungskatalog Staatliche Kunsthalle Karlsruhe), Karlsruhe 1981, S. 129–133; Zur Ausstellung „Regierungskunst 1918–1933“, die vom 8. bis 30. April 1933 in der Badischen Kunsthalle in Karlsruhe gezeigt wurde, siehe CHRISTOPH ZUSCHLAG,



Abb. 1: Hans Adolf Bühler, *Prometheus*, 1910–1912, Tempera auf Eternit, 3,90 x 11 m, Kollegiengebäude I, Universität Freiburg. Foto: Christina Soltani.



Abb. 2: Prometheushalle, 2008, Kollegiengebäude I, Universität Freiburg. Foto: Christina Soltani.

Entartete Kunst. Ausstellungsstrategien im Nazi-Deutschland (Heidelberger kunstgeschichtliche Abhandlungen, N. F., Bd. 21), Worms 1995, S. 78–86.

lerische Leitfigur Badens im Dritten Reich und erhielt in dieser Funktion 1934 nach einem Dachstuhlbrand im Freiburger Kollegiengebäude den Auftrag für ein zweites Wandgemälde, das im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde. In dem neu aufgebauten Stockwerk wurden von Bühler *Der getreue Eckart* und andere Figuren aus der germanischen Heldensage verbildlicht, die den Jahreslauf symbolisierten.⁶ Die Kartons waren zugleich Vorlage für einen Wandteppich, den die NSDAP des Gaues Baden 1939 Adolf Hitler zum 50. Geburtstag überreichte.

Vor dem Hintergrund dieser Aktivitäten hatte im Jahr 1999 ein Professor der Universität Freiburg die Verhängung des Prometheusfreskos beantragt, da es die Halle vor der Aula *verunstaltet* und *klar präfaschistoid* sei.⁷ Dieser Antrag wurde vom Senat abgelehnt und stattdessen die Anbringung von erläuternden Tafeln beschlossen, die im Herbst 2010 unter dem Fresko montiert wurden. An einer eingehenden Untersuchung des Prometheusfreskos und besonders des Künstlers und seines Schaffens war die Forschung jedoch nicht interessiert. Obwohl Veronika Mertens 1993 in einem Aufsatz über die Ausstattung des Kollegiengebäudes I bereits die Entstehungsgeschichte des Prometheusfresko dargelegt und auf den symbolistischen Gehalt des Gemäldes hingewiesen hatte,⁸ ist auch in der 2005 erschienenen Dissertation über „Prometheus in der bildenden Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts“ von Bettina Vaupel keine befriedigende Erklärung für Bühlers Art der Darstellung zu finden, da keine inhaltliche Analyse des Gemäldes vorgenommen wurde.⁹ Durch die neuesten Forschungen zu Gesamtwerk, Biografie und Kunstverständnis Hans Adolf Bühlers im Rahmen der beinahe abgeschlossenen Dissertation der Verfasserin kann nun jedoch eine Deutung seines Hauptwerks, des Prometheusfreskos, geliefert werden, die auch bisher offene Fragen zu beantworten vermag.

Der 1877 geborene Hans Adolf Bühler entstammte einer Bauernfamilie in Steinen im Wiesental bei Lörrach und hatte nach einer Lehre als Maler und Anstreicher zunächst die Kunstgewerbeschule in Karlsruhe besucht. Zwischen 1898 und 1908 studierte er an der Großherzoglich Badischen Akademie der bildenden Künste und war in den letzten vier Studienjahren Meisterschüler des Malers Hans Thoma (1839–1924).¹⁰ Als Bühler, der sich 1908 mit seiner Familie in Rom niedergelassen hatte, von seinem Freund Hermann Billing (1867–1946), dem Architekten des Freiburger Kollegiengebäudes,¹¹ mit der Anfertigung von Entwürfen für das wichtigste Ausstattungsstück in den Innenräumen des Gebäudes beauftragt wurde, war dies ein Wendepunkt in Bühlers Leben, auf den eine erfolgreiche Karriere als Maler folgte. Durch den Erfolg des Wandgemäldes und die Unterstützung Hermann Billings konnte Bühler 1914 die Nachfolge des pensionierten Ferdinand Keller als Professor für Figuralmalerei an der Karlsruher Akademie antreten.¹²

⁶ IRIS BECHER, Das zweite Wandbild Hans Adolf Bühlers für die Freiburger Universität. Genese und Aussage einer Ausstattungskampagne im Nationalsozialismus, in: Freiburger Universitätsblätter 162 (2003), S. 65–90.

⁷ Rektoratsakten der Universität Freiburg 1/02 Nr. 7510.01.

⁸ VERONIKA MERTENS, Von der Suche einer alten Universität nach einer zeitgemäßen Selbstdarstellung – Die künstlerische Ausstattung des neuen Kollegiengebäudes von 1911, in: Freiburger Universitätsblätter 122 (1993), S. 137–144.

⁹ BETTINA VAUPEL, Göttergleich – Gottverlassen. Prometheus in der bildenden Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts, Weimar 2005 (Dissertation Köln 2003), S. 81–83.

¹⁰ Zu Leben und Werk des Künstlers siehe HERMANN ERIS BUSSE, Hans Adolf Bühler, Karlsruhe 1931.

¹¹ Zur Baugeschichte siehe GERHARD KABIERSKE, Der Architekt Hermann Billing (1867–1946). Leben und Werk, Karlsruhe 1996, S. 236–240.

¹² Nachlass Bühler: Billing an Busse, 18.07.1930: *Das Freiburger Wandbild ist, wie B.[ühler] selbst sagt, eines seiner besten Schöpfungen. Auf Grund dieses Erfolges habe ich dann Minister Boehm bearbeitet Bühler an die Akademie der bild. Künste zu berufen.*

Billing und Bühler hatten sich um 1903 in Billings Vorlesungen und Kursen an der Akademie näher kennengelernt. Bald beschäftigte er den jungen Maler in seinem Karlsruher Architekturbüro und zog ihn zur Ausführung von künstlerischen Arbeiten heran. Sie hatten eine ähnliche Kunstauffassung und teilten die Vision des Gesamtkunstwerks, in dem Architektur, Malerei und Bildhauerei zu einer Einheit verschmolzen werden sollten. Im Auftrag Billings schuf Bühler bereits zwischen 1904 und 1907 zwei monumentale symbolistische Wandgemälde in der Tordurchfahrt zur Baischstraße des von Billing erbauten Doppelhauses Helmle-Billing am Kaiserplatz in Karlsruhe.¹³ Sowohl der Anbringungsort als auch die Verbildlichung eines *Schöpfungsmythos* führten zu einer großen Bekanntheit des Malers und der Fresken, die auch heute noch eine Attraktion des Jugendstils darstellten, wären sie nicht bereits wenige Jahre nach ihrer Vollendung verblasst. Neben Gemäldeaufträgen, zu denen der Architekt seinem Freund verhalf, reichten sie 1910 zusammen einen Wettbewerbsentwurf für das Bismarck-Nationaldenkmal in Bingen ein, für das Bühler eine monumentale Bismarckstatue entwarf, und 1927 einen Entwurf für den Völkerbundpalast in Genf.¹⁴

Um seine Architektur durch ein entsprechendes Bildwerk zu nobilitieren, war auch für Hermann Billing die Durchsetzung des Auftrags in der Freiburger Universität zugunsten seines Freundes Hans Adolf Bühler beim badischen Großherzog, der als Rektor der Universität die Entscheidungsgewalt inne hatte, von enormer Wichtigkeit. Da es in Baden zudem keine anderen jungen Monumentalmaler gab, hatte Bühler keine Konkurrenz zu fürchten. Während die übrigen künstlerischen Ausstattungstücke des Kollegiengebäudes von etablierten Künstlern wie Hermann Volz, Ferdinand Keller und Fritz Geiges ausgeführt wurden,¹⁵ die dem Historismus verpflichtet waren, vertrat Bühler eine moderne idealistische beziehungsweise symbolistische Malerei, die der monumentalen Architektur des Gebäudes entsprach.

Hans Adolf Bühler fertigte zwischen Winter 1909 und dem Arbeitsbeginn am Prometheusfresko im Herbst 1910 noch in Italien mehrere Entwürfe an, die dem Großherzog zur Genehmigung vorgelegt wurden. Es sind insgesamt fünf erhaltene Entwürfe bekannt, von denen bisher nur zwei publiziert wurden.¹⁶ Der vermutlich erste Entwurf (Abb. 3) ist eine auf Dezember 1909 datierte Kohlezeichnung, die im Südwestdeutschen Archiv für Architektur und Ingenieurbau in Karlsruhe aufbewahrt wird und im selben Monat von Hermann Billing Friedrich II. übergeben wurde.¹⁷ Sie ist die Vorzeichnung zu einem zweiten, farbigen Entwurf (Abb. 4), der sich im Besitz der Universität Freiburg befindet und Anfang des Jahres 1910 entstanden sein muss. Beide Entwürfe weisen als Charakteristika die abgerundeten oberen Ecken und die Aussparung für den Türsturz auf, unterscheiden sich jedoch hinsichtlich der Bekleidung und Nacktheit der Figuren sowie der Distanz zwischen der Menschenmenge und Prometheus. Der Titan ist als zentral stehende Rückenfigur vor einer Wand aus Menschen dargestellt, während er mit

¹³ BUSSE, Bühler (wie Anm. 10), S. 27.

¹⁴ Siehe KABERSKE, Billing (wie Anm. 11), S. 248 f. und 274 f.

¹⁵ Der Bildhauer Hermann Volz (1847–1941) schuf die Porträtbüsten der badischen Großherzoge Friedrich I. und II. in der Prometheushalle. In der Aula waren die heute zerstörten Gemälde der fünf Fakultäten Theologie, Jurisprudenz, Philosophie, Medizin und Naturwissenschaften des Historienmalers Ferdinand Keller (1842–1922) angebracht sowie Glasfenster mit Fakultätssymbolen von Fritz Geiges (1853–1935) und im Vorraum der Aula Porträts einstiger Landesherrscher und Protektoren der Universität, siehe MERTENS, Universität (wie Anm. 8), S. 135 f., 144 f.

¹⁶ Es handelt sich um die Entwürfe Nummer zwei und drei, siehe MERTENS, Universität (wie Anm. 8), S. 139 f.

¹⁷ Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) 60/1902, Billing an den Großherzog, 07.12.1909.

„... einen Gehalt wie unser Freiburger Bild haben sie alle nicht“



Abb. 3: Erster Entwurf zum *Prometheus*, Dezember 1909, Kohle auf Papier, 61,5 x 148 cm, Südwestdeutsches Archiv für Architektur und Ingenieurbau Karlsruhe (saai), Werkarchiv Hermann Billing. Foto: saai.



Abb. 4: Zweiter Entwurf zum *Prometheus*, Winter 1909/Frühjahr 1910, Mischtechnik auf Papier und Leinwand, 105 x 278 cm, Universität Freiburg (Inv. Nr. M 5/026). Foto: Universitätsarchiv Freiburg.

seinem Körper das von den Göttern geraubte Feuer verdeckt, von dem nur ein Lichtschein zu sehen ist. Auf dem Türsturz des farbigen Entwurfs sind folgende Verse aus Aischylos Tragödie „Der gefesselte Prometheus“¹⁸ zu lesen:

*GEDANKENLOS WAR ALL IHR THUN / BIS ICH ES IHNEN WIES / WIE DIE GESTIRNE
AUF UND UNTERGEHN / UND AUCH DIE HOHE WISSENSCHAFT DER ZAHLEN / DER
SCHRIFT GEBRAUCH / ERINNERUNG ZUGLEICH / DER MUSEN THAETGE MUTTER /
IHNEN GAB ... DER MENSCHHEIT KUENSTE SIND PROMETHEUS WERK. AISCHYLOS*

Die Berufung auf den griechischen Dichter, seit dessen Tragödie man in Prometheus „den Freund und Wohltäter der Menschheit“ sah,¹⁹ verweist darauf, dass Bühler das Thema des feuerbringenden Prometheus von Billing und der akademischen Baukommission nahegelegt wurde.

¹⁸ Es handelt sich um die Verse 436–525, siehe MERTENS, Universität (wie Anm. 8), S. 139.

¹⁹ HERBERT HUNGER, Lexikon der griechischen und römischen Mythologie, Reinbek ⁶1983, S. 353.

Die Kommission hatte mehrere Themen für die Gestaltung des Außenbaus vorgeschlagen, worunter auch Prometheus und Athene waren, die noch bis Februar 1910 als flankierende Skulpturen für die Inschrift *Die Wahrheit wird euch frei machen* (Joh 8, 31–33) an der Westfassade diskutiert wurden.²⁰ In diesem Zusammenhang liefert man auch eine Begründung für die Wahl des Prometheus-Themas: *Prometheus bringt das himmlische Feuer und ist der Urheber aller Erkenntnis, der die Menschen auf eine höhere Stufe geistigen Lebens erhebt, der, wie Aeschylos sagt, ‚des Geistes mächtig und bewußt sie werden läßt‘, er ist der Lehrer aller Wissenschaft.*²¹

Das Motiv der Feuergabe aus dem Prometheusmythos eignete sich besonders gut zur Verbildlichung der Bildungsmission von Universitäten und wurde seit der Ausrichtung der deutschen Universitätskultur an der griechischen Antike mit dem beginnenden 19. Jahrhundert „zu einer wichtigen Symbolfigur“ in und an Universitätsgebäuden.²² In der Entscheidung für das Prometheus-Thema und die Allegorien der fünf Fakultäten in der Aula orientierte sich die Kommission folglich an der Tradition des vorangegangenen Jahrhunderts, in Universitäten historische Persönlichkeiten, Allegorien, Szenen aus der antiken Mythologie oder lokalhistorische Begebenheiten darzustellen.²³

Bühlers dritter Entwurf (Abb. 5) weist eine stärkere Farbigkeit auf, ist weniger breit als die anderen beiden und befindet sich ebenfalls im Besitz der Universität. Der wiederum vor einer Menschenmenge stehende Prometheus ist nun dem Betrachter zugewandt und wird von zwei Rauchsäulen flankiert, die von zwei am Boden liegenden Fackeln aufsteigen – dem eigentlich obligatorischen Attribut des feuerbringenden Prometheus. Mertens weist darauf hin, dass dadurch eine triptychonartige Aufteilung der Bildfläche entstanden wäre,²⁴ ähnlich wie in Entwurf Nummer vier (Abb. 6), der anhand von schriftlichen Quellen auf Juli oder August 1910 datiert werden kann.²⁵ Hier sind in der linken Bildhälfte zwei Pilaster eingezeichnet, womit eine mögliche Unterteilung des Gemäldes in einen breiten Mittel- und zwei schmalere Seitenteile veranschaulicht werden sollte. Prometheus steht in der Mitte vor einer Rauchsäule und wird von Menschen umringt, die sich vor ihm verneigen und ihm Korngarben darbringen. Auf der rechten Seite zieht sich eine Gruppe ängstlich auf einen Felsen zurück, während sich die Menschen links im Bild mit den von Prometheus gelehrt Wissenschaften und Künsten befassen, wie Bühler in einem dem Entwurf beigegebenen Schreiben erklärte.²⁶ Zwei Männer sind dort mit Schreibtisch und Griffel beschäftigt, andere blicken gemeinsam in die Ferne und am unteren Bildrand wird ein Edelstein aus dem Erdboden geborgen. Vermutlich sollte damit die Erfindung der Schrift, die Beobachtung der Gestirne und die Entdeckung mathematischer Gesetze verbildlicht werden, worauf das Aeschylos-Zitat aus dem zweiten Entwurf hinweist.

²⁰ MERTENS, Universität (wie Anm. 8), S. 137. Ausgeführt wurden die heute verschollenen weiblichen Allegorien der *Wahrheit* und *Freiheit* von dem Bildhauer Wilhelm Gerstel (1879–1963), siehe MERTENS, Universität (wie Anm. 8), S. 128. Für die bauplastische Ausschmückung der Fassade wurden dem Großherzog von Billung bereits im Herbst 1908 und Frühjahr 1909 konkrete Vorschläge gemacht, siehe KABIERSKE, Billung (wie Anm. 11), S. 239.

²¹ Universitätsarchiv Freiburg B1/361, Schreiben der akademischen Baukommission an den Senat vom 08.02.1910, zitiert nach MERTENS, Universität (wie Anm. 8), S. 137.

²² Siehe dazu VAUPEL, Prometheus (wie Anm. 9), S. 73.

²³ Siehe dazu HANS-DIETER NÄGELKE, Hochschulbau im Kaiserreich. Historistische Architektur im Prozess bürgerlicher Konsensbildung, Kiel 2000 (Dissertation Kiel 1997).

²⁴ MERTENS, Universität (wie Anm. 8), S. 140.

²⁵ GLA 60/1902, Billung an Legationsrat Seyt, 06.08.1910, sowie Bühler an Großherzog, 17.08.1910.

²⁶ Siehe GLA 60/1902, Billung an Legationsrat Seyt, 06.08.1910.

„... einen Gehalt wie unser Freiburger Bild haben sie alle nicht“



Abb. 5: Dritter Entwurf zum *Prometheus*, Sommer 1910, Mischtechnik auf Papier, 48 x 101 cm, Universität Freiburg (Kunstinventar Nr. I/169). Foto: Reinhold Armbruster-Mayer, Ulm.



Abb. 6: Vierter Entwurf zum *Prometheus*, Juli oder August 1910, Aquarell und Tusche auf Karton, 55 x 142,5 cm, Universität Freiburg (Inv. Nr. M 5/010). Foto: Universitätsarchiv Freiburg.

Ähnliche Figurengruppen finden sich im Nachlass in einem fünften Entwurf (Abb. 7), der die Form einer halbrunden Lünette aufweist und vermutlich zwischen August und Oktober 1910 entstand. Mehrere Menschengröppchen, die mit dem Studium eines Schriftstücks, mit Diskussionen, einem blauen Kristall und dem Pflanzen eines Baumes beschäftigt sind, flankieren den mit Speer und Helm ausgestatteten Prometheus, der auf einem Schimmel reitet und von einer weißgekleideten jungen Dame eine rote Rose empfängt. Vor ihm ist eine Quelle zu sehen, aus der zwei Knaben Wasser schöpfen, doch nirgends im Bild ist ein Feuer zu erkennen. Dass statt eines Feuers Wasser an prominenter Stelle dargestellt ist, weist darauf hin, dass sich Bühler ebenso wie Hermann Billing mit seinem für die Eingangshalle des Kollegengebäudes entworfenen Majolika-Brunnen auf den Stiftungsbrief von Universitätsgründer Albrecht VI. aus dem Jahr 1457 bezogen haben muss.²⁷ Albrecht wollte *mit anderen christlichen Fürsten graben helfen*

²⁷ Siehe MERTENS, Universität (wie Anm. 8), S. 135.



Abb. 7: Fünfter Entwurf zum *Prometheus*, zw. August und Oktober 1910, Aquarell und Tusche auf Papier, 32,5 x 56,5 cm, Privatbesitz. Foto: Christina Soltani.



Abb. 8: Fotografie Hans Adolf Bühlers bei der Arbeit in seinem Atelier im Kollegiengebäude I, Privatbesitz. Reproduktion: Christina Soltani.

[nach dem] [...] *Brunnen des Lebens, daraus von allen Enden der Welt unversiegbar geschöpft werde erleuchtendes Wasser tröstlicher und heilsamer Weisheit, zur Erlöschung des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit.*²⁸

Dem Feuer kommt im Stiftungsbrief eine negative Rolle zu, während das Wasser Erkenntnis und Weisheit liefert. Durch den Austausch des von den Göttern geraubten Feuers gegen Wasser unternahm Bühler in seinem Entwurf den Versuch, den antiken Mythos mit der Universitätsgeschichte in Verbindung zu bringen. Außerdem sollte über einen Lebenszyklus auf dem vergoldeten Streifen, mit dem die Lünette eingefasst ist, das irdische menschliche Leben in einen größeren, kosmischen Zusammenhang gestellt werden: Auf der linken Seite des rahmenden Bogens erwachsen Säuglinge aus einem blütenähnlichen Gebilde, die im Verlauf des Bogens nach rechts hin zu Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen heranreifen, altern und am Ende von einer weiteren Pflanze aufgenommen werden.

Der Entwurf entstand wahrscheinlich nachdem sich Bühler im August 1910 während eines Sommeraufenthalts in Karlsruhe zum Bleiben entschieden hatte, *um von hier aus weitere Vorschläge einzureichen.*²⁹ Nun wurde die Durchsetzung des Auftrags stark beschleunigt, so dass die definitive Auftragserteilung durch das Großherzogliche Kultusministerium zwischen dem 10. und 20. Oktober erfolgte,³⁰ als Bühler bereits ein Atelier im Zeichensaal der Freiburger Universitätsbaustelle bezog.³¹ In dem am 15. November 1910 unterzeichneten Vertrag verpflichtete sich Hans Adolf Bühler, die Arbeit in *dauerhaftem Material* innerhalb von sieben Monaten für ein Honorar von 15.000 Mark auszuführen.³² Bei der Einweihung des Kollegiengebäudes Ende Oktober 1911 war jedoch erst ein Teil des Wandbildes montiert, das der Publikation zu den Eröffnungsfeierlichkeiten zufolge *ein Werk von kühnem Geist und eigenartiger Kraft erkennen* ließ, dessen Vollendung man *mit Spannung* entgegensehe.³³ Anlässlich der Fertigstellung des Freskos im Mai 1912³⁴ wurde eine kleine Feier in *engerem Dozentenkreise in der Kyburg*, einer Gaststätte in Freiburg-Günterstal, organisiert, bei der Archäologieprofessor Hermann Thiersch eine Laudatio auf Werk und Künstler hielt.³⁵

Wie im Vertrag gefordert, erwiesen sich die Materialien des Bildes, Temperafarbe auf Eternitplatten, als sehr beständig. Die ungewöhnliche Verwendung von Faserzementplatten geht auf eine zufällige Entdeckung des Künstlers zurück, der gerne mit Malgründen experimentierte. Beim Malen auf „eine ausgediente Schiefertafel“ habe Bühler „die Fähigkeit des Materials,

²⁸ Zitiert nach MERTENS, Universität (wie Anm. 8), S. 135.

²⁹ Nachlass Bühler: Billing an Busse, 18.07.1930; Bühler an Beringer, Sept. 1910.

³⁰ Nachlass Bühler: Bühler an Beringer, 10.10.1910, und Bühler an Beringer, 20.10.1910.

³¹ Staatsarchiv Freiburg (StAF) G 816/1, Nr. 157.; Bühler holte seine Familie aus Rom nach und wohnte in der Glümerstraße 9 (siehe Nachlass Bühler: Bühler an Beringer, 10.10.1910), während Studien, Gemälde, Plastiken und der übrige Haushalt zunächst in Italien blieben, siehe BUSSE, Bühler (wie Anm. 10), S. 56.

³² Der Bildhauer Hermann Volz erhielt für seine beiden Porträtbüsten 13.000 und der Maler Ferdinand Keller für die Gemälde der fünf Fakultäten in der Aula 20.000 Mark, siehe StAF G 816/1, Nr. 157 Vertrag zwischen Billing, Namens des Grossh. Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts Karlsruhe und Herrn Maler Hans Bühler in Karlsruhe vom 15.11.1910.

³³ Auch zwei der fünf Fakultätenbilder von Keller fehlten noch, siehe Eröffnungsfeier des neuen Kollegienhauses der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br. am 28. Oktober 1911, hg. von der Universität Freiburg, Freiburg 1912, S. 36.

³⁴ Siehe Nachlass Bühler: Bühler an Beringer, 17.05.1912.

³⁵ Siehe den Artikel Zum Prometheusgemälde H. A. Bühlers im neuen Kollegienhause, in: Akademische Mitteilungen – Organ für die gesamten Interessen der Studentenschaft an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg i. Br., N. F. 13 (1912), S. 27.

Farben aufzunehmen und zu halten“, bemerkt,³⁶ die auch der preisgünstige und beständige Baustoff Eternit aufwies. Das Wandbild besteht aus einzelnen Platten, die Bühler im Atelier malte, wie eine zeitgenössische Fotografie illustriert (Abb. 8), und ab Spätsommer 1911 an der Wand montierte. Sie waren nicht einheitlich rechteckig, sondern unregelmäßig geschnitten, so dass die Illusion eines in mehreren Tagwerken gemalten Freskos erweckt wird. Tatsächlich malte Bühler jedoch nicht auf frischen Putz, sondern benutzte Temperafarben, die er ungemischt mit einem schmalen Spachtel Fleckchen für Fleckchen nebeneinander auf die Bildfläche aufbrachte, wodurch Beringer zufolge „eine seltene Reinheit, Leuchtkraft und Frische der malerischen Wirkung“ erzielt worden sei und eine „Veränderung der farbigen Klänge“ ausgeschlossen werde.³⁷ Heute ist die obere Farbschicht in der rechten Bildhälfte teilweise abgeplatzt, was vermutlich auf das durch die Fenster eingedrungene Wasser nach den Bombentreffern 1944 zurückzuführen ist.³⁸ Vor den Bomben selbst und der Hitzeeinwirkung während des Dachstuhlbrandes von 1934, bei dem die Aula ausbrannte, war das Wandbild durch die Eisenbetonkonstruktion von Wänden und Decke geschützt.³⁹

In der Gestaltung des ausgeführten Gemäldes bezog sich Hans Adolf Bühler vor allem auf die ersten drei Entwürfe, wobei er auch einzelne Motive aus den anderen Vorzeichnungen übernahm. Die endgültige Konzeption ist jedoch in keinem der erhaltenen Entwürfe festgehalten, was darauf schließen lässt, dass die Kartons entweder verschollen sind oder Bühler die Freiheit zugestanden wurde, ohne weitere Skizzenvorlage mit der Ausführung zu beginnen. Das Wandbild zeigt in der Ausführung Prometheus, der vor einer Wand nackter Menschen kniet, die sich in einer kargen Felslandschaft befinden. Der riesenhafte Titan ist bis auf ein von seinen Schultern herabfallendes Tuch mit rotgoldenem Muster ebenfalls nackt und wird von einer in leuchtendes Blau gekleideten weiblichen Figur gestützt. Besonders auffällig ist außerdem die Gestalt einer buckligen alten Frau mit Leopardenfell und einem merkwürdigen Federkopfschmuck rechts dahinter, die einen grünen Kristall schützend in ihren Händen birgt. Prometheus dagegen verdeckt vor den Blicken des Betrachters mit seiner Hand das von den Göttern geraubte Feuer, von dem nur ein Lichtschein zu sehen ist, der die beiden Hauptfiguren auf eine Art und Weise erhellt, dass der Betrachter versucht ist, nach einer externen Lichtquelle Ausschau zu halten.

Die Menschen hinter Prometheus versuchen neugierig, einen Blick auf sein Geschenk zu erhaschen, während andere bereits das Feuer erblickt haben und mit Begeisterung, Skepsis oder Ablehnung auf das unbekanntes Element reagieren. In der linken Bildhälfte, die in der Bühler-Literatur als die „Frühlingsseite“ des Bildes bezeichnet wird,⁴⁰ spielen sich vorwiegend positive Reaktionen auf die Feuergabe ab. Als Zeichen des neuen Lebens blühen Blumen auf dem ansonsten kahlen Felsen und eine frische Quelle sprudelt daraus hervor, die zugleich an den Stiftungsbrief Albrechts VI. erinnert. Außerdem werden eine junge Familie und eine stillende Mutter gezeigt, die auf die Funktion der Universität als „Alma Mater“ hinweist wie in Edvard Munchs etwa zeitgleich entstandenen Universitätsbildern in Oslo. Zur rechten Seite hin reichen die Gefühle auf den Gesichtern der Menschen von Misstrauen über Besorgnis bis hin zu Ver-

³⁶ BUSSE, Bühler (wie Anm. 10), S. 56.

³⁷ JOSEPH AUGUST BERINGER, H. A. Bühler, in: *Die Kunst* 29 (1914), S. 193–204, siehe besonders S. 204.

³⁸ Restauriert wurde das Gemälde bisher offenbar nicht. Als es 1936 durch eine Bespannung aus Papier und Rupfen abgedeckt wurde, handelte es sich nicht um konservatorische Eingriffe, wie bei BECHER, Wandbild (wie Anm. 6), S. 70, Anm. 13, zu lesen ist, sondern um Schutzmaßnahmen vor Arbeiten an der Hallendecke, siehe StAF G 816/1, Nr. 215.

³⁹ Nachlass Bühler: Heinrich Brenzinger an Bühler, 16.12.1944.

⁴⁰ BUSSE, Bühler (wie Anm. 10), S. 62.

zweiflung bei der sich die Haare raufenden Figur in der rechten Ecke des Bildes sowie der hinter ihr sich aufbäumenden abgezehrten Frau, deren Körper sich wie in einem Anfall von Wahnsinn oder im Todeskampf aufbäumt. Wie in dem vergoldeten Streifen des Lünettenentwurfs wird auf diese Weise der Zyklus eines menschlichen Lebens vom Säuglings- bis zum Greisenalter verbildlicht. Die Figuren sind fast ausnahmslos nackt dargestellt, aber eben nicht, wie Veronika Mertens schreibt, in „antikischer Nacktheit im Sinne des Klassizismus“,⁴¹ sondern in einem schonungslosen Realismus. Das Gemälde zeigt neben jungen, schönen Körpern auch gealterte Menschen, so dass die Betrachter unmittelbar angesprochen werden und sich möglicherweise mit den Dargestellten identifizieren. Bühler habe keine idealschönen, sondern arme Menschen dargestellt, um ihr dringendes Bedürfnis nach Erleuchtung zu veranschaulichen, erklärte Hermann Thiersch 1912 in seiner Rede.⁴²

Nach Bühlers eigenen Angaben handelt es sich um *etwa 150 überlebensgroße Figuren, von denen allerdings die Mehrzahl blos in den Köpfen sichtbar* ist.⁴³ Modell standen laut Bühlers Freund und Biograf Hermann Eris Busse „Rheinschiffer und Kaiserstühler Bauern, Freiburger Hochschullehrer und auf der Straße geworbene Typen, Frauen und Mädchen aus dem Freundeskreis und dem Volke“.⁴⁴ Um Porträtstudien anzufertigen, verbrachte Bühler mit seiner Familie die Sommermonate 1911 und 1912 am Kaiserstuhl auf Burg Sponeck am Rhein, die 1917 von ihm erworben wurde.⁴⁵ Von den unzähligen Porträtzeichnungen, die es gegeben haben muss, sind nur noch wenige Temperaskizzen erhalten. Ein verschollenes Gemälde, das zwei *Rhein-fischer* (Abb. 9) zeigt, scheint im Zusammenhang mit dem Prometheusfresko entstanden zu sein, denn die Gesichter der Fischer sind in dem Wandbild wiederzufinden (Abb. 10). Hans Adolf Bühler verewigte zudem sich selbst mit seiner Ehefrau Johanna und seine Eltern in der linken Bildhälfte (Abb. 11). Einem Brief aus dem Nachlass ist zu entnehmen, dass auch ein Freiburger Assessor namens Hermann Schweitzer, vermutlich ein Kunsthistoriker, der über mittelalterliche Kunst arbeitete und im Ersten Weltkrieg starb, dargestellt ist,⁴⁶ der jedoch in Ermangelung zeitgenössischer Fotografien seines Konterfeis nicht zu identifizieren ist wie es auch bei zahlreichen anderen Figuren im Bild der Fall ist. Bekannt ist zudem der Name des Modells für die Mädchenfigur neben Prometheus. Es handelt sich um die damals 22-jährige Schauspielerin Gertrud Kammerer-Kohlund (1889–1975), die von Professor Fritz Ludin als „gutgewachsenes junges Mädchen“ zu Bühler geschickt wurde und ihm „nur in blaue italienische Seide gehüllt“ in seinem Atelier in der Universität Modell saß.⁴⁷

Im Vergleich zu anderen Darstellungen des feuerbringenden Prometheus' wirft Bühlers Gemälde in Bezug auf die Hauptfiguren (Abb. 12) einige Fragen auf, die in der Forschung bisher unberücksichtigt blieben. In der bildenden Kunst wird die Feuergabe in der Regel durch den

⁴¹ MERTENS, Universität (wie Anm. 8), S. 139.

⁴² Zum Prometheusgemälde H. A. Bühlers (wie Anm. 35), S. 27; siehe auch BERINGER, Bühler (wie Anm. 37), S. 202.

⁴³ Nachlass Bühler: Bühler an Beringer, Freiburg, 07.11.1911.

⁴⁴ BUSSE, Bühler (wie Anm. 10), S. 58.

⁴⁵ JOSEPH AUGUST BERINGER, Hans Adolf Bühler, in: Deutsches Volkstum 20 (1918), S. 19–21, siehe besonders S. 21.

⁴⁶ Nachlass Bühler: Fritz Ludin an Bühler, undatiert [zwischen 1914 und 1918].

⁴⁷ Die aus Freiburg stammende Gertrud Kohlund hatte eine Schauspielausbildung bei Max Reinhardt in Berlin absolviert und heiratete 1918 den Freiburger Maler Theodor Kammerer. Die Informationen sind Herrn Werner Klipfel, Gundelfingen, zu verdanken, der am 14.09.1967 ein Tonbandinterview mit der Porträtierten führte.

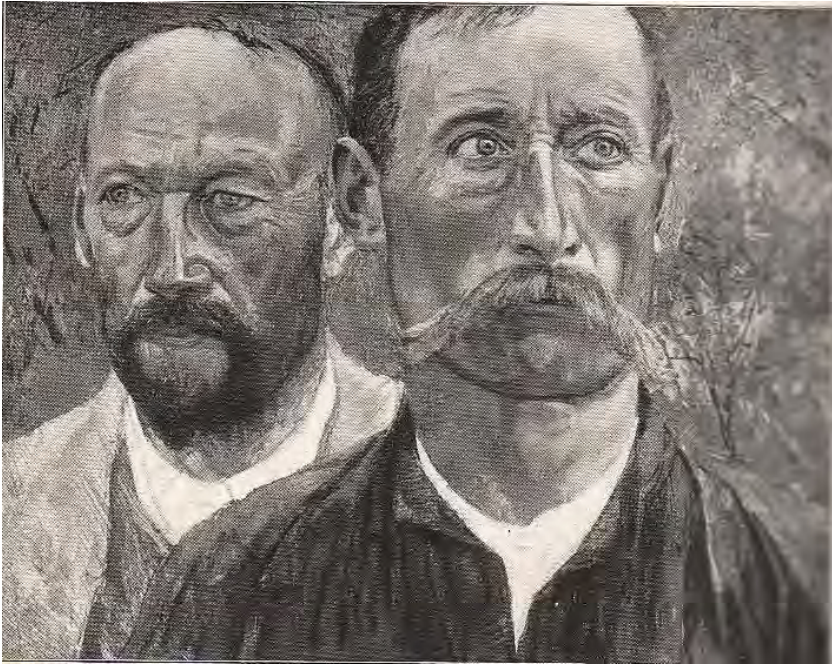


Abb. 9: Fotografie von Hans Adolf Bühlers *Kaiserstühler Rheinischer*, 1912, Öl auf Schiefer, 57,5 x 44,5 cm (Verbleib des Gemäldes unbekannt), Privatbesitz. Reproduktion: Christina Soltani.

vom Himmel eilenden Prometheus mit einer brennenden Fackel verbildlicht,⁴⁸ während er bei Bühler mit schwermütigem Gesichtsausdruck am Boden kauert und das Feuer hinter seiner Hand verbirgt. Ebenfalls einzigartig und zugleich erklärungsbedürftig ist die Darstellung der Mädchenfigur an seiner Seite, die Busse als „Seele“ bezeichnet.⁴⁹ Personifikationen der Seele sind vor allem aus der Kunst des Mittelalters und der Romantik bekannt, für die Kunst um 1900 jedoch ungewöhnlich.⁵⁰ Obwohl man in der Zeit um die Jahrhundertwende „den seelischen Dimensionen menschlicher Existenz wieder größere Beachtung schenkte“,⁵¹ war die Seele in bildlichen Darstellungen nur indirekt präsent, indem der menschliche Körper als „Träger seelischer Stimmungen“ oder die Natur als „Resonanzraum der Seele“ inszeniert wurden.⁵² Vor diesem Hintergrund und der Kenntnis von Bühlers übrigen Werken wird deutlich, dass es sich bei der Figur der „Seele“ nicht nur um eine Personifikation handeln kann.

In den zuvor entstandenen Gemälden stellte der Maler wiederholt literarische oder biblische Figuren dar, die er Erzählungen entnahm, die für ihn eine große Bedeutung besaßen, wie etwa

⁴⁸ Einen Überblick liefern die Abbildungen bei VAUPEL, Prometheus (wie Anm. 9).

⁴⁹ BUSSE, Bühler (wie Anm. 10), S. 61.

⁵⁰ Einen Überblick über Darstellungen der Seele in der bildenden Kunst liefert ANDREAS FURGER, *Das Bild der Seele*. Im Spiegel der Jahrtausende, Zürich 1997.

⁵¹ KAI BUCHHOLZ, *Seele*, in: *Die Lebensreform. Entwürfe zur Neugestaltung von Leben und Kunst um 1900*, 2 Bde., hg. von DEMS. u. a. (Kataloge zur Ausstellung im Institut Mathildenhöhe Darmstadt), Darmstadt 2001, Bd. 2, S. 147 f., siehe besonders S. 147.

⁵² HILKE PECKMANN, *Ausdruck und Innerlichkeit. Der Körper als Träger seelischer Stimmungen*, in: *Die Lebensreform* (wie Anm. 51), Bd. 2, S. 153 f. und ANNETTE WAGNER, *Natur als Resonanzraum der Seele*, in: *Die Lebensreform* (wie Anm. 51), Bd. 2, S. 165–167.

„... einen Gehalt wie unser Freiburger Bild haben sie alle nicht“



Abb. 10: Hans Adolf Bühler, *Prometheus* (Ausschnitt). Foto: Christina Soltani.



Abb. 11: Hans Adolf Bühler, *Prometheus* (Ausschnitt): links Hans Adolf mit Johanna Bühler, rechts davon die Eltern des Künstlers. Foto: Christina Soltani.



Abb. 12: Hans Adolf Bühler, *Prometheus* (Ausschnitt), zeitgenössische Fotografie, Privatbesitz. Reproduktion: Christina Soltani.

die *Völuspa* oder das *Wielandslied der Edda*, Dantes *Göttliche Komödie*, Shakespeares Dramen, Schillers *Künstler* oder Nietzsches *Zarathustra*.⁵³ In dieser Auflistung aus einem Aufsatz von 1930 nennt Hans Adolf Bühler zudem das zweibändige Epos *Prometheus und Epimetheus – Ein Gleichnis*, das 1880/81 von dem Schweizer Dichter und Schriftsteller Carl Spitteler (1845–1924) unter dem Pseudonym Carl Felix Tandem veröffentlicht wurde und den Schlüssel für das Verständnis des Prometheusfreskos liefert. Die Annahme, dass Spittelers Werk die Vorlage für das Wandbild war, bestätigt auch eine Postkarte des Literaturnobelpreisträgers im Nachlass des Künstlers, in der er Bühler für die Zusendung eines *feinsinnigen Bildes* – offenbar eine Fotografie des fertigen Wandgemäldes – dankte, das ihm *noch lange Stoff zum Deuten und Denken ge-*

⁵³ HANS ADOLF BÜHLER, Über Kunst und Künstlertum, in: Deutsche Bildkunst 2 (1931), S. 10.

„... einen Gehalt wie unser Freiburger Bild haben sie alle nicht“

ben werde.⁵⁴ Carl Spitteler war vor allem durch seine Veröffentlichungen in der Zeitschrift „Der Kunstwart“ und seinem Engagement im „Dürerbund“ in Deutschland einem kunstsinnigen völkischen Publikum bestens bekannt, zu dem auch Bühler zählte. Sein Epos ist eine Neugestaltung des antiken Prometheus-Mythos, wobei Prometheus, wie Marianne Burkhard betont, „hier nicht der letztlich sozial denkende Held der griechischen Sage“ ist, „der, um seinen Mitmenschen zu helfen, mit schlauer Kühnheit das Feuer vom Himmel stiehlt, sondern [...] ein tiefsinziger Individualist, der sich von den Menschen und ihrer Durchschnittlichkeit absondert“.⁵⁵ Einzig die Seele, „das eigene Innere“,⁵⁶ erkennt dieser „traditionelle Werte und Gottesvorstellungen“ ablehnende Prometheus als „Göttin“ an.⁵⁷ Sein Bruder Epimetheus dagegen lässt sich von seinem Gewissen leiten, das „als autoritäres Konstrukt, als Stimme der Außenwelt und deren sinnentleerter Werte“ der „Seele“ gegenübersteht.⁵⁸ Epimetheus fühlt sich dieser Außenwelt, sprich den Menschen, dem Volk, zugehörig und wird von der „öffentlichen Meinung“ gelenkt, welche von der Göttin „Doxa“, der Gegenspielerin der „Seele“, verkörpert wird.⁵⁹ Nach Burkhard ist Carl Spittelers Epos daher vor allem zu verstehen als „Darstellung eines Konfliktes zwischen zwei Welten, zwischen Außen und Innen, zwischen der greifbaren Welt des Epimetheus, die sich in konkreter Ordnung und feststehenden Formen erfüllt, und der Welt des Prometheus mit ihrem geistig-seelischen Potential, das den Menschen ‚auf ungebahnten Pfaden‘ (1, 29) zu einer anderen, erweiterten Existenz führt“.⁶⁰ Carl Spittelers Prometheus repräsentierte für den Schweizer Psychoanalytiker Carl Gustav Jung in seinem 1921 erschienenen Werk „Psychologische Typen“ daher den introvertierten Menschentyp und Epimetheus den extravertierten. Jung weist darauf hin, dass Spitteler den eigentlich schöpferischen Prometheus in die leidende Figur eines „Duldners“ umdeutete, wohingegen er die „Seele“ als schöpferisches Element einfügte.⁶¹

⁵⁴ Nachlass Bühler: Spitteler an Bühler, ohne Datum [zwischen 1912 und 1918].

⁵⁵ MARIANNE BURKHARD, Blick in die Tiefe. Spittelers Epos Prometheus und Epimetheus, in: Zur Literatur der deutschsprachigen Schweiz (Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik, Bd. 9), Amsterdam 1979, S. 111–130, siehe besonders S. 113; Der Inhalt des Epos soll verkürzt wiedergegeben werden nach HERBERT POTZEL, Prometheus und Epimetheus, in: Kindlers neues Literatur-Lexikon, München 2000 (CD-ROM): „In jugendlicher Hochgestimmtheit ziehen sich die Brüder Prometheus und Epimetheus aus der menschlichen Gemeinschaft zurück, um in Einsamkeit und Freiheit allein aus der Willkür religiös-künstlerischer Inspiration zu leben. Der Engel Gottes, hehrer Repräsentant von Moral, Sitte und Ordnung, verheißt ihnen die Welt Herrschaft, wenn sie die Autonomie der ‚Seele‘ zugunsten der sozialen Verantwortlichkeit des ‚Gewissens‘ aufgeben. Während Prometheus dieses Angebot ausschlägt, geht Epimetheus darauf ein und wird zum Menschenkönig ernannt. Er errichtet eine glückliche und harmonische Weltordnung, Prometheus aber wird vom Engel Gottes in Verbannung und Vergessenheit getrieben. – Wie unzulänglich und kurzsichtig das ‚Gewissen‘ des Epimetheus jedoch ist, zeigt sich, als er den Wert der Gabe der Gottestochter Pandora (die Essenz des Schönen) nicht erkennt und sie ausschlägt.“ Als in diesem Zuge Unheil über die Menschen kommt, ist Epimetheus unfähig zu handeln, Prometheus aber, „der in der allgemeinen Verblendung als einziger hell-sichtig und zu entscheidendem Widerstand fähig ist“, da er von seiner „Seele“ geleitet wird, rettet die Welt.

⁵⁶ CORNELIA HERMANN, Mensch und Göttin „Seele“. Carl Spittelers „Prometheus“-Dichtungen (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik, Bd. 305), Stuttgart 1994, S. 82.

⁵⁷ BURKHARD, Prometheus (wie Anm. 55), S. 113.

⁵⁸ HERMANN, „Seele“ (wie Anm. 56), S. 83.

⁵⁹ Ebd., S. 80 f.

⁶⁰ BURKHARD, Prometheus (wie Anm. 55), S. 121.

⁶¹ CARL GUSTAV JUNG, Psychologische Typen, Zürich 1921, S. 250.

Es ist dieser duldende, nur dem eigenen Inneren verpflichtete Prometheus, den Bühler im Freiburger Kollegengebäude verbildlichte, während er *der eignen Seele Flüstern* lauscht,⁶² was durch die leichte Öffnung ihres Mundes suggeriert wird. Bühlers „Seele“ ist mit ihrer jugendlichen Schönheit und ihrem hellen Haar wie von Spitteler beschrieben *ein Weib von überirdischer Gestalt in ihrer Gottheit Glanz und in der Schönheit Pracht und Herrlichkeit*.⁶³ Als sie Prometheus erscheint, leuchtet es *wie Sonnenschein*,⁶⁴ und sie wird *nicht nur von ‚wundersamen Farben‘, sondern auch von [...] der Lohe eines unsichtbaren Feuers umgeben*.⁶⁵ Im Gemälde wird ihr Gesicht daher vom Schein des Feuers erhellt, während ihr Körper zugleich aus sich selbst heraus zu leuchten scheint. Das dunkelblaue Gewand der „Seele“ steht nach Bühlers 1930 veröffentlichter Farbenlehre – die wegen des zeitlichen Abstandes selbstverständlich nur unter Vorbehalt für die Deutung herangezogen wird – sowohl für eine tiefe *Stimmung der Geistigkeit*, als auch für Innerlichkeit und Gottesnähe.⁶⁶ Die „Seele“ ist sowohl bei Spitteler als auch bei Bühler die „Verkörperung des Guten, Wahren und Schönen“⁶⁷ und stellt dadurch das Bindeglied zu der Inschrift an der Fassade des Freiburger Kollegengebäudes, *Die Wahrheit wird euch frei machen*, dar.

Die Trennung des Individualisten Prometheus und der „Seele“ von den Menschen unterstreicht das beide umfangende, golddurchwirkte rote Tuch. Rot symbolisiert der Bühler'schen Farbenlehre zufolge Sicherheit, Macht und *geistige Überlegenheit*,⁶⁸ und Gold verweist auf den *ewigen Kern* und das *Innerste* der Dinge,⁶⁹ während in Prometheus' rotgoldenen Haar die Bedeutungen beider Farben gelten. Die bucklige Alte rechts hinter der „Seele“ (Abb. 13), die von Busse als „Hexe“ oder „Dämonin“⁷⁰ bezeichnet wird und in ihrer Missgestalt einen starken Kontrast zu der lichten, jungen Schönheit bildet, verkörpert vermutlich im Sinne von Spittelers Epos die „Doxa“, also die „öffentliche Meinung“. Ihre Zugehörigkeit zum Volk zeigt sie außerdem dadurch, dass sie sich dicht an die Menschenmenge drängt. In ihrer Aufmachung erinnert sie an eine Schamanin oder Zauberin, deren Dienste in dem durch Prometheus eingeläuteten neuen Zeitalter von Erkenntnis und Wissenschaft nicht mehr benötigt werden. Um die Bedrohung der alten Ordnung wissend, versucht sie einen Kristall, ein beliebtes Attribut von Hexen in der bildenden Kunst,⁷¹ vor der Bedrohung durch Prometheus' Feuergabe zu retten. Die Schattenseiten der individualistischen Persönlichkeit des Prometheus sind jedoch Einsamkeit, Kummer und Selbstzweifel. Bühler zeigt wie Carl Spitteler wahre „Größe als äußerst langwierigen, schmerzhaften Prozeß, in dem es gilt den Schmerz [...], wie den Zweifel, ob sich solche Opfer lohnen, zu ertragen.“⁷² In diesem Sinne wurde das Gemälde auch von Bühlers Zeitgenossen ver-

⁶² CARL SPITTELER, Prometheus und Epimetheus – Ein Gleichnis, Jena 1919 (Nachdruck der 2. Aufl. von 1906), S. 3.

⁶³ Ebd., S. 23.

⁶⁴ Ebd.

⁶⁵ BURKHARD, Prometheus (wie Anm. 55), S. 116 (siehe auch SPITTELER, Prometheus [wie Anm. 62], S. 23).

⁶⁶ HANS ADOLF BÜHLER, Das innere Gesetz der Farbe. Eine künstlerische Farbenlehre, Berlin-Grünwald 1930, S. 73.

⁶⁷ HERMANN, „Seele“ (wie Anm. 56), S. 92.

⁶⁸ BÜHLER, Farbe (wie Anm. 66), S. 63 f.

⁶⁹ Ebd., S. 62.

⁷⁰ BUSSE, Bühler (wie Anm. 10), S. 62.

⁷¹ HILDEGARD KRETSCHMER, Lexikon der Symbole und Attribute in der Kunst, Stuttgart 2008, S. 239.

⁷² BURKHARD, Prometheus (wie Anm. 55), S. 118 f. Nach BURKHARD, Prometheus (wie Anm. 55), S. 119 ist dies als Kritik Spittelers an der Gründerzeit zu verstehen, in der Größe ohne Verständnis für die zu bringenden Opfer erwartet wurde.

„... einen Gehalt wie unser Freiburger Bild haben sie alle nicht“

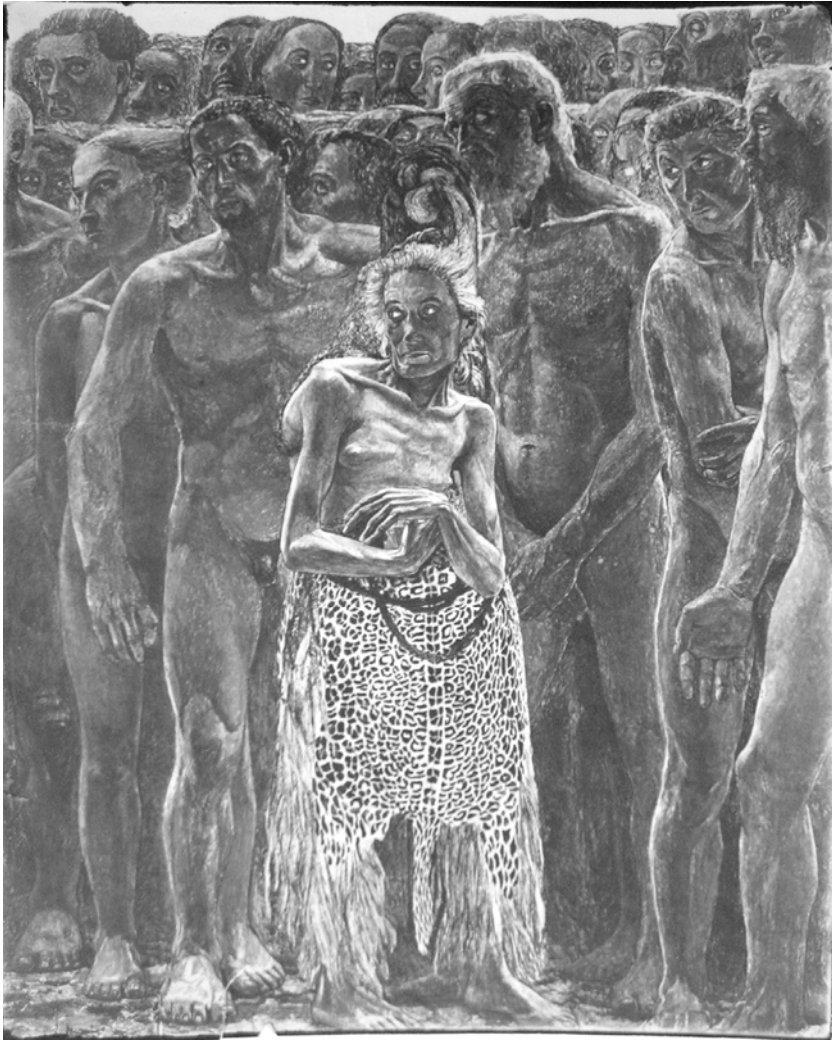


Abb. 13: Hans Adolf Bühler, *Prometheus* (Ausschnitt), zeitgenössische Fotografie. Reproduktion: Christina Soltani.

standen, wie in den akademischen Mitteilungen von 1912 zu lesen ist. Bühlers Fresko sei *das Bild von Hoheit und von der Schwere des Berufes, Lichtbringer zu sein, von der Notwendigkeit und Verantwortlichkeit zugleich, die in der Darbietung solchen Lichtes, solcher Erkenntnis beschlossen liegt; treu darinnen zu sein, treu der innern Stimme, die wahrhaft frei macht von allen äußeren Rücksichten und Fesseln und die allein die rechte Kraft gibt, unbeirrt und aufrecht den Weg des Gewissens zu wandeln.*⁷³

⁷³ Zum Prometheusgemälde H. A. Bühlers (wie Anm. 35), S. 27.

Wie Vaupel demonstriert, wurde Prometheus als Prototyp des modernen Künstlers gesehen, der sich durch die öffentliche Meinung „nicht korrumpieren lässt“.⁷⁴ Während Künstler zu Beginn des 20. Jahrhunderts zur Verbildlichung des persönlichen Leidens meist auf die Figur des gefesselten, an den Kaukasus geschmiedeten Prometheus zurückgriffen,⁷⁵ bot Bühlers von Spitteler inspirierter lichtbringender Prometheus zugleich die Möglichkeit, negative Aspekte und Gefühle zu veranschaulichen. Durch das Prometheus-Thema konnte Bühler sowohl seine persönlichen Krisen während des Entstehungsprozesses des Gemäldes⁷⁶ reflektieren als auch sich selbst in der Figur des Prometheus wiederfinden, da er selbst den Künstler als „Propheten“ und „Seher“ betrachtete, der im Gegensatz zu gewöhnlichen Menschen Einsicht in die Geheimnisse des Lebens und des Weltganzen besitzt. Durch seine Kunst kann der Künstler diese Geheimnisse anderen Menschen offenbaren und wie Prometheus ein „Lichtbringer“ sein.

Bereits in den Jahren vor Anfertigung des Prometheusfreskos hatte Bühler in seinen Gemälden Ausnahmemenschen dargestellt, aus deren Mimik und Gestik die Schwere der ihnen aufgebürdeten Aufgaben ablesbar ist. Ein Beispiel dafür ist Bühlers 1909/10 entstandener *Christus mit den Weizenkörnern* (Abb. 14), ebenfalls ein „Lichtbringer“, dessen Entstehung Busse zufolge eng mit der des Prometheus zusammenhängt.⁷⁷ Offensichtlich übertrug Bühler die Physiognomie sowie das helle Haar und den Vollbart seiner Christusfigur auf Prometheus. In der Darstellung des Christuskopfes wiederum hatte sich Bühler nach dem gängigen Christus-Typus mit Bart und schulterlangem Haar gerichtet. Allerdings ist das Haar von Bühlers Christus von heller Farbe, worin sich der Maler mit großer Wahrscheinlichkeit an den blonden Christusfiguren aus Max Klingers Ende des 19. Jahrhunderts entstandenen Gemälden *Pietà*, *Kreuzigung* und *Christus im Olymp* orientierte – ein Typus, der, wie Eva-Maria Kaffanke in ihrer Dissertation zeigt, auf Richard Wagners Vorstellung eines arischen Christus zurückgeht,⁷⁸ welcher Klingers und Wagners Forderung einer „Nachfolge Christi durch ein Künstlergenie“ entsprach.⁷⁹ Bühlers Prometheus kann daher ebenfalls als arisch-germanische Künstler-Führerfigur gesehen werden, weshalb die Karlsruher Komponistin Clara Faißt das Wandbild der Freiburger Universität 1924 als „ein Ewigkeitswerk, aus germanischem Geist geboren“ bezeichnete.⁸⁰

Hans Adolf Bühler bewegte sich in einem völkisch geprägten Milieu, das die Kunstszene der Residenzstadt Karlsruhe um die Jahrhundertwende auszeichnete. Er vertrat daher eine idealistische beziehungsweise symbolistische Malerei, mit der er sich von der als oberflächlich

⁷⁴ VAUPEL, Prometheus (wie Anm. 9), S. 33; Sie nennt drei zentrale Motive des Mythos, die auf den Künstler bezogen werden können: „Die Menschenschöpfung entspricht dem künstlerischen Akt, der Feuerraub respektive die Feuergabe dient als Metapher für genialisches Schaffen, und mit dem gefesselten Prometheus ist ein Bild für das Ringen des Künstlers gefunden.“, siehe ebd., S. 31.

⁷⁵ Ebd., S. 167 f.

⁷⁶ Bühler schrieb 1911 an den Kunsthistoriker Joseph August Beringer (Nachlass Bühler: Bühler an Beringer, 07.11.1911): *Es wohnt eine große Gesellschaft von sich wieder strebenden [sic] Elementen in meinem Herzen beisammen, die machen es mir nie leicht und gerade bei dieser Arbeit hat es manchmal böse Revolutionen gegeben.*

⁷⁷ BUSSE, Bühler (wie Anm. 10), S. 54.

⁷⁸ EVA-MARIA KAFFANKE, *Der deutsche Heiland. Christusbildungen um 1900 im Kontext der völkischen Bewegung* (Europäische Hochschulschriften 28, Kunstgeschichte Bd. 383), Frankfurt 2001 (Dissertation Bonn 2001), S. 317.

⁷⁹ Ebd., S. 290.

⁸⁰ CLARA FAISST, Hans Adolf Bühler. Ein deutscher Meister, in: Westermanns Monatshefte 137 (1924), S. 461; Bettina Vaupel benannte Bühlers Prometheus ebenfalls als „teutonischen Geisteshelden“, ohne dies jedoch plausibel zu begründen, siehe VAUPEL, Prometheus (wie Anm. 9), S. 83.

„... einen Gehalt wie unser Freiburger Bild haben sie alle nicht“



Abb. 14: Hans Adolf Bühler, *Christus mit den Weizenkörnern*, 1909/10, Tempera auf Leinwand, 172 x 124 cm, Staatliche Museen zu Berlin, Nationalgalerie. Aus: BUSSE, Bühler (wie Anm. 10), S. 51.

empfundenen Kunstrichtung des aus Frankreich kommenden Impressionismus abgrenzte. Mit seiner Malerei strebte Bühler das Sichtbarmachen der Tiefen des menschlichen Wesens, von ewig gültigen Werten sowie irdischen und kosmischen Zusammenhängen an, wie er 1910 an den Kunsthistoriker Joseph August Beringer schrieb: *Mein künstlerisches Ziel ist: das Abbilden von Menschen und Dingen aber nicht in einer einseitigen Ansicht, oder gar bloß in flüchtiger,*

*zufälliger Erscheinung, sondern im in sich logischen, in allen seinen Teilen, in Formen und Farben einheitlichen Kunstwerk, daß so des künstlerisch Dargestellten innerstes Wesen und das Geheimnis seiner Art offenbar wird [...].*⁸¹

In dem Wandgemälde der Freiburger Universität überführte Hans Adolf Bühler das von der akademischen Baukommission ausgearbeitete konventionelle Thema des lichtbringenden Prometheus in eine symbolistische, äußerst moderne Interpretation des antiken Mythos. Verglichen mit den übrigen etwa zeitgleich entstandenen Universitätsausstattungen im Deutschen Kaiserreich erschien Böhlers Wandbild als besonders gehaltvoll und ausgefallen, wie Hermann Thiersch 1912 in seiner Laudatio betonte: *Mir scheint, unser Freund [Hans Adolf Bühler] hat uns in der gigantischen Figur des Prometheus ein Vorbild unserer Arbeit gezeichnet, wie es eindringlicher und ergreifender zu keiner andern Hochschule unseres Vaterlandes redet. Mag Jena sich freuen an seinem bunten Musenreigen Ludwig von Hoffmanns, mag Leipzig stolz sein auf seinen Klingerschen Homer und seinen Philosophenhain, mag München glänzen in prunkvollem Mosaik-Dekor – einen Gehalt wie unser Freiburger Bild haben sie alle nicht [...].*⁸²

⁸¹ Nachlass: Bühler an Beringer, 17.09.1910.

⁸² Zitiert bei: Zum Prometheusgemälde H. A. Böhlers (wie Anm. 35); In dem zwischen 1905 und 1908 erbauten Kollegiengebäude der Universität Jena war das repräsentativste Ausstattungsobjekt der zwölf Meter lange Musenreigen *Die neun Musen* (1909) von Ludwig von Hofmann im Senats Sitzungssaal. In der Erweiterung des Hauptgebäudes der Universität München (1906–1909) fand man Allegorien und symbolische Darstellungen in Mosaiktechnik. Die Aula der Universität Leipzig zierte ein Wandgemälde von Max Klinger mit dem Titel *Die Kultur der Griechen* bzw. *Die Blüte Griechenlands* von 1909. Siehe dazu NÄGELKE, Hochschulbau (wie Anm. 23).

Sprachalltag in Nord-Baden-Württemberg – Tradition und Zukunft bei der Erforschung gesprochener Sprache

Rudolf Bühler

Einleitung

Seit 2009 läuft am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen das Projekt „Sprachalltag in Nord-Baden-Württemberg“. Es knüpft zum einen an die Arbeiten der von Hermann Bausinger und Arno Ruoff 1955 ins Leben gerufenen Tübinger Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland“ (TA)¹ an und verbindet bewusst Fragen der klassischen Dialektologie mit neuen Zugangsweisen zu Alltagssprache und Sprachkultur, wie sie für den Südwesten Deutschlands bislang noch nicht realisiert worden sind. Zum anderen sieht sich das Projekt in der Tradition der Kleinraumatlanten des süddeutschen Sprachgebiets und will mit dem „Sprachatlas von Nord-Baden-Württemberg“ (SNBW) die letzte Lücke in der Erforschung der Dialekte des oberdeutschen Sprachraums schließen.

Um die bestmögliche wissenschaftliche Vergleichbarkeit zu wahren, hat sich der SNBW bewusst für eine traditionelle Methodik entschieden, die mit einem Fragebuch arbeitet, das in den 1940er Jahren für den Sprachatlas der Deutschen Schweiz entwickelt wurde. Die Mehrheit der oberdeutschen Sprachatlanten hat ihre Sprachdaten ebenfalls mit diesem Fragebuch erhoben, das zum großen Teil eine eher archaische, bäuerliche Lebenswelt erfasst und ein dialektales Sprachwissen in vielen ländlichen Arbeitsbereichen, wie zum Beispiel der Viehzucht, dem Ackerbau und der vormodernen Hauswirtschaft, voraussetzt.

In diesem Beitrag werden beispielhaft erste Ergebnisse aus dem Korpus des SNBW präsentiert sowie Aussagen über den Verlauf von Dialektgrenzen, wie sie noch heute vorhanden sind, getroffen. Darüber hinaus wird die Entwicklung von Übergangsgebieten zwischen dem schwäbisch-alemannischen und dem fränkischen Sprachraum aufgezeigt. In diese Betrachtung fließen kultur- und sprachhistorische Überlegungen mit ein – beispielsweise der Einfluss alter kirchlicher und politischer Grenzen – mit deren Hilfe Veränderungen der Sprachlandschaft des Untersuchungsgebiets im Norden Baden-Württembergs interpretiert werden können.

Durch die Verknüpfung des Hauptprojektteils und der Teilprojekte mit kulturwissenschaftlichen Zugangsweisen wird die Interpretation des neu erhobenen Datenmaterials um Dimensionen situativer, sozialer und räumlicher Art erweitert. Beispielsweise werden in den Qualifikationsarbeiten der drei Wissenschaftlichen MitarbeiterInnen die Bedeutung subjektiver Sprachräume und deren generationeller Wandel sowie die Sprachvariation in der Arbeitswelt mit ihren Funktionen und Bewertungen in die Analyse miteinbezogen. Dadurch kommt der fächerübergreifende Charakter des Projekts zum Tragen und ermöglicht die innovative Kombination

¹ Zur Geschichte der TA vgl. ARNO RUOFF, Die Tübinger Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland“ 1955 bis 1995, in: Dialekt und Alltagssprache. Arbeitsstelle Sprache in Südwestdeutschland, hg. im Auftrag der Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V. (Tübinger Korrespondenzblatt, Nr. 57), Tübingen 2004, S. 19–52.

bewährter Erhebungsmethoden der Dialektologie mit aktuellen ethnografischen Ansätzen der Kulturwissenschaft.

Dass das Projekt überhaupt angestoßen werden konnte, verdanken wir der Unterstützung des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst sowie des Ministeriums für Kultus, Jugend und Sport Baden-Württemberg, der Universität Tübingen und des Fördervereins Schwäbischer Dialekt e. V.

Der Beginn der Dialektgeografie im deutschsprachigen Raum

Der Tübinger Philologe Adelbert von Keller gilt mit seiner ersten flächendeckenden empirischen Untersuchung des „schwäbischen Sprachschatzes“, die er unter den Lehrern in Württemberg 1861 durchführte, als Urheber der traditionellen Dialektgeografie. Sein Aufsatz über die Mundarten im Königreich Württemberg 1884² ist auch der Beginn einer Reihe von Arbeiten, die erst in den württembergischen Oberamtsbeschreibungen, später in den Baden-Württembergischen Kreisbeschreibungen veröffentlicht wurden.

Georg Wenker und Hermann Fischer, beide Schüler Adelbert von Kellers und beeinflusst von seiner empirischen Arbeitsweise, sammelten nach der *indirekten Methode* seit den 1870er Jahren mundartliches Material mit Hilfe von Fragebögen.

Fischer verschickte seine Fragen an die über 3000 Pfarrämter in Württemberg. Auf dieser Datengrundlage erschienen sein Dialektatlas³ und – unter Verwendung der Materialien Kellers („Konferenzaufsätze“ und Zettelsammlung) – sein „Schwäbisches Wörterbuch“.⁴

Wenkers 40 Sätze erreichten nach Vorarbeiten im Rheinland und in Westfalen die Volksschulen im gesamten Deutschen Reich. Mit dem gesammelten Material aus circa 30.000 Orten entstand in Marburg bis 1956 der „Sprachatlas des Deutschen Reichs“ mit insgesamt 1646 handgefertigten Sprachkarten. Er ist heute unter www.diwa.info online gestellt.

Mit der *direkten Methode* erfassten die Tübinger Karl Haag⁵ und Karl Bohnenberger⁶ als erste die schwäbischen Mundarten durch persönliche Aufnahmen vor Ort in den Gemeinden.⁷

In der Folge begann die systematische Erforschung des südwestdeutschen Sprachgebiets durch Regionalatlanten (vgl. Abb. 1). In direkter Methode erhobene Kleinraumatlanten sollten ein detailliertes Bild der Sprachlandschaft zunächst im alemannischen Sprachraum geben. In der Schweiz startete Rudolf Hotzenköcherle 1935 mit der Planung eines „Sprachatlas der deutschen Schweiz“ (SDS).⁸

² ADELBERT VON KELLER, Die Mundarten, in: Das Königreich Württemberg. Eine Beschreibung von Land, Volk und Staat. Bd. II, 1: Buch 3. Das Volk, Stuttgart 1884, S. 166–177.

³ HERMANN FISCHER, Geographie der schwäbischen Mundart, Tübingen 1895.

⁴ HERMANN FISCHER, Schwäbisches Wörterbuch, Tübingen 1904–1936.

⁵ KARL HAAG, Die Mundarten des oberen Neckar- und Donaulandes, Reutlingen 1898.

⁶ KARL BOHNENBERGER, Die alemannische Mundart. Umgrenzung, Innengliederung und Kennzeichnung, Tübingen 1953.

⁷ Das südwestdeutsche Sprachgebiet ist heute generell sehr gut erforscht. Zu weiterer Literatur vgl. GERHARD W. BAUR unter Mitarbeit von RUDOLF POST und FRIEDEL SCHEER-NAHOR, Bibliographie zur Mundartforschung in Baden-Württemberg, Vorarlberg und Liechtenstein. Von den Anfängen bis zum Jahr 2000 (Idiomatologia, Bd. 7), Tübingen ²2002.

⁸ Sprachatlas der deutschen Schweiz, begründet von HEINRICH BAUMGARTNER und RUDOLF HOTZENKÖCHERLE in Zusammenarbeit mit KONRAD LOBECK, ROBERT SCHLÄPFER, RUDOLF TRÜB und unter Mitwirkung von PAUL ZINSLI, hg. von RUDOLF HOTZENKÖCHERLE, fortgeführt und abgeschlossen von ROBERT SCHLÄPFER, RUDOLF TRÜB, PAUL ZINSLI, Bern/Basel 1962–1997.

Dieses Projekt war Vorbild für den „Südwestdeutschen Sprachatlas“ (SSA)⁹, der als Impulsgeber die Erforschung der südwestdeutschen Dialekte von Freiburg aus maßgeblich beeinflusste: Am SSA war Eugen Gabriel mit der Aufnahmeleitung betraut, während er in Bregenz bereits mit den Arbeiten zum „Vorarlberger Sprachatlas“ (VALTS)¹⁰ begann; Werner König nahm seine Erfahrungen als Mitarbeiter beim SSA mit nach Augsburg und begründete dort den „Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben“ (SBS)¹¹ mit. Durch die Zusammenarbeit von Eugen Gabriel in Freiburg und Arno Ruoff in Tübingen entwickelte sich bis zu ihrem Ausscheiden Ende der 1990er Jahre eine enge Verbindung zwischen Sprach- und Kulturwissenschaft, aus der „zahlreiche gemeinsame Projekte in Baden-Württemberg und Vorarlberg“¹² hervorgingen.

Im Rahmen des französischen „Atlas linguistique de la France“ wurden auch für das Elsass und Lothringen entsprechende Werke erstellt. In Rheinland-Pfalz entstand der „Mittelrheinische Sprachatlas“ (MRhSA) und als Teilprojekte des „Bayerischen Sprachatlas“ (BSA) die „Sprachatlantanten von Unter- bzw. Mittelfranken“ (SUF, SMF).

Nach einem Generationenwechsel am Tübinger Ludwig-Uhland-Institut wurde dort bei einer Arbeitstagung 2006 erneut Kontakt aufgenommen. Auf Initiative von Hubert Klausmann – in Freiburg promovierter Sprachwissenschaftler und langjähriger Mitarbeiter des VALTS – und Bernhard Tschofen – in Tübingen Professor für Empirische Kulturwissenschaft/Volkskunde mit Schwerpunkt Regionale Ethnografie – entstand die Idee, die gemeinsame Tradition zur Erforschung gesprochener Sprache wieder aufzunehmen. Angesichts der „Vernachlässigung unseres Forschungszweiges“ und weil „die Erforschung der Basisdialekte auch für die Erforschung der heute im Alltag besonders wichtigen Stufen zwischen Basisdialekt und Standard“¹³ bedeutsam ist, fiel der Blick besonders auf Nord-Baden-Württemberg. Zügig sollten nun die Vorarbeiten für den letzten noch fehlenden Kleinraumatlas im südwestdeutschen Sprachgebiet beginnen.

Denn hier bleibt für den „Sprachatlas von Nord-Baden-Württemberg“ (SNBW) eine Forschungslücke zu schließen, solange die Generation noch erreichbar ist, die zumindest aus ihrer Jugend die Zeit vor den großen Landmaschinen und den Flurbereinigungen kennt. Dieses Wissen verschwindet mit der letzten Vorkriegsgeneration und ist doch für die Vergleichbarkeit der Ergebnisse der verschiedenen Regionalatlanten sowohl im schwäbisch-alemannischen als auch im fränkischen Sprachraum unverzichtbar.

⁹ Südwestdeutscher Sprachatlas, hg. von VOLKER SCHUPP u. a., Marburg 1989–2011.

¹⁰ Vorarlberger Sprachatlas mit Einschluss des Fürstentums Liechtenstein, Westtirols und des Allgäus, hg. von EUGEN GABRIEL, Bregenz 1985–2006.

¹¹ Bayerischer Sprachatlas, hg. von WERNER KÖNIG und HANS WELLMANN, Heidelberg 1996–2009.

¹² HUBERT KLAUSMANN, Die Erforschung regionaler Varietäten in Baden-Württemberg – Rückblick und Ausblick, in: Dialekt und regionale Kulturforschung. Traditionen und Perspektiven einer Alltagssprachforschung in Südwestdeutschland, hg. von LIOBA KELLER-DRESCHER und BERNHARD TSCHOFEN, Tübingen 2009, S. 114.

¹³ Ebd., S. 124.

- ALA - Atlas Linguistique et Ethnographique de l'Alsace
- MRhSA - Mittelrheinischer Sprachatlas
- SBS - Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben
- SDS - Sprachatlas der deutschen Schweiz
- SMF - Sprachatlas von Mittelfranken
- SSA - Südwestdeutscher Sprachatlas
- SUF - Sprachatlas von Unterfranken
- VALTS - Vorarlberger Sprachatlas

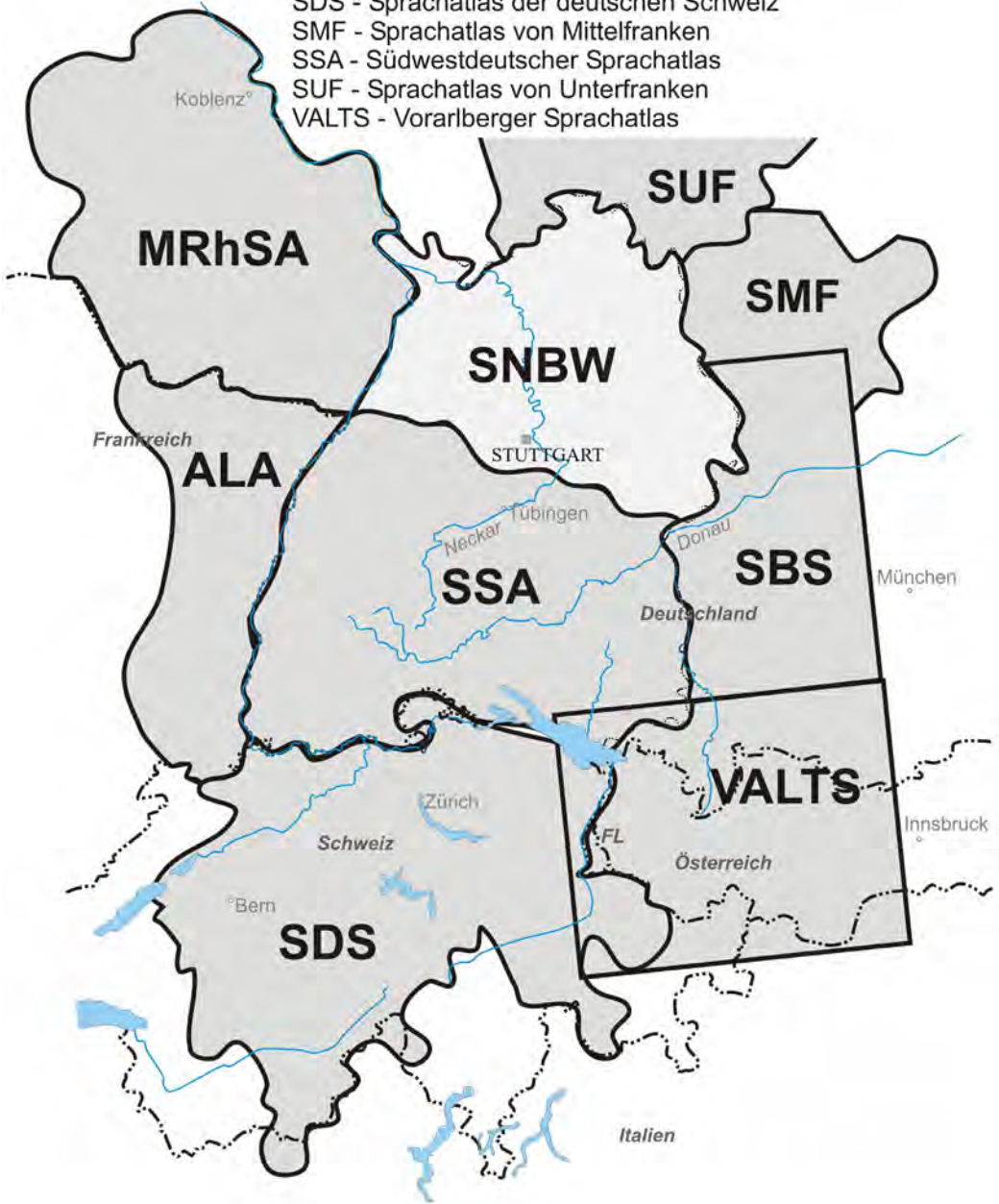


Abb. 1: Die Nachbaratlanten des SNBW und die letzte Lücke in der Erforschung der Mundarten im südwestdeutschen Sprachraum. Karte: Rudolf Bühler.

Planung und Durchführung

Die Aufnahmen wurden wie bei den vorangegangenen Regionalatlanten nach der *direkten Methode* durchgeführt, bei der Vertreter der ältesten verfügbaren Generation aus der ortsansässigen Bevölkerung durch geschulte Exploratoren zu ihrer Alltagssprache befragt werden.¹⁴ Nur durch die Verwendung der traditionellen Aufnahmemethode und die Auswahl entsprechender Repräsentanten der örtlichen Mundart bleibt eine Vergleichbarkeit mit den benachbarten Projekten gewährleistet.

Das Aufnahmegebiet des SNBW (vgl. Abb. 1) wird im Westen, Norden und Osten durch die Landesgrenzen Baden-Württembergs begrenzt. Damit schließt es an die Untersuchungsgebiete des MRhSA in Rheinland-Pfalz sowie SUF, SMF und SBS in Bayern an. Die Abgrenzung in Richtung Süden erfolgt durch eine Linie Karlsruhe – Stuttgart – Ulm und damit zum Untersuchungsgebiet des SSA.

Das Ortsnetz des SNBW wurde so gewählt, dass sich zunächst 90 Orte in einem gleichmäßigen Raster über das Aufnahmegebiet verteilen ließen. In den sprachlichen Grenz- und Übergangsbereichen wurden weitere Aufnahmeorte hinzugefügt, sodass insgesamt die Ortsmundarten aus 140 Gemeinden erfasst werden konnten (vgl. Abb. 2).¹⁵ Die Anzahl der Aufnahmeorte richtete sich dabei im Wesentlichen nach den finanziellen Möglichkeiten des Projekts; die Erhebungen sollten innerhalb von zwei Jahren abgeschlossen werden können.

Die erforderlichen Gewährsleute wurden von Mitarbeitern der örtlichen Bürgermeisterämter und Gemeindeverwaltungen ausgewählt; dafür erhielten die Bürgermeister bzw. Ortsvorsteher ein entsprechendes Schreiben mit der Bitte, geeignete Gewährspersonen aus dem Ort für eine mundartliche Befragung auszuwählen. Dabei wurden geistig rüstige, in der Landwirtschaft erfahrene Personen bevorzugt, darunter mindestens eine Frau. Die Kooperation mit den angeschriebenen Gemeinden war in den allermeisten Fällen sehr erfreulich, sodass die Befragungen mit vier bis sechs Gewährsleuten und einem Zeitaufwand von etwa zehn bis zwölf Stunden je Ort durchgeführt werden konnten.

In großen Teilen konnte das Fragebuch des SSA – der wiederum „eine große Zahl der Fragen für das [eigene] Aufnahmegebiet“¹⁶ vom SDS übernommen hatte – verwendet werden; angesichts des relativ engen zeitlichen und finanziellen Rahmens musste das Fragebuch des SSA gekürzt werden. Aufgrund seiner Erfahrung als Explorator für den VALTS bearbeitete Hubert Klausmann gemeinsam mit der langjährigen SSA-Mitarbeiterin Renate Schrambke das Fragebuch redaktionell und stellte eine von 2500 auf 1500 Fragen verschlankte Version her. Durch Probeaufnahmen war es möglich gewesen, für die Kürzung solche Themen auszuwählen, die den Befragten größtenteils nicht mehr bekannt waren; dabei wurden vor allem Wortfragen im Bereich Geräte, Werkzeuge und Gefäße sowie der Viehzucht in der vormodernen Landwirtschaft eingespart. Dennoch beinhaltet das Fragebuch des SNBW alle grundlegenden Probleme zu Lautlehre, Grammatik, Satzbau und Wortschatz. Wie die Fragebücher von SDS und SSA ist auch

¹⁴ Zum Aufnahmeverfahren ausführlich z. B.: RUDOLF HOTZENKÖCHERLE, Einführung in den Sprachatlas der deutschen Schweiz. A. Zur Methodologie der Kleinraumatlanten. B. Fragebuch, Transkriptionsschlüssel, Aufnahmeprotokolle, Bern 1962.

¹⁵ Eine vollständige Liste aller Aufnahmeorte findet sich auf www.sprachalltag.de unter *Aufnahmegebiet*.

¹⁶ WERNER KÖNIG / RENATE SCHRAMBKE, Die Sprachatlanten des schwäbisch-alemannischen Raumes. Baden-Württemberg, Bayerisch-Schwaben, Elsaß, Liechtenstein, Schweiz, Vorarlberg, Bülh/Baden 1999, S. 103.

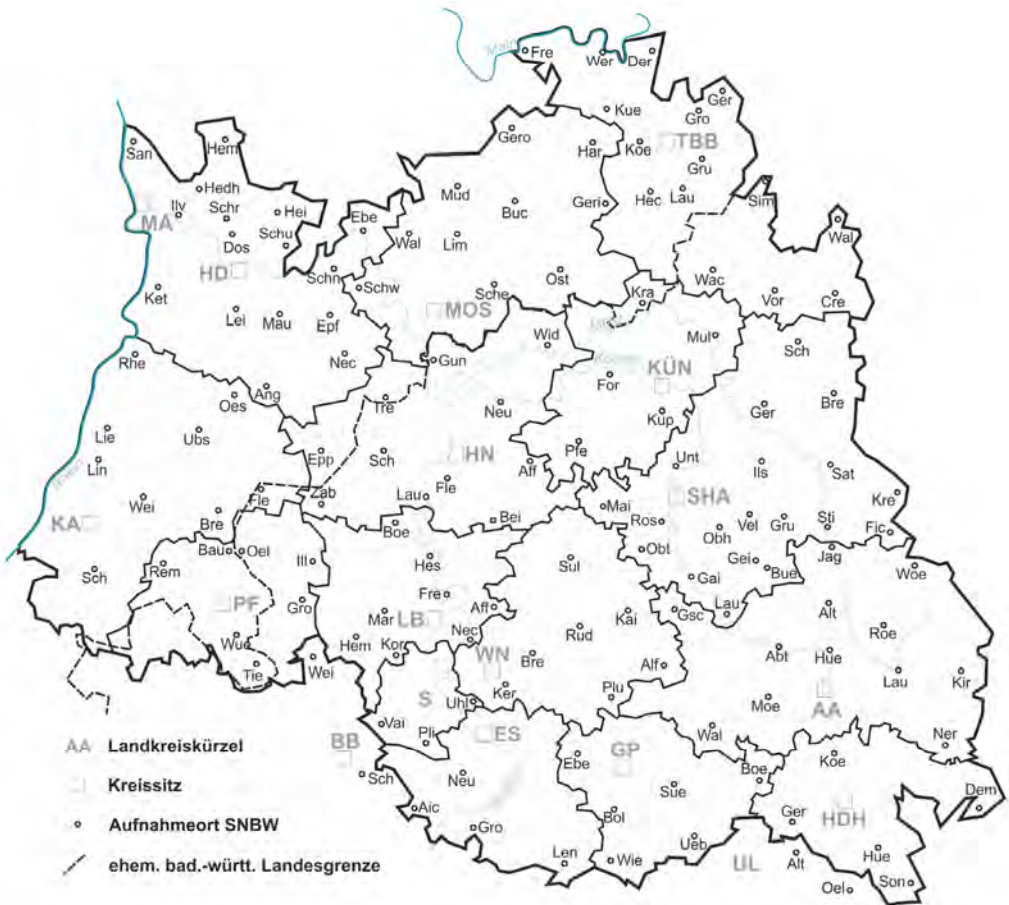


Abb. 2: Das Untersuchungsgebiet des SNBW – Grundkarte mit Erhebungsorten. Karte: Rudolf Bühler.

der Katalog des SNBW thematisch aufgebaut: In einem ersten, landwirtschaftlichen Teil überwiegen Fragen zur Viehzucht, zur Feld- und Waldarbeit, zur Landschaft und zum Obstbau. Im zweiten Teil werden zusätzlich Fragen zum Gemeinschaftsleben und zur Verwandtschaft, dem Wetter und der Zeiteinteilung, der Garten- und Hausarbeit, zur Wohnung und zu den Mahlzeiten gestellt. Nachdem die ersten 90 Orte mit diesem Fragebuch erhoben wurden, kam eine nochmals gekürzte Ausführung mit 350 Fragen zum Einsatz. Damit wurde während weiterer 50 Nacherhebungen die Belegdichte in sprachlich besonders interessanten Gebieten vergrößert.

Die Notation der Antworten erfolgte mittels Teuthonista-Lautschrift, bei der vorwiegend mit dem lateinischen Alphabet unter Zuhilfenahme von diakritischen Zeichen über oder unter den Buchstaben gearbeitet wird. Dadurch ist diese Lautschrift „leicht lernbar, flüssig schreibbar und gut lesbar“.¹⁷ Das Fragebuch wurde auf einem hochformatigen DIN-A4-Vordruck (Loseblattsammlung, 60 Seiten) von den Exploratoren ausgefüllt; die Niederschrift wurde jeweils unmit-

¹⁷ RUDOLF TRÜB / LILY TRÜB, Sprachatlas der deutschen Schweiz. Abschlussband. Werkgeschichte, Publikationsmethode, Gesamtregister, Tübingen/Basel 2003, S. 4.

telbar während des Gesprächs durchgeführt, sodass bei lautlichen oder sachlichen Unsicherheiten jederzeit Nachfragen an die Gewährsperson gestellt werden konnten.

Eine Einspeisung Wort für Wort in die EDV, wie beim SSA geschehen, erlaubt der enge finanzielle und zeitliche Rahmen des SNBW nicht. Zur digitalen Archivierung konnten jedoch sämtliche Fragebücher eingescannt und die einzelnen Seiten im jpg-Format gesichert werden; für jeden Ort ergibt das 60-seitige Dokument eine durchschnittliche Bilddatenmenge von 30 MB. Außerdem wurden alle Befragungen durch eine Audio-Datei dokumentiert – ein digitales Aufnahmegerät begleitete die Exploratoren ständig. Durchschnittlich etwa zehn Stunden Gespräch insgesamt ergeben pro Ort ungefähr 500 MB Tonmaterial im wma-Format.

Auszug aus dem Fragebuch des SNBW (S. 6, Kapitel 9, Heuernte), das von den Exploratoren während der Befragung ausgefüllt wurde. Links die Fragen, oft mit weiteren Mundartformen, die vom Explorator suggeriert wurden. In der rechten Spalte wurden die Antworten der Gewährsleute eingetragen:

9.1 <u>Gras</u>	
9.2 <u>Heu</u> (Der erste Schnitt)	
9.3 <u>heuen / geheut</u>	
9.4 <u>Öhmd</u> (Der zweite Schnitt)	
9.5 <u>mähen / gemäht</u>	
9.6 Wenn das Gras nicht mehr frisch ist, dann ist es (<i>lummelig, welk, lahm ...?</i>)	
9.7 <u>Sense / Sensen</u>	
9.8 <u>Sensenstiel</u> (<i>Worb?</i>)	
9.9 <u>Rücken</u> (Der breite, unscharfe Teil der Sense ist der ...)	
9.11 <u>dengeln / gedengelt</u>	
9.12 Eiserner Keil, auf dem gedengelt wird	
9.13 <u>Dengel-Maschine</u> (Betonung?)	
9.14 Der Wetzsteinbehälter (<i>Kumpf, Futterfass ...?</i>)	
9.15 Wie heißt eine Reihe frisch gemähten Grases? (<i>Mahde, Schore ...?</i>)	
9.19 Am Nachmittag des ersten Tages tut man das Heu ... (<i>wenden, kehren?</i>)	
9.20 <u>liegen lassen</u> (Wenn das Wetter stabil ist, kann man es über Nacht ...)	
9.21 Die großen Reihen, die man am Abend macht	
9.22 Heuhaufen, die man bei drohendem Unwetter macht (<i>Birling, Schochen ...</i>)	

Die Aufnahmen um Ellwangen im Ostalbkreis und im Landkreis Schwäbisch Hall wurden hauptsächlich von Hubert Klausmann durchgeführt. Die drei wissenschaftlichen MitarbeiterInnen Rudolf Bühler, Rebekka Bürkle und Nina Kim Leonhardt erhoben das weitere Gebiet, ausgehend von der Ostalb über den Welzheimer Wald und den Kraichgau bis zum Rheintal und

weiter über den Odenwald bis zum Taubertal gemeinsam. Es stellte sich als logistischer Vorteil heraus, dass man bei genügender Koordination der Termine mit den Gewährsleuten in einer Woche mehrere Aufnahmeorte am Stück bewältigen konnte. Für die Nacherhebungen mit dem gekürzten Fragebuch wurde eine zweite Runde durch das Aufnahmegebiet eingeplant. Die Erfahrungen mit den Gewährsleuten waren stets positiv; größer als erwartet war die Bereitschaft der Gewährsleute zur Zusammenarbeit, das Projekt stieß durchgehend auf Zustimmung. Die Beachtung für den Dialekt und seine Erforschung war auch von medialer Seite umfassend. Jede Erhebungswoche wurde von lokalen Printmedien, Kreiszeitungen oder dem Südwestrundfunk mit großem Interesse begleitet.¹⁸

Bereits parallel zu den Erhebungen wurden erste Probekarten für den Südostschnitt des Untersuchungsgebietes erstellt und online verfügbar gemacht.¹⁹ Zu ausgewählten sprachlichen Phänomenen aus den Bereichen Phonologie (Lautgeografie), Morphologie (Grammatik, Satzbau) und Wortgeografie werden hier als „work in progress“ künftig weitere Karten verfügbar sein.

Mit dem Abschluss der Erhebungen in 140 Aufnahmeorten liegt nun eine enorme Menge von etwa 200.000 Sprachdaten vor. Es wird nicht möglich sein, sämtliche Daten innerhalb des SNBW zu bewältigen und zu veröffentlichen. Es werden vielmehr nach lautlichen, grammatikalischen und wortgeografischen Gesichtspunkten sprachliche Phänomene ausgewählt, um sie auf sogenannten Symbolkarten darzustellen. Ein weiterer Auswahlaspekt ist die erwünschte Vergleichbarkeit mit bisher publiziertem Material der Nachbaratlanten, vor allem dem SSA (vgl. Abb. 1). Daher sollen vornehmlich Karten erstellt werden, die im jüngst abgeschlossenen SSA bereits veröffentlicht worden sind.

Für die Erstellung der Sprachkarten eignet sich als grafische Unterstützung das Programm CorelDRAW. Es wird innerhalb des Projektes zurzeit in der aktuellen Version CorelDRAW X5 verwendet. Die grafische Bearbeitung der Karten erfolgt auf zwei Ebenen; auf die erste Ebene wird die Grundkarte des Untersuchungsgebietes (vgl. Abb. 2) gelegt, auf der zweiten Ebene erfolgt dann das Eintragen von Symbolen für einzelne sprachliche Phänomene. Dafür wird für jeden Ort der entsprechende Beleg aus dem Fragebuch durch ein vorher festgelegtes Symbol kodiert und auf der Karte verzeichnet (vgl. Abb. 3).

Aus dem bisher gesammelten Rohmaterial lassen sich nun erste Probekarten erstellen. Die in den Abbildungen 3–6 gezeigten Karten dienen hier zunächst als Muster zur Dokumentation des Herstellungsverfahrens und wurden nach einer ersten Sichtung des erhobenen Materials beispielhaft erstellt. Vor einer genauen Überprüfung der Notationen in den Fragebüchern mithilfe der Tonaufnahmen kann die erforderliche exakte Übereinstimmung von Ton- und Schriftbeleg nicht gewährleistet werden. Wie auch bei der Erhebungsmethode des SDS, des VALTS und bei Abbildung 4 (Karte „geblieben“) des SSA werden hier die Tonaufnahmen „als zusätzliche Kontrollmöglichkeit eingesetzt“.²⁰ Auf den hier gezeigten Karten sind die Lautungen typisiert wiedergegeben und die tatsächlichen sprachlichen Verhältnisse stark vereinfacht dargestellt.

¹⁸ Eine Übersicht über die bisher gedruckten bzw. gesendeten Beiträge findet sich online auf www.sprachalltag.de im *Pressespiegel*.

¹⁹ www.sprachalltag.de unter *Erste Ergebnisse*.

²⁰ RENATE SCHRAMBKE, Planung und Durchführung der Erhebungen, in: Einleitung zum Südwestdeutschen Sprachatlas I, hg. von HUGO STEGER und VOLKER SCHUPP, Marburg 1993, S. 33.



4 Ziegen / Schafe

4.1 Geiß/Geißen (42.1)	gaes, -œ-, ā II/30.00-7, II/109.04-6	gæs / gæso
4.2 Junge zur Welt bringen (Die Geiß tut....) (42.2)	Zicklen, Kitzeln	o
4.3 Das Kitzlein (42.3)		dsigla

WN Sulzbach

4 Ziegen / Schafe

4.1 Geiß/Geißen (42.1)	II/30.00-7, II/109.04-6	gās / gāsa
4.2 Junge zur Welt bringen (Die Geiß tut....) (42.2)		dsigla dsigla
4.3 Das Kitzlein (42.3)		dsiglix

SHA Vellberg

4 Ziegen / Schafe

4.1 Geiß/Geißen (42.1)	II/30.00-7, II/109.04-6	goes / -a
4.2 Junge zur Welt bringen (Die Geiß tut....) (42.2)		dsigla
4.3 Das Kitzlein (42.3)		goesla

SHA Bühlerzell

Abb. 3: Karte „Geiß“: Kodierung und Übertragen der Einzelbelege auf die Karte. Karte: Rudolf Bühler.

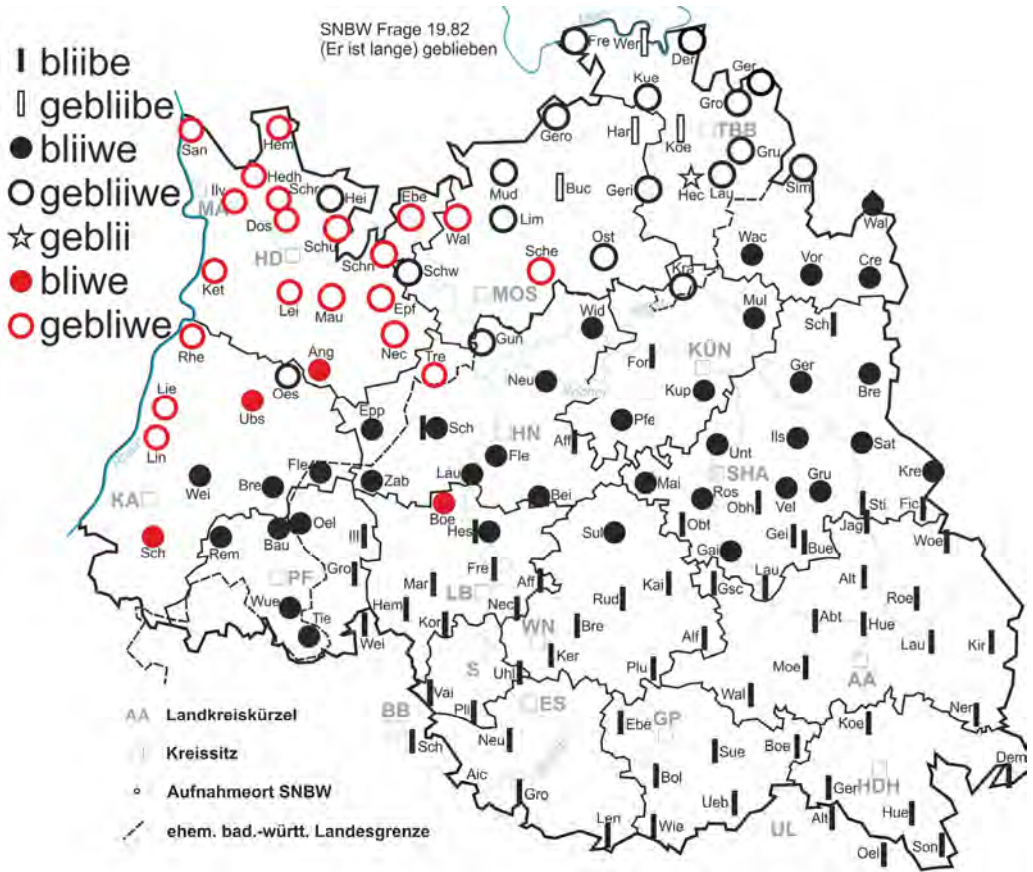


Abb. 4: Karte „geblieben“. Karte: Rudolf Bühler.

Auf späteren Karten, die in der Legende auf die Teuthonista-Schreibung zurückgreifen, wird es möglich sein, komplexe Strukturen in der Sprachlandschaft detailliert darzustellen. Zur Auflösung der Symbole wurde hier zugunsten besserer Verständlichkeit das lateinische Alphabet verwendet. Aber auch auf diese Weise lassen sich aussagekräftige Karten herstellen wie in Abbildung 4. Dort ist die Aussprache des Perfekts von „bleiben“ in typisierter Form dargestellt. Grundsätzlich werden auf dieser Karte drei Varianten behandelt, deren Verteilung im Raum durch die Symbolisierung sichtbar wird: Es gibt offenbar Formen mit einem ge-Präfix, wie sie hauptsächlich in den mitteldeutschen Dialekten gesprochen werden, und solche ohne das Präfix.²¹ Sie werden auf der Karte durch ungefüllte/gefüllte Symbole unterschieden. Das zweite Merkmal ist die Länge des Vokals *i* (lange Vokale mit Doppelschreibung: „ii“); die Orte, in denen er kurz gesprochen wird, erhalten ein rotes Symbol.²² Das dritte Thema ist die Reali-

²¹ Zur Morphologie des Verbums und zum Verlauf der Präteritalgrenze vgl. z. B. WERNER KÖNIG, dtv-Atlas Deutsche Sprache, München¹⁴2004, S. 158 f., 162 f.

²² Zu Dehnungen der Vokale in offenen Silben seit althochdeutscher Zeit vgl. z. B. KÖNIG, dtv-Atlas Deutsche Sprache (wie Anm. 21), S. 149, 153.

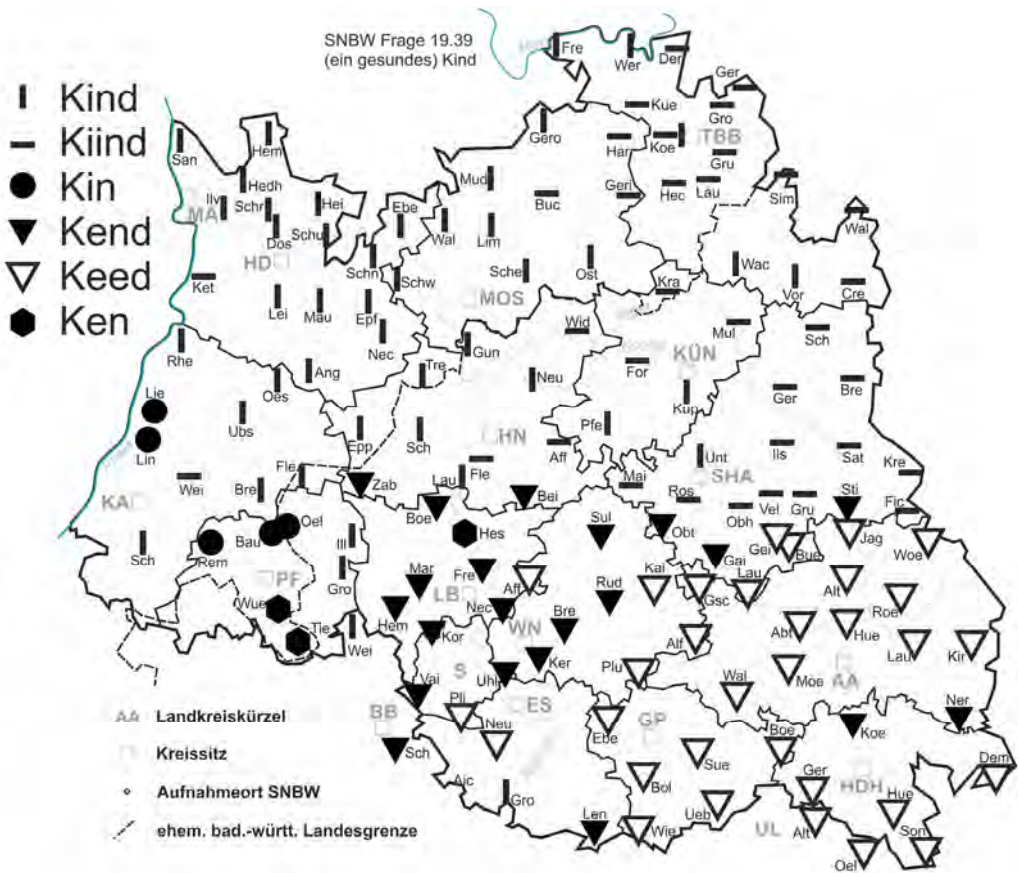


Abb. 5: Karte „Kind“. Karte: Rudolf Bühler.

sierung des intervokalischen *b*; es wird in den fränkischen Teilen des Untersuchungsgebiets meist als *w* gesprochen und so auf der Karte mit Kreissymbolen markiert. Durch die Auswahl und Zuordnung der Symbole lassen sich also vielschichtige Karten zeichnen, die immer noch einigermaßen übersichtlich bleiben.

Sprachatlaskarten sind aber auch stets Interpretationskarten. Mit der Auswahl bestimmter Symbole interpretiert man bereits das vorliegende Material. Damit dieses Wissen nicht verloren geht, sollen die Karten kurz kommentiert werden. Hierbei muss der Kommentar nicht die Ausführlichkeit erreichen, die Hubert Klausmann am „Vorarlberger Sprachatlas“ (VALTS) zusammen mit Eugen Gabriel erreicht hat. Schließlich hatten die Mitarbeiter dieses Atlas bedeutend mehr Zeit zur Verfügung.

Für die Interpretation der Karten wird als Bezugssystem in der Regel der Lautstand des Mittelhochdeutschen herangezogen. Daher handelt es sich bei der Aussprache von „Kind“ (vgl. Abb. 5) im Schwäbischen also um eine „Senkung“ [der Zunge, bei der Artikulation *i* > *e*]. Sie ist ein typisches Merkmal der schwäbischen Dialekte und oben mit Dreiecksymbolen kartiert. Im Fränkischen ist die Entwicklung von intervokalischem *-nd-* zu *-n-* (wie in den Wörtern „Kinder“ - *Kiner* oder „finden“ - *fine*) weit verbreitet und auch hier auslautend in einigen Orten

im Südwesten notiert worden. Dort, wo die Verbreitungsgebiete der schwäbischen Senkung und des fränkischen *Kim* aufeinandertreffen, kommt es zu einer Mischform – *Ken* –, in der die Merkmale beider Dialekte vorhanden sind; in diesem Falle handelt es sich um die Aufnahmeorte Würm und Tiefenbronn im Enzkreis (PF) und Hessigheim im Kreis Ludwigsburg (LB). Dialektgebiete werden also nicht unveränderlich durch Sprachgrenzen getrennt, sondern es kommt vielerorts zu Verschiebungen, Überlappungen und Vermischungen, die ihrerseits wieder unterteilt sein können. Diese Kontaktsituation wird vor allem bei Mehrwortkarten wie in Abbildung 3 beispielhaft deutlich: Für die Aufnahmeorte Mauer (HD), Gundelsheim, Neuenstadt/Kocher, Flein (HN) und Mainhardt (SHA) wurden jeweils beide Symbole für *-ae-* und *-aa-* kartiert; diese Orte befinden sich an der Grenze des entsprechenden Verbreitungsgebietes der Lautung. Die Gewährsleute haben hier für die abgefragten Lemmata keine einheitliche Antwort gegeben (z. B.: „kann man so oder so sagen, ist beides richtig“) bzw. sich nicht auf eine bestimmte Aussprache festlegen wollen. Solche Resultate können eben ein Hinweis dafür sein, dass sich an dieser Stelle der Dialektgrenze eine gewisse Unschärfe eingestellt hat.

Mit der abschließenden Auswertung der erhobenen Daten sollen für die Dialektgeografie des Nordens von Baden-Württemberg folgende Fragen beantwortet werden:

- Nach welchen sprachlichen Kriterien (Lautungen, Grammatik, Wortschatz) können die Dialekte Baden-Württembergs eingeteilt werden?
- Welche Räume ergeben sich aus den Daten?
- Wo sind die Dialektgrenzen stabil, wo eher abgestuft?
- Welche Reliktörter aus früheren Siedlungsschichten (Kelten, Romanen) können in den heutigen Mundarten noch erfasst werden und was kann man mit Hilfe dieser Wörter über die Siedlungsgeschichte des Landes aussagen?
- Welche Neuerungen sind in den verschiedenen sprachlichen Bereichen zu erkennen?

Darüber hinaus wird das Material die Möglichkeit bieten, grundlegende Fragen für den gesamten alemannisch-fränkischen Raum zu beantworten, wie zum Beispiel:

- Wie beeinflussen sich fränkische und schwäbische Mundart in den verschiedenen Räumen?
- Ist die traditionelle Einteilung der alemannischen Mundarten noch haltbar?
- Welche Räume ergeben sich für den fränkischen Teil?

Betrachtet man die Aussprache des mittelhochdeutschen *a* im Wort „sagen“ (vgl. Abb. 6), ergibt sich für den fränkischen Teil eine Zweigliederung: Die roten Kreissymbole kennzeichnen das Gebiet des Ostfränkischen, die farbigen Rechtecksymbole markieren die Verbreitung des Süd- bzw. Rheinfränkischen nach der traditionellen Einteilung.²³

²³ Eine traditionelle Einteilungsmöglichkeit der Mundarten in Baden-Württemberg findet sich in: Historischer Atlas von Baden-Württemberg, hg. von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Stuttgart 1981, Karte XII.7 (Raumgliederung der Mundarten um 1950, bearb. von HUGO STEGER).

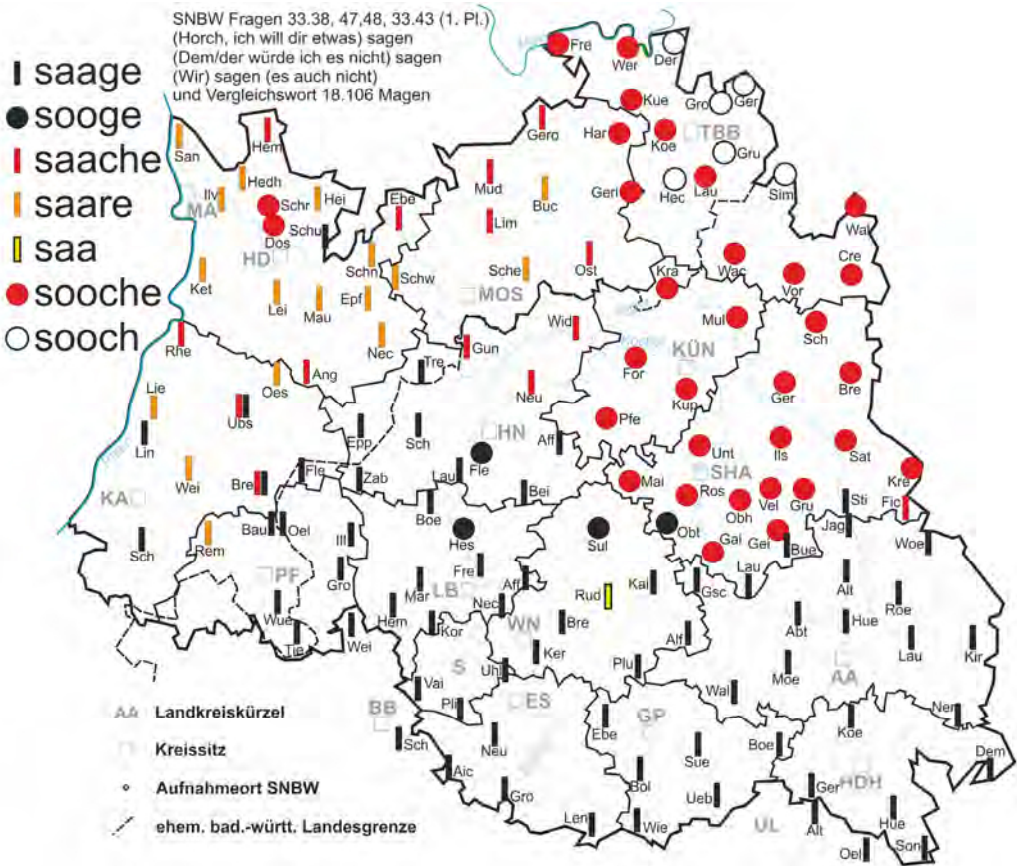


Abb. 6: Karte „sagen“. Karte: Rudolf Bühler.

Teilprojekt „Sprachgrenzen und -übergänge in Baden-Württemberg – ein phonologischer Vergleich“ (Rudolf Bühler)

In meiner Dissertation untersuche ich „Sprachgrenzen und -übergänge in Baden-Württemberg“. Dabei werden Sprachgrenzen und deren historischer Wandel betrachtet; solch ein Wandel muss keineswegs immer das Standarddeutsche zum Maßstab haben. Die traditionelle Dialektforschung verwendet als Bezugssystem stets den Lautstand des Mittelhochdeutschen und muss davon ausgehend zunächst die jeweils älteste verfügbare „Grundmundart“ erheben. Erst aufbauend auf dieser empirischen Datengrundlage besteht die Möglichkeit zur Diagnose und Interpretation von gesprochener Sprache und ihrem Wandel.

Alltagssprache kann sich auch an Nachbarregionen orientieren und dadurch in ihrem Dialektcharakter noch verstärkt werden. Die synchronen geografischen Sprachräume vergleiche ich mit kulturellen Grenzen. Mich interessieren der Verlauf historischer und moderner politischer Grenzen und Verwaltungsbezirke sowie etwa die Entwicklung von konfessionellen Gebieten

und Verkehrswegen. Auf einer diachronen Ebene werden ältere Sprachaufnahmen mit den jetzt erhobenen Daten verglichen, um sprachlich progressive, sich verändernde Gebiete und sprachlich konservative, stabile Gebiete unterscheiden zu können.

Für den diachronen Vergleich kann auf unterschiedliche Datenkorpora zurückgegriffen werden: Die indirekt mit einem Fragebogen erhobenen Aufnahmen Georg Wenkers aus den Jahren nach 1876 sind im „Deutschen Sprachatlas“ auf Karten ausgewertet und im Netz auf www.diwa.info verfügbar gemacht worden. Eine umfangreiche Sammlung gesprochener Sprache liefern die direkt mittels freier Rede gesammelten Tonaufnahmen von Arno Ruoff und Hermann Bausinger. Diese Aufzeichnungen entstammen dem dialektologischen Archiv des Ludwig-Uhland-Instituts, das mit dem Tübinger Dialektkorpus und den Tonaufnahmen aus den Jahren 1955 und 1964 über eine Datengrundlage mit großer Belegdichte verfügt.

Der phonologische Vergleich dieser historischen Aufnahmen mit den aktuell erhobenen Daten des SNBW bietet die Möglichkeit, über Generationen hinweg Veränderungen im Lautstand der Alltagssprache nachzuvollziehen. Welche Lautungen sind davon betroffen? Verschieben sich Lautungen mit salient dialektalen Merkmalen zugunsten der Standardsprache? Gelingt es auf der anderen Seite auch mundartlichen Lautungen, sich als stabil zu erweisen und auszubreiten? Erstmals können anhand der hieraus resultierenden Ergebnisse Art, Ausbreitung und Richtung von aktuellen sprachlichen Veränderungen im Norden Baden-Württembergs sowohl qualitativ als auch quantitativ bestimmt werden.

Für den synchronen Vergleich wird das Gebiet betrachtet, in dem der fränkische und der alemannische Sprachraum aneinandergrenzen. In welchen Bereichen kommt es zu Interferenzen, zu Vermischungen und Verschiebungen der beiden Sprachen? An welchen Stellen lassen sich schärfere Sprachgrenzen auch heute noch nachweisen? Diese Fragestellungen ermöglichen es, den tatsächlichen gegenwärtigen Entwicklungsstand der sich ständig verändernden Mundarten in Nord-Baden-Württemberg festzuhalten und die Bedeutung der ursprünglichen Dialekte im Gegensatz zu regionalen Varianten in der Alltagssprache und der Sprachkultur zu erforschen.

Zur Auswertung der historischen Daten wurden auf www.diwa.info verfügbare digitalisierte Sprachkarten des „Deutschen Sprachatlas“ zunächst exzerpiert und schließlich auf phonologische Karten, basierend auf dem aktuellen Material des SNBW, übertragen. Die von der Medienabteilung der Tübinger Universität digitalisierten Tonbandaufnahmen aus dem dialektologischen Archiv des Ludwig-Uhland-Instituts wurden mit dem Analyseprogramm Praat aligniert und ins Standarddeutsche transliteriert.

In der nächsten Auswertungsphase entstehen weitere Karten zum phonologischen System der Mundarten in Nord-Baden-Württemberg. Mit ihrer Hilfe werden sich Erkenntnisse zum synchronen Lautstand und – unter Einbeziehung der historischen Daten – zur diachronen Entwicklung der Sprache im Untersuchungsgebiet des SNBW gewinnen lassen.

Teilprojekt „Subjektive Sprachräume und deren generationeller Wandel“ (Nina Kim Leonhardt)

Nina Kim Leonhardt geht in ihrer Dissertation „Unter Nachbarn – Bedeutung und Wandel von subjektiven Dialekträumen in Nord-Baden-Württemberg“ der Frage nach, ob und wie sich Sprachwahrnehmungen von jungen und alten Dialektsprechern unterscheiden. Neben regionalen Unterschieden in den Sprachidentitäten (vgl. Abb. 7) geht es darum, wie laienlinguistische

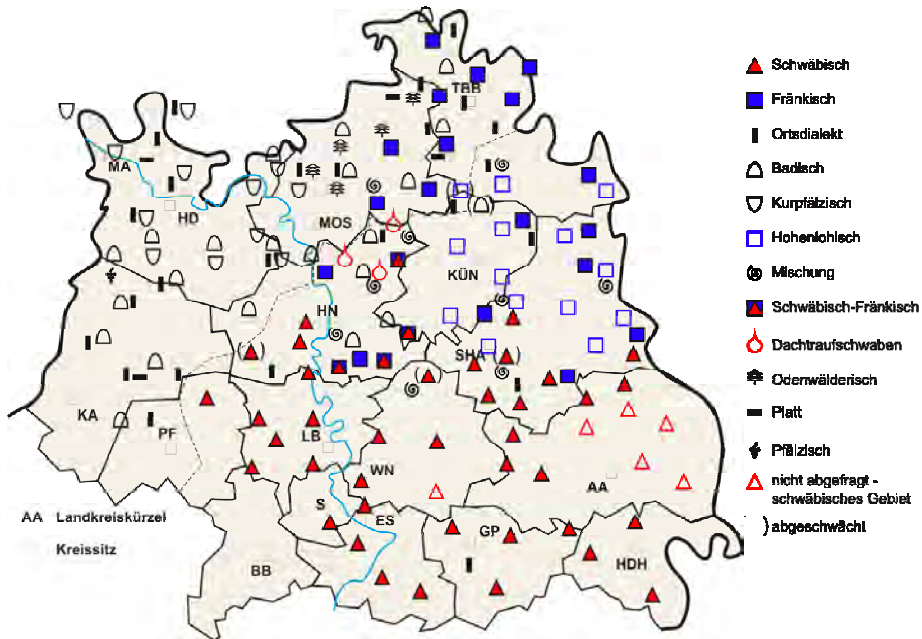


Abb. 7: Karte mit Antworten auf die Frage „Wie würden Sie Ihren Dialekt selbst bezeichnen?“. Karte: Nina Kim Leonhardt.

Dialektzuschreibungen und „dialectmaps“ den alltäglichen Sprachgebrauch beeinflussen. Es soll damit aufgezeigt werden, dass Regionalsprachlichkeit nicht nur Erfahrung gegebener Sprachräume, sondern auch immer Konstruktion von Regionalität beinhaltet. Dazu sollen dialekterhaltende Strukturen und Institutionalisierungsprozesse von Mündlichkeit herausgearbeitet werden und in Relation zu vermeintlich dialektschwächenden Faktoren wie Mobilisierung und Individualisierung gesetzt werden. Welche Bedingungen ermöglichen es, Dialektwissen und Sprachraumkonzepte zu tradieren, welche erschweren es? Ziel der Untersuchung ist es somit auch, intergenerationelle, gesellschaftliche und räumlich distinkte Sprachwandelprozesse kulturwissenschaftlich zu beschreiben und dialektale Differenzierungs- bzw. Identifizierungsprozesse als räumliche Interpretationen sozialer Praxis zu kennzeichnen.

Parallel zu den laufenden sprachwissenschaftlichen Erhebungen ethnografierte Leonhardt dazu die subjektiven Dialektgrenzen von Menschen an drei verschiedenen Orten – in Schwaben (Neuhausen auf den Fildern und Nachbarort Sielmingen – Mai/August 2010), im schwäbisch-fränkischen Übergangsgebiet (Lauffen am Neckar – Mai/Juni 2011) und an der schwäbisch-fränkischen Sprachgrenze (Stimpfach – Februar/Mai 2011). Leonhardt befragte Sprecher der älteren Generation zwischen 60 und 80 Jahren und verglich ihre Beschreibungen von Dialektgrenzen und Dialektunterschieden mit denen der Sprechergeneration zwischen 20 und 30 Jahren. Es zeigte sich, dass sich bei den Beschreibungen und Zuweisungen der Dialekträume nicht nur erhebliche Unterschiede zwischen den Regionen und Generationen feststellen ließen, son-

dern auch innerhalb der Generationen selbst: Faktoren wie eine regionale Eingebundenheit durch einheimische Freunde und einen nahen Arbeitsplatz sowie die persönliche Einstellung zum Dialekt müssen als Faktoren daher ebenso stark berücksichtigt werden wie das Alter und die Herkunft der Sprecher.

Auch zeigte sich, dass das Sprachbewusstsein an der Dialektgrenze zwischen Ellwangen und Crailsheim ausgeprägter ist, als im schwäbisch-fränkischen Übergangsgebiet bei Ludwigsburg und auf den schwäbischen Fildern. Der jeweils andere Dialekt spielt hier eine überaus prägnante Rolle im alltäglichen Erleben und ist damit oftmals wichtiger Bestandteil der kulturellen Abgrenzung und eigenen Identität. Diesbezüglich macht es nur einen geringen Unterschied, ob es sich um Sprecher der älteren oder jüngeren Generation handelt. Vielmehr ist ausschlaggebend, ob die Befragten eine persönliche Zukunft im Heimatort anstreben oder eine bewusste Orientierung nach außen vorliegt. Dieses Ergebnis stützt bereits eine der formulierten Forschungsthesen, dass territoriale Verortung immer mit sozialer Verortung einhergeht und belegt zugleich die These von Alfred Schütz, dass das Ziel des Akteurs eine grundlegende Rahmung für den subjektiven Sinn seiner Handlung konstatiert.

Um die Bedeutung und eventuelle Korrelationen von Faktoren wie Ortsgebundenheit und Dialektloyalität besser herauszustellen, hat Leonhardt ergänzend zu den erhebungsbegleitenden, kulturwissenschaftlichen Befragungen der älteren Sprechergeneration eine Umfrage an Gymnasien und Realschulen im Umkreis der von ihr gesondert ethnografierten Orte durchgeführt: bisher kamen 511 ausgefüllte Bögen von Schülern der Abschlussjahrgänge zurück und wurden in eine Datenbank übertragen. Die zurzeit laufende Analyse hat bereits einige erstaunliche Ergebnisse zu Tage gefördert: So gaben 64 % aller Schüler an, nach dem Schulabschluss in Baden-Württemberg bleiben zu wollen (Frage V.4, vgl. Auszug Schülerfragebogen, S. 230). 93 % davon wiederum gaben zusätzlich an, an Ihrem Dialekt erkannt und regional verortet werden zu können (Frage VII, vgl. Auszug Schülerfragebogen, S. 230). Das zeigt überdeutlich den starken Einfluss des Dialekts auf eine räumliche Gebundenheit und findet sich ähnlich auch in Forschungen zu Dialektgrenzen und Binnenmigration von Alfred Lameli wieder.²⁴

Teilprojekt „Sprachvariation in der Arbeitswelt: Funktionen, Einstellungen und individueller Möglichkeitsraum“ (Rebekka Bürkle)

Die Dissertation von Rebekka Bürkle stellt Beschäftigte eines südwestdeutschen „Weltmarktführers“ und deren Umgang mit Sprache in das Zentrum des Interesses. Das Teilprojekt stellt eine Erweiterung des Gesamtprojekts um die situative und soziale Dimension der Sprachverwendung in der Arbeitswelt dar.

Unter Berücksichtigung der Erfahrungen und Einstellungen der Akteure wird untersucht, in welchen Situationen bei der Arbeit mit wem wie gesprochen wird. Wichtig ist hierbei das individuelle Variationspektrum, das in der klassischen Dialektologie lange nur als Störfaktor wahrgenommen wurde und bislang kaum untersucht worden ist.

Um die verschiedenen Sprachebenen bestimmen zu können, wurde ein Modell entwickelt, das die sprachwissenschaftlichen Erhebungen des Gesamtprojekts als Basis nutzt. Es zeigte

²⁴ Siehe dazu: <http://ftp.iza.org/dp4743.pdf>.

sich, dass die Regionalsprache im Unternehmen die am häufigsten genutzte Sprachform darstellt.

Relevant für die Studie sind Fragen nach der Flexibilität der Sprecher, den Funktionen der gewählten Varietät, beispielsweise ihr strategischer Einsatz bei Prozessen der Inklusion und Exklusion. Außerdem stehen Anpassungsphänomene, die mögliche Sogwirkung einer bestimmten Varietät und sprachliche Normen am Arbeitsplatz im Fokus. Ermittelt wurde beispielsweise, dass Zugezogene bestimmte dialektale Wendungen übernehmen oder der Gebrauch bestimmter Sprechweisen sanktioniert wird.

Auch wird das ‚kommunikative Inventar‘ Beschäftigter eines Unternehmens genau betrachtet: Welche Rolle spielen internationale Aktivitäten, die sprachliche Unternehmenskultur oder das Selbstverständnis des Unternehmens? Wird Dialekt als Ressource oder eher als Hindernis wahrgenommen, haben die Hierarchieebenen Einfluss auf den Gebrauch verschiedener Varietäten und welche Rolle spielen Fremd- und Fachsprachen im Unternehmen?

Zentrale empirische Basis der Dissertation ist die Feldforschung bei einer Tochter der Würth-Gruppe (Würth Industrie Service GmbH & Co. KG). Mittels Beobachtungen im Arbeitsalltag, Teilnahme an Kongressen und Sitzungen, qualitativen Interviews und Dokumentanalysen wurden in der ersten Feldforschungsphase belastbare Erkenntnisse gewonnen. 2011 fand ein Vergleich von Zentrale (Bad Mergentheim) und Niederlassungen (Heilbronn und Reutlingen) statt, außerdem wurde ein Einblick in den Außendienst gewonnen.

Es wurde ergänzend ein innovativer Materialzugang erprobt, was sich in der explorativ angelegten Studie als sehr fruchtbar erwies: Anhand einer Online-Umfrage bei 700 Unternehmen in Baden-Württemberg wurde ein quantitativer Überblick zur Sprache bei der Arbeit gewonnen. Auch hier wurde deutlich, dass Dialekt im Arbeitsalltag die übliche Sprechweise ist. Am häufigsten – so die Selbsteinschätzung der Befragten – werden schwacher Dialekt und ein regionaler Akzent verwendet.

Der Fragebogen richtete sich an Beschäftigte aus dem Personalbereich, die u. a. Auskunft über das Sprachverhalten in Bewerbungsgesprächen, die Abhängigkeit vom Gegenüber und die Bewertung von Dialekt im öffentlichen Leben gaben.

Als Ergebnis sollen Aussagen – exemplarisch anhand eines Unternehmens – über Reichweite, Status und Funktion des Dialekts getroffen werden, sowohl auf individueller, subjektiver Ebene der Beschäftigten als auch auf der Ebene des gesamten Unternehmens unter Berücksichtigung objektiv differenzierbarer Sprachregister. Das Projekt bewegt sich an der Schnittstelle von Sprach- und Kulturwissenschaft und integriert jeweils spezifische Zugangsweisen und Methoden.

Teilprojekt: Erhebungen zur Reichweite des Dialekts im Alltag

Die sprachwissenschaftlichen Erhebungen in den Ortschaften sollen auch dazu genutzt werden, mithilfe eines Fragebogens etwas über die Reichweite und die Funktion der Alltagssprache zu erfahren. In welchen Situationen spricht man eher Dialekt, wann eher Standardsprache, und – was im deutschen Südwesten besonders wichtig ist – wann wählt man eine Ebene, die zwischen Basisdialekt und Standardsprache angesiedelt ist? Den Anschreiben an die Bürgermeister der ausgewählten 90 Belegorte mit Vollaufnahme wurde ein kleiner Fragebogen beigefügt mit der Bitte, diesen ausgefüllt zurückzuschicken.

Teilprojekt: Regionalismen in der Standardsprache – Akzeptanz im schriftlichen Bereich

Regionale Besonderheiten findet man aber nicht nur im Mündlichen, sondern auch – was lange Zeit im Schulunterricht gelehrt wurde – im Schriftlichen. In einer dritten Untersuchung, die unabhängig von den Erhebungen durchgeführt wurde, wurde der Frage nachgegangen, welche regionalen Ausdrücke, die für Baden-Württemberg typisch sind, man auch im Schriftlichen verwenden kann. Da die großen Lexikonredaktionen (Duden, Wahrig) diesbezüglich nur vage Anhaltspunkte geben, wurde in Anlehnung an die Arbeit von Anette Huesmann zum Varietätenspektrum zwischen Dialekt und Standard²⁵ ein Fragebogen an GymnasiallehrerInnen in ganz Baden-Württemberg verschickt. Hierbei sollten die Lehrerinnen und Lehrer des Faches Deutsch beurteilen, ob sie Varianten wie *Kaminfeger*, *Schlotfeger*, *Schornsteinfeger* oder *Nachtessen*, *Abendessen*, *Abendbrot* in einem Aufsatz akzeptieren würden. Nun kann man herauslesen, welche der vorgeschlagenen Regionalismen von LehrerInnen im schriftlichen Gebrauch akzeptiert und welche abgelehnt wurden.

Zusammenfassung

Die neuere Forschung zu den süddeutschen Mundarten zeigt also, dass der jeweilige Ortsdialekt nicht das einzige sprachliche Register ist, das deren Sprechern zur Verfügung steht. Zwischen Grundmundart und dem „richtigen“ Schriftdeutsch nutzen die Franken, Alemannen und Schwaben in Nord-Baden-Württemberg eine Vielzahl von sprachlichen Stufen, unter denen sie je nach Gesprächspartner, -ort und -situation variieren können. Die Kommunikationsreichweite hat sich in den letzten Jahrzehnten stark vergrößert – man spricht nicht mehr nur mit den Leuten aus dem Heimatort, sondern findet sich immer öfter unter Ausnutzung der eigenen sprachlichen Variantenvielfalt auch mit „Auswärtigen“ Dialektsprechern im Dialog oder mit solchen, die lediglich einen leicht von der Standardsprache abweichenden Akzent besitzen.

Die bisher vorhandenen kleinräumigen Unterschiede innerhalb der Mundartgebiete und zwischen den einzelnen Dialektregionen in Nord-Baden-Württemberg mögen dadurch verschwinden. Ein immer wieder befürchtetes Aussterben des Dialekts ist dennoch nicht zu erwarten. „Kleinräumige sprachliche Gebrauchsmuster“ werden zwar immer mehr in den Hintergrund gedrängt und zugunsten solcher Formen aufgegeben, „die eine regionale oder überregionale Verbreitung aufweisen“.²⁶ Innerhalb dieser größeren geografischen Räume bleiben sicherlich auch in näherer Zukunft dialektale Merkmale im Bereich der Lautung, der Grammatik und des Wortschatzes erhalten.

²⁵ ANETTE HUESMANN, *Zwischen Dialekt und Standard. Empirische Untersuchung zur Soziolinguistik des Varietätenspektrums im Deutschen*, Tübingen 1998.

²⁶ HELMUT SPIEKERMANN, *Sprache in Baden-Württemberg. Merkmale des regionalen Standards*, Tübingen 2008, S. 308.

Anhang: Fragebögen zu den erhebungsbegleitenden Untersuchungen

Erhebungsbegleitender Fragebogen zur Erfassung von metasprachlichem Wissen, subjektiver Dialektgrenzen, Einstellungen, räumlicher Orientierung und Mediennutzung

Landkreis:	Ort:	Ortsteil:	Datum:
Name:		Alter:	
1.) Gibt es Unterschiede zwischen Ihrem Dialekt und dem Dialekt der Nachbarorte?			
1.2) Welche – woran liegt das?			
1.3) Gibt es Neckereien zwischen den Orten?			
2.) Sprechen Ihre Kinder und Enkel den gleichen Dialekt wie Sie?			
3.) Wie würden Sie die Sprache bezeichnen die Sie selbst sprechen?			
3.1) Was sind Ihrem Gefühl und Ihren Erfahrungen nach die Vorteile Ihres Dialekts?			
4.) Welche Zeitungen lesen Sie hier? Welche Radiosender hören Sie? Nutzen Sie das Internet?			
5.) Wohin fahren Sie zum Einkaufen (Kleidung, Möbel, etc.)?			

Auszug aus dem Fragebogen zum Erfassen der Reichweite des Dialekts

1. Für welchen Ort machen Sie die Angaben:							
2. Aus welcher Gegend stammen Sie? Bitte ankreuzen:							
Baden-Württemberg	<input type="checkbox"/>	Bayern, Rh.-Pfalz, Hessen	<input type="checkbox"/>				
anderes Bundesland	<input type="checkbox"/>	außerhalb der BRD	<input type="checkbox"/>				
3. Wurde bei Ihnen zu Hause Dialekt gesprochen? ja <input type="checkbox"/> nein <input type="checkbox"/>							
4. Können sie selbst Dialekt sprechen? ja <input type="checkbox"/> nein <input type="checkbox"/>							
5. Wie wird in Ihrem Ort gesprochen? Bitte kreuzen Sie auf der Skala von 1 (= reiner Ortsdialekt) bis 7 (= reines Hochdeutsch) einen Wert an, der ihrer Ansicht nach der Sprachlage in der entsprechenden Situation in Ihrem Ort entspricht.							
Situation	Ortsdialekt – Regionalsprache – Hochdeutsch						
	1	2	3	4	5	6	7
mit den Geschwistern							
mit den Großeltern							
mit den Kindern							
in der Verwandtschaft							
mit Freunden/guten Bekannten							
im Verein							
auf dem Sportplatz beim Zuschauen							
im Unterricht (weiterführende Schule)							
mit Mitschülern in der Pause (weiterführende Schule)							
mit den Lehrern in der Pause (weiterführende Schule)							
beim Bäcker/Metzger zu Hause							
mit dem Briefträger zu Hause							
auf dem Rathaus zu Hause							
auf dem Rathaus der nächst größeren Stadt							
auf dem Landratsamt							
bei einem Anruf beim Radio							

Auszug aus dem Fragebogen zum Erfassen der Reichweite des Dialekts

(1) In welchem Bundesland sind Sie zur Schule gegangen? _____ Bitte verwenden Sie eine einfache Abkürzung wie z. B. Ba-Wü für Baden-Württemberg			
(2) Aus welchem Bundesland stammen Ihre Eltern?			
(3) Welcher Altersgruppe gehören Sie an? Bitte kreuzen Sie an: <input type="checkbox"/> älter als 50 <input type="checkbox"/> 40–50 <input type="checkbox"/> unter 40			
(4) Geschlecht: <input type="checkbox"/> männlich <input type="checkbox"/> weiblich			
Wie urteilen Sie in folgenden Fällen? Bitte kreuzen Sie in der Tabelle jeweils eine der folgenden drei Möglichkeiten a), b) oder c) an:			
a) <u>nicht anstreichen</u> : Sie finden den kursiv gedruckten Ausdruck auch im Schriftlichen in Ordnung.			
b) <u>unterklingeln (Stil-Fehler)</u> : Sie finden, dass man so eigentlich nicht schreiben sollte.			
c) <u>anstreichen (Ausdrucksfehler)</u> : Sie finden, dass dieser Ausdruck zu dialektal ist und im Schriftlichen nicht verwendet werden sollte.			
Satz:	a)	b)	c)
1) Wir waren zu Hause drei <i>Buben</i> .			
3) Dann gab uns der Vater ein paar <i>Watschen</i> .			
6) In den Ferien sind wir <i>Bulldog</i> gefahren.			
7) Ich holte meine <i>Harke</i> und begann mit der Arbeit.			
8) Zuerst mussten wir zum <i>Fleischer</i> .			
9) Dann traten wir aus dem Zimmer in den <i>Gang</i> .			
10) Wir trafen uns bei unserem <i>Stadel</i> .			
11) Kommst du zum <i>Abendbrot</i> ?			
12) Ich holte beim Bäcker vier <i>Laugenwecken</i> .			
13) Auf dem Tisch lagen überall <i>Brosamen</i> .			
14) Die Eltern kauften uns <i>Krapfen</i> .			
15) Der Hausmeister holte einen <i>Putzlumpen</i> .			
16) Ich nahm eine <i>Kutterschaufel</i> und schlug zu.			
17) Auf dem Markt kauften wir <i>gelbe Rüben</i> .			
18) Kommst du zum <i>Nachtessen</i> ?			
24) Wir <i>liefen</i> ganz langsam durch die Halle.			
26) Ihr müsst auf dem <i>Trottoir</i> gehen.			
27) Wir bekamen auf den nächsten Tag keine <i>Hausaufgaben</i> auf.			
28) Sie fragten uns, ob wir es <i>mit Fleiß</i> gemacht hätten.			
30) Der <i>Kaminfeger</i> sollte uns Glück bringen.			
33) Wir bestellten ein <i>Radler</i> .			
34) Wir sollten unbedingt die Türe <i>zusperr</i> en.			
35) Langsam kam er die <i>Stiege</i> herauf.			
36) Wir hatten damals noch sehr viele <i>Geißen</i> .			
37) Morgen holen wir den <i>Christbaum</i> .			
38) Der <i>Schlotfeger</i> sollte uns Glück bringen.			
39) Für das Schwimmbad nehme ich einen <i>Teppich</i> mit.			
40) Es gab Ärger, weil wir den Gehweg nicht richtig <i>gekehr</i> t hatten.			

Auszug aus dem Schüler-Fragebogen zu subjektiven Sprachräumen (Teilprojekt N. Leonhardt)

Schule: _____ Schulort: _____ Wohnort: _____
Studien-/ Berufswunsch: _____ Alter: ____ Geschlecht: m w

I. Mit wem sprechen Sie Dialekt?

mit Freunden:	stark <input type="checkbox"/>	mittel <input type="checkbox"/>	schwach <input type="checkbox"/>	gar nicht <input type="checkbox"/>
mit Eltern:	stark <input type="checkbox"/>	mittel <input type="checkbox"/>	schwach <input type="checkbox"/>	gar nicht <input type="checkbox"/>
mit Großeltern:	stark <input type="checkbox"/>	mittel <input type="checkbox"/>	schwach <input type="checkbox"/>	gar nicht <input type="checkbox"/>
mit Geschwistern:	stark <input type="checkbox"/>	mittel <input type="checkbox"/>	schwach <input type="checkbox"/>	gar nicht <input type="checkbox"/>
mit Lehrern:	stark <input type="checkbox"/>	mittel <input type="checkbox"/>	schwach <input type="checkbox"/>	gar nicht <input type="checkbox"/>
mit Nachbarn:	stark <input type="checkbox"/>	mittel <input type="checkbox"/>	schwach <input type="checkbox"/>	gar nicht <input type="checkbox"/>

Bemerkungen:

II. Gibt es einen Unterschied zwischen dem Dialekt, den man in Ihrem Wohnort spricht und den Dialekten der Umgebung? Wenn ja, können Sie diesen benennen?

III. Zeichnen Sie bitte umseitig den Bereich ein, in dem man Ihren Dialekt spricht.

IV. Sind Sie sportlich, musisch oder sozial aktiv und wenn ja, in welchem Ort?

V.1) Wo wohnen Ihre Freunde?
Wohnort nähere Umgebung Baden-Württemberg _____

V.2) Woher stammt Ihre Mutter?
Wohnort nähere Umgebung Baden-Württemberg _____

V.3) Woher stammt Ihr Vater?
Wohnort nähere Umgebung Baden-Württemberg _____

V.4) Wohin werden Sie nach dem Schulabschluss gehen?
Wohnort nähere Umgebung Baden-Württemberg _____

VI. Sprechen Sie lieber Dialekt oder lieber Hochdeutsch?
Dialekt Hochdeutsch beides gleich

VII. Erkennt man in anderen Bundesländern anhand Ihrer Aussprache wo Sie aufgewachsen sind?
Ja, immer Ja, manchmal Nein, selten Nein, nie